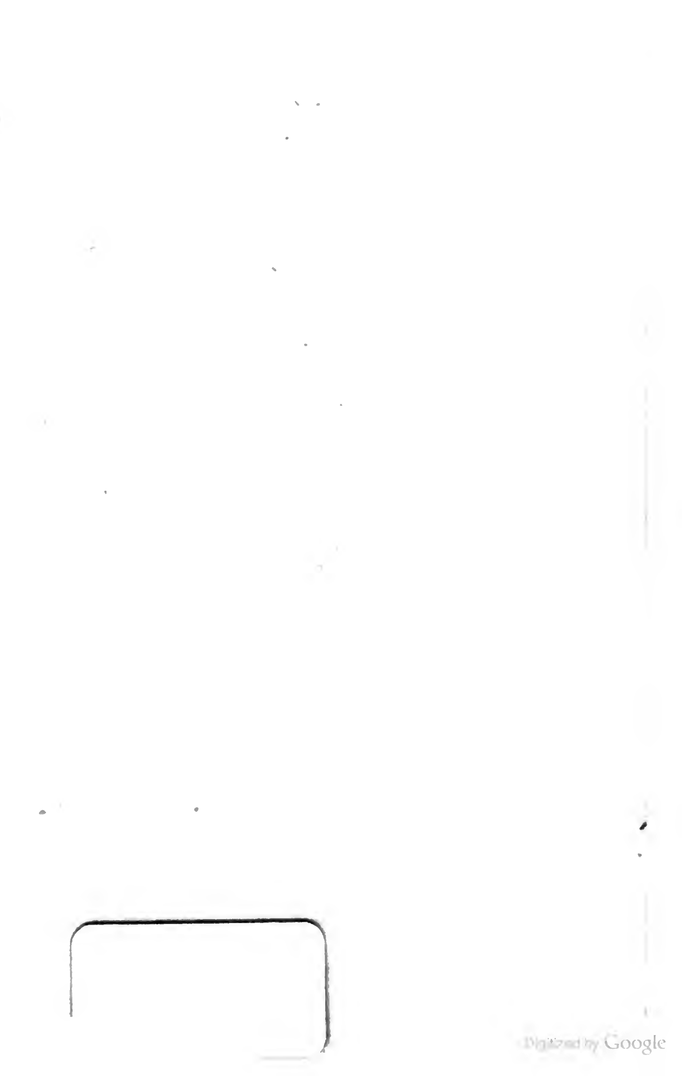
Tragödien des Ghetto

Israel Zangwill,
Hanns Heinz
Ewers



Tragödien des Ghetto

Von

Israel Zangwill

Nach dem englischen Original deutsch

von

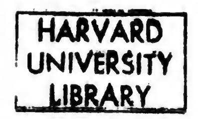
Dr. Hanns Heinz Ewers

Autorisierte Ausgabe



Berlin 1907

Verlag Siegfried Cronbach



Altenburg.
Piererſche Hofbuchdruckerei
Stephan Geibel & Co.

Inhalt.



Die in Dunkelheit wandeln.

I.

Erst nachdem Zilla ein volles Jahr lang jeden Montag und Donnerstag gefastet und den Himmel mit Gebeten bestürmt hatte, wurde ihr heißes Flehen erhört: sie gab — o ewiger Dank dem gnädigen Gotte! — einem Knaben das Leben.

Jossel, der schon seit Jahren die Hoffnung auf einen Erben, der für sein Seelenheil beten würde, aufgegeben, war ebenso überrascht wie entzückt. Seine Frau hatte ihm nichts von ihrem Fasten, womit sie Gott zu erweichen suchte, mitgeteilt; wenn er Montags und Donnerstags abends aus seiner Stiefelfabrik in Bethnal Green zurückkehrte und sich zu seinem Mittagessen in Dalston niedersetzte, hatte er keine Ahnung davon, daß Zilla noch vollständig nüchtern war. Er selbst war eine prosaische Natur, die außerstande war, sich aus religiöser Überzeugung freiwillig Kasteiungen aufzuerlegen, obgleich er getreu seine vorgeschriebenen Fasttage einhielt, wie dies einem orthodoxen Juden zukommt, der gerade keinen besonderen Anspruch darauf macht, ein Heiliger zu sein. In Zillas Charakter hingegen war ein gewisser phantastischer Zug, den er immer nur für den Ausdruck mädchenhafter Lebhaftigkeit gehalten hatte und für den, wie Zilla genau wußte, er kein Verständnis hatte.

Nicht, daß diese geistigen Übungen Zillas eigene Erfindung gewesen wären. Sie hatte von irgendeiner frommen

alten Matrone, die des Hebräischen mächtig war, und von der die Frauen der Nachbarschaft die Neujahrsgebete gelernt hatten, die sie in der Synagoge beteten, in Erfahrung gebracht, daß gewisse heilige Männer sich Montags und Donnerstags zu kasteien pflegten. Von ihrem nichts ahnenden Gatten hatte sie ferner herausgebracht, daß diese Tage selbst durch den gewöhnlichen in der Welt lebenden Mann durch ein Gebet ausgezeichnet wurden, welches das lange Gebet hieß, ein Gebet an den Gott der Gnade. Es war also wohl sicher, daß der Herr sich Montags und Donnerstags besonders gnädig erweisen würde. Um sich seines guten Willens zu versichern, verfuhr sie sehr ungnädig gegen sich selbst und setzte die freiwilligen Fastentage fort, lange nachdem es sicher war, daß ihr Gebet Erhörung gefunden hatte.

II.

Beide, Zilla und Jossel, lebten in glücklicher Unwissenheit der meisten Dinge, namentlich hatten sie keine Ahnung von ihrer eigenen Unwissenheit. Die Fabrikation der Stiefel und das, was dazu gehörte, die Synagoge, die Religion, falsch verstandene Erinnerungen an frühere Tage in Rußland, das, was in ihrem kleinen sozialen Kreise vorfiel, sowie der allgemeine, in Samstags- und Sonntagsblättchen enthaltene Klatsch, das waren so ziemlich die einzigen Dinge, für die sie Interesse hatten. Wenn Zilla von ihrem Manne getrennt war, dann war ihr Horizont noch kleiner, denn sie konnte nicht einmal lesen.

Indessen kamen sie voran. Die gepflasterten Straßen des Ostends ertönten von ihren derben, mit Nägeln beschlagenen Schuhen, und selbst in vielen Salons des Westends wurden ihre feineren Lackschuhe getragen. Aber sie selbst machten sich nichts daraus, feine Schuhe zu tragen. Die bescheidene

Aussicht, in Dalston einmal eine kleine Villa zu besitzen, war das Ziel ihrer Wünsche gewesen und sie waren im Grunde schon ganz befriedigt damit, daß sie Whitechapel hatten verlassen können. Sie wandten den erworbenen Gewinn dazu an, um ihre Fabrik zu vergrößern und Häuser zu kaufen. Dies ist ja bekanntlich die von den Israeliten bevorzugte Form, das Kapital anzulegen. Zilla verstand es, mit seltener Vollkommenheit Fische zu bereiten, sowohl gebackenen, als auch Fisch in Sauce, und zwar in der verschiedensten Weise mit süßer oder saurer Sauce. Es hatte wirklich nichts zu ihrem Glücke gefehlt — als ein Sohn, ein Erbe, einer, der dereinst ihren Tod betrauern würde.

Als er endlich kam, blieb wenig, was Aberglauben und Religion für ihn tun konnten, ungeschehen. Ein Amulett an seinem Bettpfosten verscheuchte Lilith, Adams erste Frau, die wahrscheinlich aus Unmut darüber, daß nicht sie dazu bestimmt war, die Stamm-Mutter des menschlichen Geschlechtes zu werden, den kleinen Kindern und Säuglingen Gewalt anzutun sucht. Die Einführung in den Bund Abrahams geschah durch einen frommen Paten mit lang herabhängenden Ohrlocken, und bei der Zeremonie des Freikaufs des Erstgeborenen wurden zu den dem Priester zukommenden fünf Silberstücken noch fünf für die Armen bestimmte goldene Sovereigns hinzugefügt. Und obgleich Zilla, wie in ihren Kreisen üblich, ein ganz leidliches Englisch sprach, so wiegte sie doch ihren kleinen Brum mit den alten Mauschelschlafliedern ein.

„Schlaf, mein Vöglein! Schlaf in Frieden
Schließ, mein Kind, die Augen zu!
Bald genug beginnt die Arbeit,
Und vorbei ist deine Ruh.

Handeln soll mein süßer Knabe
Mit Rosin' und Mandelkern,
Heil'ge Rollen soll er schreiben,
Und hell leuchtet ihm sein Stern.

Brum soll lernen seines Volkes
Ruhmvoll trauriges Geschick;
Schlaf, mein Kind, die Mutter betet
Zu Jehova um dein Glück."

Ach! Trotz alledem wuchs Brum als ein Schwächling auf, er hatte ein kränkliches, blutarmes Aussehen, und wenn er nicht das Kind wohlhabender und ihn zärtlich liebender Eltern gewesen, hätte man ihn für halbverhungert halten können.

III.

Aber trotz aller seine Kindheit bedrohenden Gefahren wurde Zillas Glauben, daß der Sohn ihr erhalten bliebe und sie überleben würde, doch niemals erschüttert. War er doch ein Kind des Himmels, und die Vorsehung würde sich nicht selbst in das Gesicht schlagen. Jossel, der diesen Glauben nicht teilte, wurde von fortwährender Sorge gequält, die Zilla oft vergebens zu verscheuchen suchte. Da sie ihn jedoch nicht von Anfang an von ihrem Handel mit den himmlischen Mächten in Kenntnis gesetzt, fand sie es etwas schwierig, dies hinterher zu tun. Sie ging, soweit sie es wagen konnte.

„Wenn der ‚Allerhöchste' uns nach so vielen Jahren einen Sohn gesandt hat," sagte sie in ihrer jüddischen Sprache, deren sie sich bei intimer häuslicher Unterhaltung stets bediente, „so wird er ihn uns doch nicht wieder nehmen."

„Da könntest du ebenso gut behaupten," antwortete Jossel düster, „daß, weil er uns all die Jahre über Glück und Segen gesandt, er uns nun unsern Wohlstand nicht nehmen könne."

„Still, still! Besprich mir das Kind nicht!" und Zilla spie sorgfältig aus. Sie hatte eine furchtbare Angst vor schlechten Vorbedeutungen und den Wirkungen des bösen Blickes, sie hatte ein Gefühl, als ob der Himmel selbst sie nicht davor

schützen könne. Sie war im Innern fest davon überzeugt, daß irgendein Weib, das sie um „all das Glück und den Segen" beneide, Brum mit dem „bösen Blick" verfolge und daß dies der Grund seines Siechtums sei. Und ganz gewiß war kein Gedeihen in dem Knaben, er welkte dahin. „Marasmus" hatte einer der Ärzte einst gemurmelt und dann offen sein Befremden darüber ausgesprochen, daß ein so gut gekleidetes Kind so schlecht genährt aussähe. „Gehen Sie recht oft mit ihm an die See, und vor allen Dingen nähren Sie ihn sehr gut und sorgfältig." So geschah es, daß Zilla oft ihren Mann verließ, um Aufenthalt in einer koschern Pension in Brighton oder Ramsgate zu nehmen, wo es gutes Essen gab, und wo der heranwachsende Brum Schulknabenverse an das ihn seltsam bezaubernde Meer schrieb.

Denn wenn sein körperliches Gedeihen auch viel zu wünschen übrig ließ, so hatte sein Geist sich doch übernatürlich früh entwickelt. Selbst die Mütter anderer Knaben gaben zu, daß er ein Wunderkind sei. Die schwarzen Augen glühten wie Kohlen in dem bleichen Gesichtchen, und mit durchdringendem Blicke schien er das Weltall durchforschen zu wollen; er verschlang förmlich jeden gedruckten Buchstaben, der ihm in den Weg kam. Es war wirklich ein Jammer, daß er diese schönen dunkeln Augen so früh hinter blauen Brillen verstecken mußte. Aber Zilla tröstete sich mit dem Gedanken, daß die Augengläser gut zu dem schwarzen Gehrock und der weißen Binde eines englischen Rabbi passen würden. Er war ihr vom Himmel geschenkt, und sie mußte ihn dem Himmel zurückgeben. Außerdem dachte sie damit den Herrn zu bestechen, ihn nicht etwa in einer andern Art zurückzufordern.

Als Brum etwa zwölf Jahr alt war, fingen seine Augen an ernstlich zu erkranken, und er erneute die so

früh gemachte Bekanntschaft mit den langweiligen Wartezimmern in den Augenkliniken und mit dem sehnlichst erwarteten „Klingling“ der Schelle des Arztes, das einen Patienten nach dem andern in das mit seltsamen Instrumenten ausgestattete Konsultationszimmer rief. Aber erst als der nun Dreizehnjährige unmittelbar vor der „Bar-Mizwah“ — der Konfirmation — stand, fiel der verhängnisvolle Schlag. Ohne daß einer der ihn behandelnden Ärzte auch nur ein Wort von einer solchen Möglichkeit geäußert hatte, erblindete Brum plötzlich.

„O Mutter!“ war sein erster verzweifelter Schrei, „nun kann ich nicht mehr lesen.“

IV.

Die Vorbereitungen zu den Festlichkeiten erschienen den Eltern nun wie ein Hohn. Nachdem Brum in der Synagoge von dem Vorbeterplatz die Thora vorgelesen hatte, sollte zu Hause ein Empfang aller Freunde und Bekannten stattfinden. Brum selbst hatte die Einladungen dazu schon in korrektester Weise geschrieben. „Wir senden Herrn und Frau Salomon unsre Grüße und bitten sie —“ (nicht „Sie“; so schrieb man in ihren Kreisen). Unmittelbar nachdem er all diese Einladungsbriefchen mit seiner schönen Schulknabenhandschrift geschrieben hatte, merkte Brum plötzlich, daß Farben und Feuerflammen vor seinen Augen tanzten, um dann in tiefe Nacht zu versinken. Nun, da der blinde Knabe in hoffnungslosem Elend vor dem wärmenden Kamin kauerte, vor dem er so oft in der köstlichen Dämmerung sich in seine Bücher vertieft hatte, war keiner da, der die Absagebriefe hätte schreiben können. Bis jetzt hatten die verzweifelten Eltern die Katastrophe geheim gehalten, als ob sie dadurch noch abzuwenden sei, und mit jeder Post kamen Konfirmationsgeschenke an.

„Wir müssen es alle wissen lassen," sagten sie einander. Aber die Schwierigkeit, an so viele zu schreiben, verzögerte die Ausführung dieses Vorhabens.

„Vielleicht ist bis zum Sabbath alles wieder gut," sagte Zilla. Sie hing sich verzweifelt an die Hoffnung, daß dies nur eine vorübergehende Wolke sein könne. Denn daß der Ruhm der Konfirmation eines zukünftigen Rabbi so getrübt werden könne, wäre eine unverständliche Schicksalsfügung gewesen. Brums erstes Auftreten in der Synagoge sollte ein so aufsehenerregendes sein. Er wollte nicht etwa nur den ihm zufallenden Teil der Thora verlesen, sondern die ganze Sabbath-Sedrah.

„Er wird niemals wieder ganz in Ordnung mit seinen Augen kommen," sagte Jossel, der, da Zilla ganz zusammengebrochen war, zum erstenmal selbst mit Brum die Runde bei den berühmtesten Ärzten gemacht hatte. „Keiner der Ärzte hat mir Hoffnung gegeben. Der berühmteste und teuerste von allen sagte, daß dieser Fall ihn in höchstem Grade befremde. Er gliche ganz jener oft in Rußland nach der langen Fastenzeit ausbrechenden Blindheit, von der meistens nur sehr zarte und schlecht genährte Kinder befallen würden."

„Ja, ich erinnere mich dessen," sagte Zilla, „aber das war doch nur unter den Christen."

„Aber wir haben heutzutage leider so viele christliche Gebräuche angenommen," sagte Jossel grimmig und dachte dabei an die in seiner eigenen Synagoge eingerissene ketzerische Sitte, daß Frauen zu dem Chore zugelassen wurden.

„Aber was sollen wir dann mit all den Leuten anfangen?" sagte Zilla, ganz entmutigt die Hände ringend.

„Ihr könnt ja in der jüdischen Zeitung eine Anzeige einrücken lassen," sagte plötzlich Brum, der bisher still vor sich hin gebrütet hatte. Es erheiterte ihn für den Augen-

blick, eine Anzeige aufsetzen zu dürfen, die gedruckt werden sollte.

„Ja, dann kann es jeder am Freitag lesen," sagte Jossel eifrig.

Dann fiel Brum ein, daß er selbst nicht zu den Lesern gehören würde, und die bittre Verzweiflung ergriff ihn wieder. Zilla schüttelte den Kopf.

„Ja, aber wenn wir nun die Leuten alle wissen lassen, daß sie nicht kommen sollen, und wenn nun am Sabbathmorgen Brum seine Augen doch wieder geöffnet hat, daß er sehen kann, um die ‚Sedrah' zu lesen — —"

„Aber ich brauche nicht dazu zu sehen, um die ‚Sedrah' zu lesen," sagte der Knabe verdrießlich, „die kann ich ganz auswendig."

„O mein gesegneter Knabe!" rief Zilla.

„Daran ist gar nichts Wunderbares," sagte der Knabe, „selbst wenn man die Rolle liest, sieht man weder die Worte noch die musikalischen Zeichen."

„Aber fühlst du dich wirklich stark genug, dies alles auszuführen," frug der Vater ängstlich.

„Gott wird ihm die Kraft dazu verleihen," warf die Mutter ein. „Du wirst auch deine Rede halten, nicht wahr, mein Brum?"

Das blinde Antlitz erhellte sich. Ja, er wollte zeigen, was er leisten konnte. Er hatte seinem Vater die Ausgabe erspart, wie dies sonst üblich, die Dankesrede von einem Schriftgelehrten aufsetzen zu lassen. Er hatte selbst in origineller und warmer Weise eine Rede verfaßt, in der er den Eltern seine Dankbarkeit dafür aussprach, daß sie ihn treu durch die Kindheit und bis zu diesem Tage geleitet hatten. Sollte er nun sein rhetorisches Kunstwerk in der eigenen Brust verschließen?

Sein mutiger Entschluß erhellte die düstre Stimmung.

Seine Eltern fingen an, die eingelaufenen Pakete zu öffnen, die zu berühren sie bisher nicht den Mut gehabt hatten. Sie brachten ihm seinen neuen Anzug, sie setzten ihm den hohen steifen Zylinderhut, der seinen Eintritt in das männliche Alter bezeichnete, auf das Haupt, sie sagten ihm, wie schön und wie groß er darin aussähe. Sie hingen ihm den neuen Gebetmantel um die Schultern.

„Sind die Streifen darin rot oder blau?" fragte er.

„Blau — ein schönes Blau," sagte Jossel und bemühte sich, das Zittern seiner Stimme zu unterdrücken.

„Es fühlt sich sehr hübsch an," sagte Brum und ließ seine Finger zärtlich über die Seide gleiten. „Ja, ich kann es beinahe fühlen, daß es blaue Streifen sind."

Später, als sein Vater, der sich etwas beruhigt hatte, in die Stiefelfabrik gegangen war, bat Brum darum, die Geschenke sehen zu dürfen. Die Blinden sprechen stets vom „Sehen" der Dinge.

Zilla beschrieb sie ihm, während sie ihm eins nach dem andern in die Hand gab. Als sie an die Bücher kam, betrübte es sie tief, ihm nicht einmal die Titel vorlesen zu können.

„Es sind so schöne Bilder darin," sagte sie ausweichend.

Der Knabe brach in Tränen aus.

„Aber ich werde die Bücher niemals lesen können," schluchzte er.

„Ja, das wirst du doch."

„Nein, ich werde es nicht."

„Dann werde ich sie dir vorlesen," rief sie mit einem plötzlichen Entschlusse.

„Aber du kannst ja nicht lesen."

„Ich kann es lernen."

„Aber das wird zu lange dauern. Ich hätte es dich selbst lehren sollen, nun ist es zu spät.

V.

Damit alles glatt verlief, und um etwaiges Lampenfieber zu vermeiden, hatte man ausgemacht, daß Brum am Freitag, zu einer Zeit, wo keine Andächtigen in der Synagoge waren, eine Probe halten und die Sedrah hersagen solle. Seine Mutter hielt diese Probe für durchaus notwendig, um Brums Selbstvertrauen zu stärken, obwohl der Vater meinte, daß sie ganz gleichgültig sei; da der blinde Knabe die ihn anstarrenden Leute doch nicht sehen könne, würden sie ihn auch nicht nervös machen.

„Aber er wird es fühlen, daß sie da sind," protestierte Zilla.

„Aber am Freitag werden doch keine Menschen dort sein. —"

„Das ist ein Grund mehr. Weil er es nicht sehen kann, daß sie nicht dort sind, kann er sich einbilden, daß sie gegenwärtig seien. Am Samstag wird er dann ganz daran gewöhnt sein."

Jossel gab nach; aber als er dann zu der bestimmten Zeit Brum zu der Synagoge brachte, hatte er einen harten Kampf mit dem alten Kirchendiener zu bestehen. Er protestierte auf das lebhafteste gegen Brums Auftreten auf den Vorbeterplatz und erklärte, daß es eine Gotteslästerung sei, einen durch Blindheit geschlagenen Knaben vor der Gemeinde reden zu lassen.

„Ein Blinder kann der Versammlung die Thora nicht vorlesen," erklärte er.

„Nicht?" sagte Jossel.

„Warum nicht?" frug Brum scharf.

„Weil in der Thora steht, daß sie gelesen werden soll. Ein Blinder aber kann nicht lesen, er kann nur rezitieren."

„Aber ich weiß jedes Wort ganz genau," protestierte Brum.

Der Kirchendiener schüttelte den Kopf.

„Nehmen Sie an, daß Sie den kleinsten Fehler machten! Soll die Versammlung ein Wort hören, das nicht von Gott selbst geschrieben wurde? Das hieße dem Satan in die Hand spielen."

„Ich werde jede Silbe genau so sprechen, wie sie in Gottes Wort geschrieben steht. Lassen Sie mich doch nur einen Versuch machen."

Aber die starrsinnige Frömmigkeit des alten Kirchendieners war unerbittlich. Er hatte Mitleid mit dem Unglück, das Brum getroffen, aber er verweigerte es, die Bundeslade zu öffnen und die Rollen hervorzuholen.

„Ich werde dem Chazan (dem Kantor) davon Mitteilung machen, daß er morgen wie gewöhnlich zu lesen hat," sagte er schließlich.

Jossel ging seufzend, aber schweigend nach Hause. Zilla jedoch ließ sich nicht so rasch unterkriegen. „Aber Brum wird schön wie ein Engel lesen," rief sie und drückte zärtlich den Kopf des Knaben an ihre Brust. „Und angenommen, er mache einen Fehler! Habe ich nicht selbst oft genug gehört, wie die Versammlung den Winkelstein korrigiert hat?"

„Still," sagte Jossel, „du sprichst wie ein Epikuräer. Der Teufel führt uns alle in Versuchung, so daß wir zuweilen irren, aber wir dürfen uns ihm nicht selbst in die Hand spielen. Das „Din" (das Gericht) sagt, daß nur die Sehenden der Versammlung die Thora verkünden dürfen."

„Brum wird es besser lesen, wie der verschnupfte alte Winkelstein."

„Halt! Nun ist es aber genug, das ‚Din' bleibt das ‚Din'."

„Es ist nicht dazu eingeführt, um meinen armen Brum zu verhindern —"

„Das ‚Din' ist das ‚Din'! Ich gestatte dir nicht, dich dagegen aufzulehnen oder ihm ein Schnippchen zu schlagen. Außerdem schlägt die Synagoge unsern Wunsch ab. Also genug davon."

„Ich habe genug davon! Ich werde also Minyan (die Versammlung) hier in unserm Hause abhalten."

„Was?" Der arme Mann starrte sie erstaunt an. „Immer fällt ihr eine neue Idee vom Himmel."

„Brum soll nicht enttäuscht werden." Sie liebkoste den schweigenden Knaben leidenschaftlich.

„Aber wir haben keine Gesetzesrolle," sagte Brum endlich.

„Ach, so bist du immer, Zilla," rief Jossel erleichtert, „du machst viel Lärm, schlägst die Alarmtrommel, und es ist nichts dahinter."

„Wir können eine Gesetzesrolle leihen," sagte Zilla.

Jossel atmete schwer. „Aber die Sünde bleibt dieselbe," sagte er.

„Als ob Brum Fehler machen würde. Dabei bist du nicht zu dem Rabbi selbst gegangen, du sprachst nur mit dem Kirchendiener."

„Er ist ein gelehrter Mann."

Zilla nahm ihren Schal um und setzte den Hut auf.

„Wohin gehst du?"

„Zum Rabbi."

Jossel zuckte die Achseln, aber er hielt sie nicht zurück.

Der Geistliche, einer der Rabbis, die der neuen Schule angehören, in englischer Sprache predigen und sich wie christliche Pastoren kleiden, war diesem neuen und tragischen rituellen Problem gegenüber etwas ratlos. Seine Bekannt-

schaft mit der kasuistischen Literatur seiner Rasse war eine ziemlich oberflächliche.

„Der Kirchendiener hat zweifellos recht,“ bemerkte er weise.

Zilla brachte es jedoch durch ihre Hartnäckigkeit fertig, den Rabbi dazu zu bewegen, mit ihr zu dem Kirchendiener zu gehen. Er erkannte das umfassende Wissen des Kirchendieners an und wollte das Ansehen seiner eigenen Stellung nicht dadurch preisgeben, daß er sich das Mißfallen der Gemeinde zuzog, indem er etwas erlaubte, was gegen das unumstößliche Gesetz war.

Der Kirchendiener bewies aus wurmstichigen Folianten, daß er recht habe, und daß das „Din“ unerbittlich sei. Zilla aber beruhigte sich nicht hiermit; es gelang wirklich ihrem erfinderischen Geiste, ein annehmbares Kompromiß zu entdecken.

Wenn der Teil der Thora, den der blinde Knabe vortrug, nachher von einem Sehenden vorgelesen wurde, so daß der erste Vortrag nicht mitgezählt zu werden brauchte, konnte es vielleicht erlaubt werden.

Es würde natürlich nicht angehen, die ganze Sedrah in dieser Weise zu behandeln, aber wenn Brum sich damit begnügte, nur ein Siebentel herzusagen, würde man ihn zur Rostra zulassen.

Zilla kehrte triumphierend zu Jossel zurück.

VI.

„Abraham, Sohn Jossels, tritt vor.“

Dem Rufe des Kantors gehorchend, erhob sich der blinde Knabe in seinem hohen Hute und dem seidenen Gebetmantel mit den blauen Streifen von seinem Platze; er schritt, von der Hand seines Vaters geleitet, durch die erregte Versammlung und erstieg das Podium. Seine knabenhafte

Diskantstimme, der tiefe Ernst, mit dem er ohne jeden Fehler tadellos seine Aufgabe vollendete, rührte die Zuhörer zu Tränen und erfüllte Zilla, die von der Galerie aus sich den Hals ausreckte, mit der tollen Hoffnung, daß am Ende dennoch im letzten Momente ein Wunder passiert sei.

Die Versammlung im Hause Jossels hatte etwas von der düstern Feierlichkeit einer Begräbnisgesellschaft. Aber das Lob über die Art, in der Brum gesprochen und besonders wie er seine große Rede gehalten, war ein allgemeines und ehrlich gemeintes. Der bleiche Knabe mit den erloschenen Augen, der einzige, der von dem bunten Bilde, das sich in dem freundlichen, sonnerhellten Raume abspielte, ausgeschlossen war, machte einen tief tragischen Eindruck.

Zilla, in schönstem reichsten Festesputze, begrüßte alle mit gezwungener Freundlichkeit und schmerzlichem Lächeln. Ihr Anblick war vielleicht der traurigste von allen. Jeder Glückwunsch traf sie wie ein mit Rosen umkränzter Dolch, jedes Lob von Brums Beredsamkeit mahnte sie an den Rabbi, den Gott in ihm verworfen hatte.

VII.

Unter den zahllosen Ratschlägen, die man von allen Seiten vorbrachte, war einer, der von den verschiedensten Personen wiederholt wurde und der allmählich in Zillas verstörtem Gemüte Wurzel faßte. Deutschland! In Deutschland lebte ein großer und berühmter Augenarzt, der die wunderbarsten Kuren ausrichtete und alles und jedes konnte. Ja, sie wollte mit Brum nach Deutschland gehen.

Dieser Entschluß, zu dem Jossel mit verzweifeltem Skeptizismus die Achseln zuckte, wurde von Brum mit Entzücken aufgenommen. Wie lange hatte er es gewünscht, fremde Länder zu sehen, über das leuchtende Meer, das so lockte und schmeichelte, zu fahren! Er vergaß beinahe, daß

er Deutschland nicht sehen würde — es sei denn, daß der große Augenarzt wirklich ein Wundertäter sei.

Aber er war zu einer doppelten Enttäuschung verdammt; anstatt, daß er nach Deutschland ging, kam Deutschland sozusagen zu ihm, d. h. der berühmte Spezialist kam nach London, wie er dies jährlich zu tun pflegte. Der große Mann hatte keinen Trost für ihn, er schüttelte nur mitleidig den Kopf und riet, sich in das Unvermeidliche zu schicken, vor allem alles aufzubieten, den armen Knaben ordentlich herauszufüttern.

Ebensowenig gelang es Zilla, fleißig lesen zu lernen, obwohl sie stundenlang mit geduldigem Fleiße und zusammengezogenen Brauen über der Fibel brütete und Silbe an Silbe reihte. Sie versuchte auch schreiben zu lernen, erreichte aber nicht mehr, als daß es ihr gelang, ihren eigenen Namen mühsam hinzumalen, den sie von Kuverts abzeichnete.

Um Brums Tage auszufüllen und ihn etwas anzuregen, verschaffte ihm Jossel Bücher für Blinde. Aber der Knabe hatte sehr bald den kargen Vorrat der für Blinde geschriebenen Bücher gelesen und sein ungeduldiger Geist empfand keine Befriedigung in der langsamen Art des Lesens mit den Fingern. Jossels einziger Trost war, daß der Knabe wenigstens nie für seinen Unterhalt zu sorgen haben würde. Aber der Gedanke daran, wie die Agenten und Rentensammler seinen blinden Erben von allen Seiten betrügen und um das Seine bringen würden, vergällte ihm auch diesen süßen Trost.

VIII.

Es war die Arbeitsfrau, die an jedem Sabbath kam, um das Feuer anzuzünden, die zuerst wieder einen Hoffnungsschimmer in Zillas Brust erweckte. Da das „Mädchen

für alles", das bisher Zilla geholfen hatte, den Glanz ihres Hauses aufrechtzuerhalten, vorgezogen hatte, seine Dienste einem Gatten zu widmen, suchte Zilla einen neuen Engel zu dreizehn Pfund jährlich. Während dieser Interimszeit hatte Zilla nun eine alte Irländerin engagiert, die sich ein paar Schillinge damit verdiente, daß sie bei den Juden der Nachbarschaft die Sabbathfeuer anzündete und unterhielt, und die nun Freitags und Samstags bei Zilla aushelfen mußte.

„Ach, der arme kleine Kerl," murmelte sie, als sie zuerst die blasse, gnomenartige Gestalt am Kamine hockend sah und beobachtete, wie er mit den Fingern über die Seiten seines großen Buches glitt.

„Kann er wirklich gar nichts sehen?" frug sie an einem Sabbathmorgen Zilla vertraulich, als der Knabe nicht im Zimmer war.

Unfähig zu antworten, schüttelte Zilla traurig den Kopf.

„Nebbich!" seufzte die Arbeitsfrau mitleidig; sie vermischte ihren irischen Dialekt mit jüdischen Ausdrücken, die sie in den israelitischen Familien, wo sie aushalf, gehört. „Wurde er blind geboren?"

„Nein, es ist erst vor ein paar Monaten gekommen," stotterte Zilla.

Die Arbeitsfrau bekreuzigte sich.

„O, dann ist er auch ganz gewiß von dem bösen Blick getroffen worden Wer mag das getan haben?" Zillas Gesicht verzerrte sich krampfhaft.

„Das habe ich ja immer gesagt," rief sie, „ich habe das stets gesagt!"

„Der Teufel hole sie alle," sagte die Arbeitsfrau und schürte eifrig das Feuer.

„Ja, aber ich weiß nicht, wer es gewesen ist. Man beneidete mich um mein schönes, mein einziges Kind, um mein Herzenslamm."

Sie brach in heiße Tränen aus. „Und ich kann nichts dagegen machen."

„Nichts? Das ist ein hartes Wort! Wäre er mein Sohn, der liebe Kerl, ich würde ihn bald genug zu heilen wissen, ganz gewiß, das würde ich."

Zilla hörte auf zu schluchzen. „Wieso?" frug sie, und ein seltsames Feuer leuchtete in ihren Augen.

„Na natürlich, ich würde ihn zum Papste bringen."

„Zum Papste?" wiederholte Zilla fragend.

„Ja, zum heiligen Vater; er ist der einzige Mann in der Welt, der die Wirkungen des bösen Blicks unschädlich machen kann."

Zilla atmete schwer. „Meinen Sie den Papst in Rom?"

Sie erinnerte sich, daß sie von dem schon reden gehört, hatte aber nur einen ganz unklaren, dunkeln Begriff von seiner Bedeutung — sie hielt ihn für den geheimnisvollen, mächtigen Führer des den Juden feindlichen Heidentums.

„Wen könnte ich sonst meinen? Zur heiligen Mutter kann man selbst beten; da Sie jedoch Jüdin sind, glaube ich, daß Sie es nicht können. Aber der Papst ist durch und durch ein Gentleman, und der wird nicht danach fragen, ob Sie zur Messe gehen oder nicht, wenn er ihren armen, blassen, mitleiderweckenden Jungen sieht. Er wird einfach segnend die Hand ausstrecken und ein Wort sprechen. Dann wird der arme Knabe sofort sehen und das Lob der heiligen Mutter predigen."

Zillas Gedanken verwirrten sich. „Nach Rom gehen!" sagte sie.

Die Arbeitsfrau schwenkte das Schüreisen.

„Nun, Sie können doch nicht erwarten, daß der Papst nach Dalston kommt!"

„Nein, nein; das meine ich nicht," sagte Zilla ent-

schuldigend, „nur daß er so weit fort ist, und daß ich nicht weiß, wie ich zu ihm gelangen könnte."

„Es ist doch lange nicht so weit wie Amerika, wo ich doch zwei Jungen habe."

„Nicht so weit?" frug Zilla.

„Nein, bei Gott nicht! Und ganz gewiß, mit Geld kommt man überall hin — außer in den Himmel."

„Aber wenn ich Rom erreichte, würde der Papst das Kind sehen wollen?"

„So gewiß als wie das Kind ihn sehen würde," antwortete die Frau nachdrücklich und überzeugt.

„Dann kann er Wunder tun?" frug Zilla.

„Wozu wäre er sonst da? Nicht daß es gerade ein großes Wunder wäre, die Wirkung des bösen Blicks aufzuheben und einer alten Hexe ein Schnippchen zu schlagen."

„Das könnte dann am Ende unser Rabbi auch vollbringen?" rief Zilla mit einer plötzlichen Hoffnung.

Aber die Arbeitsfrau schüttelte den Kopf. „Haben Sie jemals davon gehört, daß er es kann?"

„Nein," gab Zilla zu.

„Nein, Madame, der kann es nicht. Ich würde nie ein Wort gegen eure Priester sagen — für den Alltagsgebrauch ist vielleicht der eine so gut wie der andre; aber wenn Not am Mann ist und man von schwerem Herzeleid betroffen wird, da bedauere ich doch die armen Geschöpfe, die dem lieben gesegneten Heiligen keine Kerze opfern können. Niemals ist einer meiner Jungen über den Ozean gefahren, ohne daß ich der heiligen Jungfrau eine Kerze gestiftet hätte."

„Und sind sie gut drüben angekommen?"

„Aber natürlich! Sie nimmt jeder Mutter Sohn in ihren gnädigen Schutz." —

IX.

Je mehr die verzweifelte Mutter über diese neue Hoffnung nachdachte, um so fester klammerte sie sich daran. Die Wissenschaft und das Judentum hatten sie im Stiche gelassen; vielleicht war diese unbekannte Macht, dieser heidnische Papst wirklich Herr und Meister über die teuflischen Künste. Vielleicht besaß diese ihr fremde Religion, zu der er sich bekannte, die Kenntnis von Heilkräften, die der Religion ihrer Väter unbekannt war! Warum sollte sie nicht nach Rom gehen?

Es ist wahr, der Gedanke an diese Reise kam ihr gefahrvoller vor, wie einem gewöhnlichen Sterblichen eine Nordpolexpedition. Nach Deutschland zu reisen, hatte sie sich vorbereitet; wußte sie doch, daß es auf dem großen Wege der geplanten Heimwanderung der Juden nach dem Osten zu lag. Jedoch Rom? Sie wußte nicht einmal, wo es lag! Aber ihre neuerworbene Kenntnis des Lesens würde ihr, wie sie glaubte, durch alle Gefahren helfen. Sie würde die Namen der Stationen entziffern können, wenn nur der Zug lange genug anhielt.

Sie wußte jedoch mit großer Schlauheit ihre ketzerischen Gefühle vor den Ihrigen zu verbergen.

„P—a—p—st—, Papst," so buchstabierte sie aus ihrer Fibel in Brums Gegenwart.

„Papst? Was bedeutet das, Brum?"

„O, hast du niemals vom Papst sprechen hören, Mutter?"

„Nein," sagte Zilla, hocherrötend und sich beinahe darüber freuend, daß Brum ihre Verlegenheit nicht sah.

„Er ist so eine Art von Oberrabbi über die römischen Katholiken. Er trägt eine Tiara. Die Könige und Kaiser zitterten früher vor ihm."

„Und tun sie das jetzt nicht mehr?“ frug sie ängstlich.

„Nein; das war im Mittelalter — vor mehreren hundert Jahren. Er war nur in dem dunkeln Zeitalter mächtig.“

„In dem dunkeln Zeitalter?“ wiederholte Zilla mit neubelebter Hoffnung.

„Als die ganze Welt in Aberglauben und Unwissenheit versunken war. Da glaubte jeder an ihn.“

Zilla fühlte sich sehr entmutigt und abgekühlt. „Dann tut er jetzt keine Wunder mehr,“ sagte sie matt.

Brum lachte. „O, ich glaube gewiß, daß er noch ebensoviel Wunder tut wie früher. Immer noch ziehen Tausende von Pilgern nach Rom, um ihm den Fuß zu küssen. Ich wollte nur sagen, daß seine irdische Souveränität gebrochen ist. Er herrscht nicht mehr über irgendein Land. Unbeschränkter Herrscher ist er nur im Vatikan; aber der ist voll der herrlichsten Gemälde von Michelangelo und von Raffael.“

„Raffael — das klingt jüdisch“ — murmelte sie. Sie hätte zu gern erfahren, in welchem Lande Rom lag, aber sie fürchtete, sich zu verraten.

Wieder lachte Brum. „Raffael klingt dir jüdisch? Nun, da hast du recht, das ist richtig. Es ist ein hebräisches Wort und bedeutet: „Gott ist der Heiler.“

„Gott ist der Heiler!“ wiederholte Zilla, von heiliger Scheu erfüllt.

Nun hatte sie ihren Entschluß gefaßt.

X.

„Weißt du was, Jossel,“ sagte sie auf jiddisch, als sie am Freitag abend am Feuer saßen, nachdem sie Brum zu Bette gebracht hatte. „Ich habe von einem neuen Arzte gehört, der viel besser ist als alle, die wir bisher konsultiert haben.“ War es doch der große Arzt, der Heiler, der

Wundermann, der ein Mittel gegen den bösen Blick besaß, den sie in dem Papste suchte, nicht den Rabbi einer fremden Religion. —

Jossel schüttelte den Kopf. „Du wirst nur noch mehr Geld wegwerfen."

„Besser als ohne Hoffnung zu leben."

„Nun, wer ist es denn?"

„Er lebt weit weg."

„Wieder in Deutschland?"

„Nein, in Rom."

„In Rom? Nun, das ist ja am Ende der Welt, in Italien!"

„Ich weiß, daß es in Italien ist," sagte Zilla, die sich sehr über diese Mitteilung freute, „aber wenn einfache Orgeldreher den Weg von dort hierher und wieder zurück finden, warum sollte ich nicht auch hinreisen können?"

„Aber du kannst nicht Italienisch sprechen."

„Die dort können auch nicht Englisch sprechen!"

„Torheit! das sind Worte ohne Verstand. Ich kann dich nicht allein in ein fremdes Land reisen lassen, und die Saison ist diesmal eine sehr lebhafte, so daß ich unmöglich der Fabrik fern bleiben kann."

„Aber du brauchst wirklich nicht mit mir zu gehen," sagte sie etwas erleichtert. „Brum wird mit mir gehen."

Er starrte sie an. „Brum!"

„Brum weiß alles. Glaube mir, Jossel, der wird in zwei Tagen Italienisch lernen."

„Genug, genug, laß mich in Frieden."

„Und auf dem Rückwege wird er wieder sehen können. Er wird mir alles zeigen, auch Herrn Raffaels Bilder; ‚Gott ist der Heiler,'" flüsterte sie leise.

„Aber du würdest zum Passahfeste nicht zu Hause sein! Genug davon."

„O nein, wir werden zum Passahfeste schon wieder zurückgekehrt sein.“

„O diese Frauen! Der Allmächtige würde am siebenten Tage nicht Ruhe gefunden haben, wenn er die Frau damals schon erschaffen hätte.“

„Dir ist es gleich, ob Brum lebt oder stirbt.“ Zilla brach in Tränen aus.

„Eben weil es mir nicht gleichgültig ist, frage ich, wie ihr unterwegs leben würdet. Es gibt sicher in Italien keine koscheren Hotels.“

„Dann werden wir nur von Fischen und von Eiern leben. Gott wird es uns vergeben, wenn die Schüsseln in den Hotels nicht sauber sind.“

„Aber ohne Fleisch würdet Ihr nicht genügend ernährt werden.“

„Unsinn; als wir noch arm waren, mußten wir doch auch ohne Fleisch fertig werden.“ Im stillen dachte sie: „Wenn er nur wüßte, wie lange ich Montags und Donnerstags überhaupt nichts gegessen habe.“

XI.

So geschah es, daß Brum über das herrliche, leuchtend vor ihm liegende Meer fuhr. Er fühlte, wie eine sanfte Brise seine Stirn kühlte, und atmete mit Entzücken die salzige Luft ein. Es war an einem herrlichen Frühlingstage. Blau wie ein seidenes Zelt spannte sich der Himmel über das Meer, in dem die Sonnenstrahlen wie Diamanten funkelten. Zilla fühlte, daß Gottes Segen sie auf ihrer seltsamen Pilgerfahrt begleite. Sie war kostbar und mit feinem Geschmacke gekleidet; man hätte kaum vermutet, welche Unwissenheit sich hinter den schweren seidenen Gewändern verbarg.

„Mutter, kannst du Frankreich schon sehen?“ frug Brum sie bald.

„Nein, mein Lamm.“

„Mutter, kannst du Frankreich noch immer nicht sehen?“ frug er bald darauf wieder.

„Ich sehe weiße Felsen,“ sagte sie endlich.

„Ach! das sind nur die weißen Felsenklippen Alt-Englands. Sieh nach der andern Richtung!“

„Ich sehe nach der andern Richtung. Aber auch von dort kommen uns weiße Felsenklippen entgegen.“

„Hat auch Frankreich weiße Felsenklippen?“ rief Brum enttäuscht.

Auf dem Wege nach Paris bat er sie unaufhörlich, ihm Frankreich genau zu beschreiben. Sie versuchte dies vergebens. Ihre ungeschulte Anschauung, ihre wortarme Ausdrucksweise vermochten nicht, ihm ein lebendiges Bild zu schaffen. Da gab es Bäume — Häuser und Kirchen — dann kamen wieder Bäume. Was für Bäume? Nun, grüne. Brum war in Verzweiflung; Frankreich war also ungefähr gerade so wie England, weiße Klippen von außen, Häuser und Bäume im Innern. Er frug sie, ob sie nicht endlich die Seine sähe.

„Ja, ich sehe ein großes Wasser,“ gab seine Mutter zu.

„Das ist sie! Sie entspringt auf der Côte d'Or, fließt erst nordwestlich, dann westlich, dann wieder nordwestlich und mündet in den Englischen Kanal. Sie ist mehr als zweimal so groß als die Themse. Vielleicht siehst du auch die kleinen Nebenflüsse, die Oise, die Marne, die Rhone?“

„Wie klug er ist; kein Wunder, daß selbst die Engel ihn mir neiden!“ dachte Zilla stolz.

Sie kamen in Paris an und stiegen auf den Rat eines freundlichen Mitreisenden in einem Hotel nahe beim Bahnhofe von Lyon ab, wo zu Zillas Freude und Erstaunen

jeder englisch mit ihr sprach und ihr englisches Gold bereitwillig annahm — eine sehr angenehme Überraschung, die sich bei jeder Station erneuerte und ihre Hoffnung auf einen glücklichen Ausgang kräftigte.

„Wie laut es in Paris ist!“ sagte Brum, als sie durch die Stadt fuhren. Er mußte sich das Bild der Weltstadt aus den zu ihm dringenden Geräuschen konstruieren, denn auf seine fieberhaft erregten Fragen konnte ihm seine Mutter nur antworten, daß einige Straßen von Bäumen umgrenzt seien, und daß überall törichte und wahrscheinlich ziemlich gewöhnliche Leute an kleinen Tischen auf offener Straße auf dem Trottoir saßen und allerlei tranken.

„O, wie lustig das sein muß,“ sagte Brum. „Aber kannst du Notre Dame sehen?“

„Was ist das?“

„Ein herrlicher Dom, Mutter — sehr alt. Sieh dich nach einer Kirche mit zwei Türmen um. Wir müssen morgen früh zu allererst dahin gehen.“

„Nein, wir müssen morgen früh mit dem ersten Zuge weiterfahren. Je eher wir den Arzt erreichen, um so besser ist es.“

„O, aber wir können doch nicht Paris verlassen, ohne Notre Dame mit ihren Wasserspeiern gesehen zu haben. Hier war Quasimodo und all das, was Victor Hugo beschreibt. Ich bin neugierig, ob wir in Italien einen Teufelsfisch sehen werden,“ fuhr er ganz unvermittelt fort.

„Du wirst den Teufel sehen, wenn du an solche Orte gehst,“ sagte Zilla, die nicht nur die Mühe der Beschreibung scheute, sondern auch keinesfalls den Gott Israels unnötigerweise herausfordern wollte.

„Aber ich bin oft mit den andern Jungen in der St. Pauls-Kirche gewesen,“ sagte Brum.

„Bist du das wirklich?“ Sie fühlte sich etwas beunruhigt bei diesem Geständnisse.

„Ja, sie ist sehr schön — die Fenster sind gemalt, und die Orgel hat einen herrlichen Klang. Ja und auch die Abtei ist prachtvoll; ich mußte beinahe weinen, als ich sie sah. Die Musik darin gefiel mir immer am besten, wenn ich ihr mit geschlossenen Augen lauschen konnte — nun,“ so fügte er mit gezwungener Lustigkeit hinzu, „kann ich das ja immer haben.“

„Aber dein Vater würde es nicht gern haben,“ entgegnete Zilla schwach.

„Der Vater wollte auch nicht, daß ich ‚des Pilgers Reise‘ lesen sollte,“ antwortete Brum. „Er versteht eben nichts von solchen Dingen. Es ist wirklich gar nichts dabei, wenn wir in die Kirche von Notre Dame gehen.“

„Nein, nein; es ist viel besser, wir lassen das alles, bis wir auf der Rückreise sind, wenn du alles selbst sehen kannst.“

Es fiel ihr zu spät ein, daß sie die Gelegenheit verpaßt hatte, Brum mit dem wirklichen Plane ihrer Expedition bekannt zu machen.

„Jedenfalls aber wollen wir an die Seine!“ drängte er. „Dahin können wir doch noch heute abend gehen.“

„Aber was kannst du bei Abend sehen?“ rief Zilla unvorsichtig.

„O Mutter! Es war so wunderbar schön, wenn wir vom Kristall-Palaste zurückkehrten und dann abends von der Brücke Londons auf die Themse blickten!“

Zilla gab endlich nach, und nachdem sie ein Mittagsessen von Fisch und Gemüse verzehrt hatten — von dem Brum nur sehr wenig genoß — vertraute der Portier des Hotels sie einem dicknäsigen Droschkenkutscher an, dem er genaue Instruktion gab, wohin er die beiden zu fahren,

sowie, daß er sie sicher in das Hotel zurückzubringen habe. Zilla dachte mit Sehnsucht an ihr behagliches Wohnzimmer in Dalston, wo sich die hellen Flammen des Kamins in den Glaskästen mit künstlichen Wachsblumen widerspiegelten.

Der Wagen hielt an einem Quai.

„Nun?" sagte Brum atemlos.

„Kleiner Narr!" sagte Zilla neckisch, „man sieht nichts als Wasser, und das sieht genau so aus wie das in London."

„Aber da sind doch Lichter?"

„Ja, Lichter sind da," gab sie fröhlich zu.

„Wo ist der Mond?"

„Nun, wo er immer ist — am Himmel."

„Wirft er nicht einen silbernen Schein über das Wasser?" sagte er mit tränenerstickter Stimme.

„Warum weinst du? Deine Mutter wollte dich nicht traurig machen."

Sie zog ihn an ihre Brust und küßte seine Tränen weg.

XII.

Der in die Schweiz fahrende Zug ging so früh ab, daß Brum nicht einmal Zeit gehabt hatte, seine Morgengebete zu verrichten. Da sie jedoch ein Abteil für sich ganz allein hatten, legte er dort seine Gebetriemen und den Betmantel mit den blauen Streifen um.

Zilla lauschte seiner beinahe stundenlangen Rezitation und bewunderte sein gutes Gedächtnis.

Einmal unterbrach sie ihn mit den Worten: „Welch ein Glück ist es, daß ich das nicht alles herzusagen habe! Ich würde so müde davon werden."

„Das ist seltsam!" erwiderte Brum. „Ich sagte soeben: ‚Gelobt seist du, mein Herr und Gott, daß du keine Frau aus mir gemacht hast.' Aber eine Frau muß auch beten, Mutter. Wozu wäre sonst die nur für Frauen be-

stimmte Gebetformel: ‚Gelobt seist du, mein Herr und Gott, der du mich nach deinem Willen geschaffen hast.'"

„Ach, das ist nur für die gelehrten Frauen. Nur gelehrte Frauen beten."

„Nun, ich weiß aber gewiß, daß du den Segen, der nun kommt, gern beten würdest. Sprich ihn mit mir, tue es, Mutter."

Sie wiederholte gehorsam die hebräischen Worte, die er ihr vorsprach, und frug ihn dann: „Was bedeutet das?"

„Gesegnet bist du, o Herr, unser Gott, der du die Augen der Blinden sehend machst."

„O mein armer Brum! Lehre mich das beten! Wiederhole die hebräischen Worte noch einmal."

Sie wiederholte, bis sie sie, ohne zu stocken, geläufig hersagen konnte. Und während der ganzen Reise murmelte sie oft diese Worte — sie wurden ihr Talisman — ein Kompromiß mit dem Gotte, der sie verlassen hatte.

„Gesegnet bist du, o Herr, unser Gott, der du die Augen der Blinden sehend machst."

XIII.

Die Berge waren das, was Brum auf der Reise durch die Schweiz am meisten interessierte. Brum hatte noch niemals einen gesehen, und der Gedanke, daß er sich nun unter den höchsten Bergen Europas befände, regte ihn fieberhaft auf. Selbst Zillas Augen konnten die Berge unmöglich übersehen. Sie beschrieb sie mit kurzen Worten. Aber diese Beschreibung entsprach durchaus nicht dem, was Brum sich unter den Alpen vorgestellt hatte.

„Siehst du Gletscher," frug er erregt.

„Nein," antwortete Zilla, scharf hinausspähend.

„Ich meine große Eismassen," erklärte er ihr, „die

ganz langsam von den Bergen herabgleiten und wie in den Polargegenden hell glitzern."

„Nein, so etwas sehe ich nicht," sagte sie.

„Ach, warte nur, bis wir zum Mont Blanc kommen." Seine geographischen Kenntnisse waren nicht genau genug, um zu wissen, daß sie überhaupt nicht am Mont Blanc vorbeikommen würden. Er hatte geglaubt, daß man diesen Berg in der ganzen Schweiz sehen würde, so wie den Kirchturm einer kleinen Stadt.

„Der Mont Blanc liegt 15784 Fuß hoch über dem Meere," sagte er; „ewiger Schnee bedeckt seinen Gipfel, aber man sieht diesen selten, da er bis in die Wolken ragt."

„Dann ist er also im Himmel," sagte Zilla.

„Dort ist nur der Herr," erwiderte Brum ernsthaft.

„Der die Augen der Blinden sehend macht," murmelte Zilla.

„Es entspringen fünf Ströme auf dem Mont Blanc. Daran kannst du ihn erkennen. Siehst du ihn denn noch immer nicht, Mutter?"

„Warte nur, ich glaube, daß er jetzt kommt." Jetzt sagte sie ihm, daß sie den Mont Blanc sähe — sie beschrieb ihn mit seinen Gletschern, den herabstürzenden Strömen, dem bis in Gottes Himmel ragenden Gipfel.

Brums Antlitz leuchtete.

„Mein armes Lamm! Warum sollte ich ihm nicht den Mont Blanc beschreiben," dachte sie zärtlich.

XIV.

Endlose und seltsame Dialoge entspannen sich zwischen Mutter und Sohn auf dieser langen und ermüdenden Reise nach dem Süden.

„Wenn wir nun nach Italien kommen, dann werden wir keinen Schnee mehr sehen," erklärte ihr Brum. „Italien

ist das Land der Schönheit — dort ist ein ewig blauer Himmel, und die Sonne leuchtet dort immer. Es ist das Land der alten Götter: des Jupiter mit seinem Donnerkeil, der Venus, der Göttin der Schönheit, der Juno mit ihren Pfauen — und vieler anderer noch!"

„Aber ich dachte, der Papst wäre ein Christ?"

„Das ist er auch. Die Götter waren vor uralten Zeiten, ehe die Menschen das Christentum kannten."

„Aber da waren doch alle Juden?"

„O nein, Mutter. In Rom und in Griechenland glaubte das Volk an heidnische Gottheiten. In Griechenland nahmen die Götter nur andre Namen wie in Rom."

„So!" sagte Zilla zornig; „ich denke, sie hofften dadurch mehr Chancen zu haben. Aber was ist denn eigentlich aus den Göttern geworden?"

„Sie haben in Wirklichkeit ja niemals existiert."

„Und doch glaubte das Volk an sie? Ist das möglich?" Zilla schnalzte verächtlich mit der Zunge. Dann murmelte sie wieder mechanisch: „Gesegnet bist du, o Herr, unser Gott, der du die Augen der Blinden sehend machst."

„Ja, und an was glaubt das Volk nun? An den Papst," fuhr Brum fort, „und doch ist auch er nicht wirklich unfehlbar."

Zillas Herz wurde schwer. „Er ist aber doch wirklich da," protestierte sie matt.

„O ja, er ist in Rom, und viele tausend Pilger kommen täglich aus allen Teilen der Welt, um seinen Segen zu empfangen."

Ihre Hoffnung belebte sich wieder.

„Aber sie würden doch nicht kommen, wenn er ihnen kein Heil spendete."

„Nun, wenn du das meinst, Mutter, so wirst du sicher nächstens sagen, daß wir an Christus glauben sollten."

„Still, still." Das verbotene Wort klang wie ein Mißton in Zillas Ohren. Sie fühlte sich beängstigt und eingeschüchtert. Sie mußte sich das Bild der alten irischen Arbeitsfrau vergegenwärtigen, um ihre Zuversicht zurückzugewinnen! Es war klar, daß sie Brum nichts sagen durfte; sein Unglauben würde alles verderben. Nein, die Täuschung mußte aufrechterhalten werden, bis seine Augen geöffnet wurden — in mehr als einem Sinne.

XV.

Nach dem Mont Blanc war es der schiefe Turm von Pisa, für den Brum das größte Interesse hatte. „Er gehört zu den Weltwundern," sagte er, „es gibt sieben Weltwunder."

„Ja, es ist eine wunderbare Welt," sagte Zilla; „ich habe früher niemals so darüber nachgedacht."

In Wahrheit, Italien war das Land, schlummernde Saiten zu wecken. Die Zypressen, der Sonnenuntergang auf den Bergen, die an den Hügeln unter zauberhaft blauem Himmel liegenden weißen Städtchen — all diese seltsame Schönheit enthüllte sich ihr langsam unter Brums ewigen Fragen. Die Natur sprach zu ihr in einer Sprache, wie sie es vordem nie getan. Ihre Antworten an Brum ließen denn auch Italien eine gewisse Gerechtigkeit widerfahren.

In Florenz erinnerte sich der Knabe an Romola. Er erzählte seiner Mutter die Geschichte Savonarolas. „Er wurde verbrannt."

„Was!" rief Zilla. „Ein Christ verbrannt? Dann ist es kein Wunder, daß die Christen auch Juden verbrannt haben. Aber warum wurde er verbrannt?"

„Er wollte, daß alle Menschen gut seien. Alle guten Menschen müssen leiden."

„O das ist Unsinn, Brum! Die Bösen leiden."

Dann aber fiel ihr Blick auf sein blasses, elend aussehendes Gesicht, das durch die Anstrengung und die Ermüdung der langen Reise durch ewige Nacht noch viel angegriffener und kränker als früher aussah. Sie erschrak über ihre eigenen Worte und schwieg.

XVI.

So kamen sie endlich nach einer letzten mehrstündigen Fahrt ohne Aufenthalt in der ewigen Stadt an. Nun galt es den Papst zu finden.

Durch Brum wußte Zilla, daß der Papst im Vatikan lebe. Sie half dem vollständig erschöpften und überanstrengten Knaben in das Bett und fuhr dann gleich am nächsten Morgen nach dem Vatikan. Sie bat, beim Papste vorgelassen zu werden.

Ein Schweizer in goldstrotzender Uniform starrte sie verständnislos an und bedeutete sie dann mit einer stummen Bewegung der Hand, dem Strome des Volkes zu folgen —; „Es sind wohl Pilger," sagte Zilla zu sich selbst. Sie mußte ihren Namen einzeichnen und dankte Gott, daß sie wenigstens so viel schreiben gelernt, ihn mühsam hinkritzeln zu können. Dann ging sie mit dem Zuge der Pilger über eine prachtvolle Treppe, an mit großen Helmen geschmückten Wächtern vorbei und kam in die Sixtinische Kapelle. Sie wunderte sich sehr darüber, warum die Leute dort alle mit Operngläsern in die Höhe starrten, oder ganz versunken in kleine Spiegel niederblickten. Zilla starrte auch in die Höhe, bis ihr der Hals steif wurde, aber sie konnte den Papst nirgendwo entdecken. Sie frug einen der Türhüter, wo denn der Papst sei, aber er verstand sie nicht. Sie machte die traurige Entdeckung, daß Englisch doch nicht die überall übliche Sprache sei. Niedergeschlagen kehrte sie in das Hotel zurück,

um nach Brum zu sehen und einen neuen Schlachtenplan zu entwerfen.

„Der große Arzt war nicht zu Hause,“ sagte sie, „wir müssen ein wenig warten.“

Brum war so matt, daß er im Bette liegen blieb, während Zilla in den Speisesaal ging, um etwas zu frühstücken. Eine reich gekleidete Dame, die neben ihr saß, bemerkte, daß sie nur Fastenspeise genoß; sie hielt sie daher, gleich ihr, für eine Katholikin. Da sie den blinden Knaben bemerkt hatte, redete sie Zilla in einem dieser fremd klingenden Englisch freundlich an und erkundigte sich nach dem armen Blinden.

Zilla erkundigte sich dann danach, wie man es anstellen müsse, um zum Papste zu gelangen, und die freundliche alte Dame sagte ihr, daß dies sehr schwer wäre.

„Ach, die guten alten Zeiten vor 1870! O, die prachtvollen Zeremonien in St. Peter! Erinnern Sie sich daran?“

Zilla schüttelte den Kopf. Es war ihr unbehaglich, daß die alte Dame sie für eine Katholikin hielt.

Aber sie merkte sich, was sie von der Peterskirche gesagt. Hatte Brum ihr doch auch schon erzählt, daß der Papst dort Gottesdienst abhielt. Es war offenbar, daß sie sich soviel als möglich in dieser Kirche aufhalten mußte; dann hatte sie doch Aussicht, das mitleidige Auge des Papstes auf ihren Knaben zu lenken und dadurch die Wirkung des bösen Blicks aufzuheben. Einer plötzlichen Eingebung folgend, kaufte sie eine Photographie des Papstes. Es kostete ihr einige Mühe, den ererbten Abscheu zu überwinden, den das große auf der Brust des Kirchenfürsten hängende Kreuz in ihr erregte; aber sie gewöhnte sich daran und studierte sein Gesicht und seine Kleidung auf das sorgsamste.

Sobald Brum erklärte, daß er sich wohl genug fühle, um aufzustehen, fuhr sie mit ihm zur Peterskirche, gebrauchte

jedoch die Vorsicht, dem Kutscher nur ganz leise zu sagen, wohin er sie fahren solle, so daß Brum es nicht hören konnte.

Es war zum ersten Male, daß Zilla in einem Dome war; seine Größe und Herrlichkeit überwältigten selbst diese einfache Frau vollständig; es überkam sie plötzlich das Bewußtsein, daß es doch wirklich einen größeren und gewaltigeren Gott geben müsse als den, der in ihren düsteren Synagogen verehrt wurde. Sie schritt langsam und feierlich, Brum an der Hand führend, dahin, und die Hoffnung auf Erfüllung ihres heißesten Wunsches bewegte ihr Herz. Ihr Auge schweifte überall umher; sie suchte den Papst. Aber es gab Augenblicke, wo sie selbst den Kummer darüber, daß sie ihn nicht zu finden vermochte, vergaß und sich ganz dem geheimnisvollen Zauber der wunderbaren Kirche mit ihren goldenen Säulen und dem bronzenen Altare, vor dem zahllose Kerzen leuchteten, hingab.

„Wo sind wir, Mutter," sagte Brum endlich.

„Wir warten auf den Arzt."

„Aber wo?"

„Im Wartezimmer."

„Es scheint sehr, sehr groß zu sein?"

„Nein, ich gehe nur immer mit dir darin umher."

„Es ist ein so seltsamer Duft hier — Mutter, — ich weiß nicht, was es ist — aber es macht den Eindruck auf mich, als sei ich in einer Kirche."

„O Unsinn!" Sie lachte gezwungen.

„Ich weiß, wie es hier riecht: nach kalten Marmorsäulen und nach schön gemalten Fenstern, durch die der warme Sonnenschein bricht."

Es durchschauerte sie bei seinem überfeinen Empfindungsvermögen.

„Es riecht hier nach Arzneien," murmelte sie. Ihr

war, als mache sein Ahnungsvermögen es ihr doppelt schwer, ihm die Wahrheit zu gestehen.

Er aber bestand darauf: „Mir ist genau so zumute wie damals, als ich in der St. Pauls Kirche oder in der Abtei war — damals schloß ich meine Augen, um den Orgelklang voll auf mich einwirken zu lassen.“ Er hatte es kaum gesagt, als plötzlich eine leise, unendlich süße Musik durch die hohen Gewölbe des Domes ertönte.

Brum klammerte sich fester an den Arm seiner Mutter. Ein heller Schein verklärte sein Antlitz. Beide blieben stehen, keins von ihnen war eines Wortes mächtig. Bei den wunderbaren Klängen, die von der Galerie des Domes auf sie niederströmten und ihre Seele dann himmelwärts zu tragen schienen, vergaß Zilla alles — selbst daß sie ihrem Sohne eine Erklärung schuldig sei. — Sie war nun fest davon überzeugt, die heilende Kraft gefunden zu haben, und der hebräische Segensgruß drängte sich von ihren Lippen:

„Gesegnet bist du, o Herr, unser Gott, der du die Augen der Blinden sehend machst.“

Brum aber war ohnmächtig geworden und fiel schwer in die Arme seiner Mutter.

XVII.

Als Brum endlich aus seiner tiefen und sehr lange anhaltenden Ohnmacht erwachte, erzählte er seiner Mutter, daß er ganz deutlich geträumt habe, er wäre mit ihr in der St. Paulskirche gewesen. Da der eiligst herbeigerufene Arzt Zilla gewarnt und ihr anbefohlen hatte, ihn vor jeder Aufregung streng zu behüten, widersprach sie ihm mit keinem Worte. Aber ihre Hoffnung war neu belebt; denn als Brum ohnmächtig in ihre Arme gesunken, war plötzlich die alte Dame hinter einem Pfeiler aufgetaucht, hatte mitleidig die Stirn des armen Knaben mit Eau de Cologne gewaschen

und war der Mutter behilflich gewesen, ihn in das Hotel zurückzuschaffen. Weil sie sich für das seltsame Paar interessierte, hatte sie Zilla, die sie für ihre Glaubensgenossin hielt, versprochen, ihr Zutritt zu dem nächsten Empfangstage des Papstes zu verschaffen. Da sie eine sehr reiche und vornehme Dame war, konnte sie wirklich ihr Wort halten. Als aber der heiß ersehnte Tag anbrach, befand sich Brum unglücklicherweise sehr, sehr schlecht und war unfähig, das Bett zu verlassen.

Zilla war verzweifelt. Sollte sie nun, nachdem die so heiß ersehnte Gelegenheit sich ihr endlich bot, sie ungenutzt vorübergehen lassen. Sie würde sich vielleicht nie wieder bieten!

„Brum," entschloß sie sich endlich zu sagen, „heute ist der Tag, an dem der große Augenarzt Patienten empfängt, danach wird er lange Zeit keinen vorlassen. Glaubst du nicht, daß du mit mir zu ihm gehen könntest, mein Lamm?"

„Warum kann er nicht zu mir kommen -- wie die andern Ärzte es getan haben?"

„Er ist zu groß dazu."

„Gut, dann werde ich versuchen aufzustehen, ich denke, es wird gehen. Es ist zu langweilig, im Bette zu liegen. Zu denken, daß ich in Rom bin und nichts davon sehe."

Mit unendlicher Mühe und Sorgfalt wurde Brum angekleidet, umhüllt und in einen besonders guten und bequemen Wagen gesetzt. Dann standen endlich Mutter und Sohn unter etwa zwanzig Pilgern, die in fremden Sprachen miteinander flüsterten, wartend in einem Vorzimmer des Vatikans. Zilla strahlte, sie war ihrer Sache gewiß. Wer immer dieser gewaltige Geist war, der sich in der Natur und in der Musik offenbarte, er konnte es nicht zugeben, daß die Augen ihres Sohnes nach dieser langen und ermüdenden Reise verschlossen blieben: die Bosheit der Hexen

vermochte nichts gegen den großen Geist des Sonnenlichtes. Brums Nerven waren durch die lange Pilgerfahrt so überreizt, daß er selbst an den berühmten Arzt wie an ein echtes Weltwunder dachte.

Brum hing müde und schwer am Arme seiner Mutter. Er glaubte sich, wie er dies früher so oft gewesen, unter vielen andern Kranken in einem ärztlichen Wartezimmer zu befinden und erwartete mit freudiger, ungeduldiger Erregung den Klang der Schelle, die einem nach dem andern Einlaß in das Sanctum des berühmten Mannes verschaffen würde.

Plötzlich verneigte sich die ganze kleine, elegante Gesellschaft tief und ehrfurchtsvoll. Zillas Herz klopfte zum Zerspringen, und nur wie durch einen Nebel erkannte sie die hohe, ehrwürdige, in lange kostbare Gewänder gehüllte Gestalt des Kirchenfürsten, dessen scharf geschnittenes Antlitz den Ausdruck unendlicher Güte trug. Zilla sank auf ihre Knie und zog ihren Sohn zu sich herab, während die wunderbare Gestalt segnend durch die Reihen der zu beiden Seiten andächtig knienden Pilger schritt.

„Warum muß ich knien, Mutter?" sagte Brum leise.

„Still, still," flüsterte sie, „der große Arzt" — sie zögerte in tiefer Ehrfurcht vor der ehrwürdigen Gestalt, — „der große Heiler ist hier!"

„Der große Heiler," hauchte Brum, sein Antlitz verklärte sich und trug den Ausdruck himmlischer Freude. „Er, der die Augen der Blinden sehend macht," flüsterte er — — und sank tot nieder.



Übergang.

I.

Der Tag kam, an dem der alte Daniel Peyser dem dringenden Wunsche seiner Frau, ein größeres Haus auszumachen und mehr junge Leute zu empfangen, nicht mehr widerstehen konnte. Denn man hatte sieben Töchter — sieben Mädel und keinen Mann! In der jüdischen Gemeinde zu Portsmouth waren fünf Jahre vergangen, in denen nur eine Trauung vollzogen wurde. Die christlichen Zeitungen hatten dann diese so seltene Begebenheit genau geschildert, das rituelle Bad der Braut — die alte Sitte, daß der Bräutigam ein Glas mit seinen Füßen zertreten mußte. Frau Peyser jedoch, die aus Rußland stammte, wo die jungen Israelitinnen immer sehr rasch eine passende Partie finden, hielt dies überhandnehmende Zölibat der jungen Männer für direkt unmoralisch.

Portsmouth mit seinen leichtsinnigen Soldaten und Matrosen war ja ein ausgezeichneter Platz für ein Leihgeschäft, besonders wenn man es nicht allzu genau mit den Sitten der heidnischen Kundschaft nahm; aber als Heiratsmarkt für junge Mädchen — selbst wenn sie hübsch waren und eine Mitgift bekamen — bot er durchaus keine Aussichten. Freilich geschah es nicht ausschließlich der erhofften Freier wegen, daß man nach London wollte. Wenn die in der Provinz lebenden Juden genug erworben haben

und sich zur Ruhe setzen wollen, so betrachten sie es als wohlverdienten Lohn ihres Fleißes, dies in London tun zu dürfen. Die große Stadt zog die besten Leute an und übte einen Reiz aus, der durch gelegentliche kurze Besuche immer noch erhöht wurde.

Konnte es der Vater leugnen, daß er endlich wohlhabend genug sei, um eine Übersiedlung zu riskieren? Nein, das konnte der Vater nicht leugnen. Seitdem er als Junge Deutschland verlassen und nach England gekommen war, hatte er immer gespart und das Erworbene klug und vorsichtig in Grundbesitz in dem benachbarten Southsea angelegt, das sich überraschend schnell ausdehnte und zu einem gesuchten Badeorte entwickelte. Selbst wenn jede seiner Töchter eine Mitgift von 3000 £ erhielt, würde ihm noch ein schönes Vermögen bleiben.

Gab es irgendeinen vernünftigen Grund, weshalb er nicht ebensogut ein Haus ausmachen konnte wie die Benjamins und die Rosenweilers? Nein, der Vater konnte es nicht leugnen, daß seine Mädchen viel hübscher und gebildeter waren, als die Töchter jener Pioniere, besonders nicht, wenn sechs von ihnen sich um ihn drängten, ihm schmeichelten, ihn liebkosten und unter zärtlichen Küssen baten, ihnen den Willen zu tun.

„Ich sehe wirklich nicht ein, warum wir unser Geld verschwenden sollten,“ sagte er, der früheren Armut gedenkend.

„Verschwenden?“ Die hübschen Lippen schmollten vorwurfsvoll. „Das nicht, o nein, gewiß nicht!“

„Ja, verschwenden!“ erwiderte er. „In Indien tritt man auf Diamanten und Gold, aber in London kostet der Boden, auf dem man wandelt, Gold und Diamanten.“

„Sollen wir denn niemals ein Enkelkind haben?“ rief Frau Peyser.

Da niemand etwas gegen des Vaters Beschreibung

von Indien einzuwenden hatte, glaubte die kleine Schnappie, auf deren kindlichen Geist diese Familiendebatten einen tiefen Eindruck machten, noch nach Jahren, daß man in Indien mit nackten Füßen über scharf geschnittene Edelsteine und Kiesel von Gold ginge. Lange nachdem sie sich von der Naivität der geographischen Kenntnisse ihres Vaters überzeugt hatte, erregte das Wort „Indien" in ihr die Vorstellung großen Reichtums und barbarischer Pracht.

Da Frau und Töchter nicht müde wurden, auf ihn einzustürmen, entschloß sich endlich der alternde Mann, ihren Bitten nachzugeben und nach London zu ziehen, zu bequemem Leben.

II.

So geschah es also, daß die Peysers ihr Zelt abbrachen und nach der Wunderstadt übersiedelten. Nur das Haupt und das Schwänzchen der Familie — nämlich der alte Daniel und die kleine Schnappie — verließen mit tiefem Bedauern die Heimat. Der alte Daniel ließ seine dumpfige Synagoge zurück, zu deren Vorstand er gehörte, und in dem er, in demselben Maße, wie sein Vermögen wuchs, eine immer gewichtigere Stellung einnahm. Er hatte für sich oder diejenigen, die er erwählte, das Recht erkauft, die Bundeslade zu öffnen und die Gesetzesrollen herauszunehmen. Nun hieß es, den alten Bekannten Lebewohl zu sagen, die Sonntags nachmittags bei ihm einkehrten, um eine Partie Karten zu spielen; und mit den lustigen, soviel Geld einbringenden Samstagabenden, wenn die heidnischen Hausfrauen in seinen Laden kamen, um den versetzten Sonntagsstaat einzulösen, war es nun auch vorbei.

Der kleinen Schnappie — sie war kaum elf Jahre alt und noch nicht auf einen Mann versessen — wurde der Abschied von dem interessanten Hafen, in dem die alten entmasteten Schiffe neben den großen modernen Kriegs-

schiffen vor Anker lagen, und in dem kleine Dampfschiffchen unablässig hin und her fuhren, ebenso schwer, wie der von dem Strand, wo die großen Wogen sich an dem mit Kiesel und Muscheln bedeckten Ufer brachen, und von wo man einen so schönen Blick auf das Meer hatte, auf dem abends der Mond lange silberne Furchen zog. Ebenso ungern schied sie von den engen, lebhaften Straßen, in denen sie gespielt, und von der Schule, in der sie stets die Erste gewesen, und von der köstlichen salzerfüllten Brise, die über die ganze Stadt hin vom Meere her wehte.

Die kleine „Schnappie" existierte eigentlich nur für ihren Vater. Ihr wirklicher Name war Florence.

Die vier jüngeren Mädchen trugen alle heidnische Namen — Sylvia, Lilli, Daisy, Florence —, während die drei älteren Töchter zu ihrem großen Verdrusse Lea, Rahel und Rebecca genannt waren. Zwischen diesen beiden Serien von Mädchen — der mit jüdischen und der mit heidnischen Namen — waren zwei Knaben gewesen, aber der Herr hatte sie bald wieder zu sich gerufen, so daß kein männlicher Erbe da war, der dereinst den Kaddisch (das Trauergebet) für den Vater sprechen würde. Aber er hatte Hoffnung, daß ihm statt des Sohnes ein Enkel geschenkt würde; denn seine älteste Tochter war nun schon 25 Jahre alt und sie war, wie alle ihre Schwestern, sehr hübsch. Es war fast wie eine Ironie des Schicksals, daß die drei Mädchen mit den jüdischen Namen blond waren und beinahe wie Christinnen aussahen. Sie ähnelten ihrem aus Deutschland eingewanderten Vater, während die andern vier charakteristische, orientalische Züge trugen. Vielleicht war die jüdische Abstammung sogar etwas zu scharf ausgeprägt in den andern Mädchen, aber in Schnappies hübschem Gesicht waren alle östlichen Reize in seltener Vollkommenheit vereint. Ihre dichten, schwarzen Augenbrauen und ihr Haar

waren seidenweich, dunkle träumerische Augen verliehen ihrem feinen ovalen Gesichte einen poetischen Reiz, und ihre Haut hatte eine entzückende matte Farbe wie Elfenbein.

III.

Man hatte sich in Highbury, dieser freundlichen, im nördlichen London gelegenen Vorstadt niedergelassen. Die Familie wurde freundlich von einer großen Gesellschaft aus Deutschland eingewanderter Glaubensgenossen aufgenommen. In dem ersten Jahre lebten die Mutter und die drei ältesten Töchter in einem Taumel von Vergnügungen aller Art und nahmen an Bällen, Mittagessen, Empfängen, Theater und Kartenpartien teil. Sylvia, die älteste der heidnischen Mädchengruppe, war sehr unzufrieden darüber, daß sie noch nicht mit ausgehen durfte und im Interesse der älteren Schwestern immer noch als Backfisch gelten mußte, während Lilli und Daisy sich damit trösteten, daß ihre Zeit schon kommen würde, wenn nur erst die älteren Schwestern glücklich unter die Haube gebracht seien. Sie konnten es kaum erwarten, sie in der Brautkrone von Orangenblüten zu sehen, und Frau Peyser und ihre drei hoffnungsvollen Ältesten dachten ebenfalls Tag und Nacht an nichts anderes.

„Nein, nein; Rebekka soll ihn haben."

„Ich will ihn nicht! Ich denke nicht daran, einen Mann mit rotem Haare zu heiraten. Lea ist die Älteste. Sie muß zuerst daran."

„Danke schön, meine Liebe! Verschenke nicht, was dir nicht gehört."

Jeder neue junge Herr, der sich näherte und nur halbwegs vermuten ließ, daß er eine Werbung beabsichtige, gab Veranlassung zu ähnlichen halb ernsten, halb scherzhaften Diskussionen — seine Person, sein Einkommen und die wichtige Frage, welche der Schwestern er bevorzuge, bildeten,

wenn man unter sich war, das einzige nnd unerschöpfliche Gesprächsthema.

Es erschien im Laufe der Zeit eine ganze Reihe junger Leute auf der Bildfläche, die jedoch bald, ohne sich erklärt zu haben, wieder verschwanden, so daß mehr der Typus als das Individuum ein steter Gast an Peysers Tische war.

Aber diese häuslichen Aufregungen konnten die kleine Schnappie nicht dafür entschädigen, daß sie nicht mehr das vom Mond beschienene Meer und die darauf hin und her fahrenden Schiffe mit ihrer geheimnisvollen Ladung sehen sollte.

Der arme alte Daniel fühlte sich gleichfalls sehr vereinsamt; hier gab es keine alten Freunde, die bei ihm vorsprachen, und der Lärm Londons war ebensowenig ein Ersatz für das geschäftige Treiben seines Pfandgeschäftes, wie das große stattliche und immer halbleere Gebäude, in dem hier der Gottesdienst abgehalten wurde, für seine düstre kleine Synagoge, in der er eine bedeutende Rolle spielte, während er hier einsam und unbeachtet blieb und sich höchst verlassen vorkam.

Er war keine sehr imponierende Erscheinung, mit seinem ungepflegten grauen Barte und den blauen Augen, die immer noch einen knabenhaften Ausdruck bewahrt hatten. Auf der Straße bewegte er sich schwerfällig, und schon sein Äußeres verriet den früheren Bewohner des Ghettos; er vergaß stets, seine rauhen roten Hände durch Handschuhe zu verbergen. Im Haus bestand er darauf, eine patriarchalische Hausmütze zu tragen. Zuerst hatten seine Frau und seine englisch erzogenen Töchter, die sich den Verhältnissen besser anzupassen wußten, versucht, ihn gesellschaftsfähig zu machen; sie hofften, daß er sich bei den häuslichen Empfängen behaglich fühlen würde. Aber sie

erkannten bald genug, daß das vergebene Liebesmühe war; so wurde er bei Gesellschaften mehr und mehr in den Hintergrund geschoben, er wußte es seinen Damen eben nicht recht zu machen. Entweder war er zu still, oder er sprach zuviel, machte altmodische jüdische Witze, an denen die eleganten jungen Herren Anstoß nahmen, oder er gab hebräische Zitate zum besten, die sie erst recht nicht verstanden. Und manchmal gab er wahre Trompetenstöße von sich, wenn er sein buntes Taschentuch herauszog und so laut wie möglich die Nase schnaubte. Allmählich wurde er ganz und gar aus dem Salon verbannt.

Für ein paar Jahre blieb er aber doch Herrscher im Speisezimmer. Der alten Gewohnheit getreu blieben die Mädchen am Tische, wenn er nach der Mahlzeit salbungsvoll das hebräische Dankgebet sprach. Sie stimmten sogar in den sich daran knüpfenden frommen Wechselgesang ein. Aber ganz allmählich brachen sie mit dieser frommen Sitte. Wenn elegante Gesellschaft zu Tische gebeten war, wurde der alte Mann durch die ihn ernst und strafend anblickenden Augen seiner blonden und dunkeln Töchter zur Ruhe verwiesen, besonders nachdem er ein paarmal ein paar junge Herren dadurch in Verlegenheit gesetzt hatte, daß er sie aufforderte, das Dankgebet zu sprechen, das ihnen unbekannt war.

Daniels Gebet bei solchen Gelegenheiten beschränkte sich auf ein frommes Murmeln, das, während man bei der heiteren Tischunterhaltung das Dessert verspeiste, ziemlich unbemerkt blieb, wie auch das Gebetmützchen, das er trug, als Schutz vor Erkältungen angesehen wurde.

Zuletzt wagte er überhaupt, auch wenn man unter sich war, nur in bescheidener Weise seine Gebete zu murmeln, und dieses Flüstern zu Gott war symbolisch für die ganze Stellung, die er in der Familie einnahm.

IV.

„Ich glaube überhaupt nicht, daß es Rahel ist, die er meint.“

„O, wie kannst du nur so etwas sagen, Lea! Er hat mich doch zu Tische geführt.“

„Unsinn! Er macht sich nichts aus dir; es ist nur, weil er höflich gegen meine Schwestern sein will. Sagte er nicht, daß das Bukett für mich bestimmt gewesen sei?“

„Sei nicht so einfältig, Rebekka. Du weißt es sehr gut, daß du ihn nicht haben kannst. Die Älteste hat den Vortritt.“

Der veränderte Ton, mit dem man jetzt von dem in Aussicht genommenen Freier sprach, verriet, daß man im Laufe einiger Jahre schon etwas bescheidener geworden war. Denn der erste in der Familie eingeführte junge Mann hatte keiner der Schwestern einen Heiratsantrag gemacht, und seine Nachfolger folgten seinem Beispiele. Es war wirklich seltsam; eine ganze Reihe junger Herren wurden freundschaftlich empfangen, die jungen Mädchen tanzten auf Bällen mit ihnen und trafen sie in Gesellschaften, aber nicht einer von allen machte einer den so sehnlichst erwarteten Heiratsantrag. Der ersten Saison folgte die zweite — und die dritte, und immer noch wollte sich für keines der Mädchen eine passende Partie finden. Man versäumte keinen Ball, kein Diner oder irgendeine andre Gelegenheit, die zu dem erwünschten Ziele hätte führen können, aber es kam zu keiner Verlobung. Frau Peysers Haar fing an darüber grau zu werden. Sie wandte sich sogar heimlich an einen Schadchen (Heiratsvermittler) und erbat sich seinen Rat.

„Puh! Da sollten sich keine passenden Partien finden lassen?“ erklärte dieser, die Hände reibend. „Ich habe

Hunderte von jungen Leuten auf meinen Listen, und gerade solche, wie Sie sie wünschen, wirkliche Gentlemen?"

Zuerst wollten die jungen Mädchen durchaus von einer solchen Vermittlung nichts wissen. Das wäre in ihrem Stande nicht Sitte, sagten sie.

Frau Peyser machte ein ungläubiges Gesicht.

„Wirklich, glaubt ihr das? Wie denkt ihr denn wohl, daß diese Rosenweilers es gemacht haben, um fünf Männer für ihre Töchter zu finden?"

„O ja, die Rosenweilers!" Sie zuckten die Achseln, denn sie wußten sehr gut, daß sie nicht so häßlich wie diese waren.

Aber allmählich schenkten sie doch den Vorschlägen des Agenten, die durch Vermittlung ihrer Mutter zu ihnen gelangten, ein williges Ohr.

Der Tag kam, wo sie gewaltig mit ihren Ansprüchen heruntergingen und mit gebrochenem Mute ängstlich jeder Annäherung entgegensahen. Je älter sie wurden, um so weniger verlangten sie von dem ersehnten Freier. Man würde ihn angenommen haben, auch wenn er nicht mehr jung, wenn er kahlköpfig, einfach und unbemittelt gewesen wäre.

Einmal näherte sich ihnen wirklich ein Freier, der es ernst meinte; es war ein hübscher und ein reicher junger Mann, aber er war Christ, und die Schwestern wiesen ihn schaudernd zurück. So gingen fünf Jahre vorbei, als sich plötzlich das Glück wendete. Ein Fabrikant wasserdichter Stoffe, ein angesehener Vierziger, erschien auf der Bildfläche, und damit war das Eis gebrochen, die ersten Orangenblüten wurden in der Familie Peyser zum Kranze gewunden. Rebekka, die jüngste der jüdischen Gruppe, war die erste, die unter den Baldachin des Altars trat, und ihre Heirat gab allen, selbst der ältesten, frischen Mut. Und wunderbarer- und geheimnisvollerweise dauerte es kaum ein paar

Monate, bis sich wieder zwei von Frau Peysers Töchtern verheirateten — eine von der jüdischen und eine von der heidnischen Gruppe —, obwohl die letztere, Sylvia, noch immer nicht offiziell in die Gesellschaft eingeführt war.

Obgleich Lea, die älteste, auch jetzt noch nicht verheiratet war, eröffnete doch Sylvias glänzende Heirat den andern Schwestern wieder neue Aussichten; der Schadchen wurde kalt gesetzt.

Aber er meldete sich bald wieder. Denn trotz aller dieser guten Chancen ging doch wieder ein Winter resultatlos dahin; er brachte nur aufregende, aber nutzlose Liebeleien.

Allmählich hatte sich ja nun auch die heidnische Gruppe zu reifen Jungfrauen entwickelt. Die Sache fing an, immer schwieriger zu werden. Man nahm wieder ältere Männer in Aussicht; der eine hatte sein Vermögen verloren und erwartete, daß der alte Daniel erst seine Vermögensverhältnisse rangieren solle. Lea wäre sogar, wenn es hätte sein müssen, in das väterliche Pfandgeschäft zurückgekehrt; ihr erschien eben alles besser als die Aussicht, eine alte Jungfer zu werden. Zum zweiten Male brach dann eine wahre Verlobungsepidemie aus, und alle Töchter Peysers, bis auf die kleine Schnappie, heirateten im Zeitraum von 18 Monaten, eine nach der andern. Frau Peyser war ganz überwältigt von dem so unerwarteten Glückswechsel. Jeder ihrer neuen drei Schwiegersöhne erregte den Neid aller Nachbarinnen; Lea wurde die Frau eines tüchtigen Advokaten; ein reicher deutscher Bankier und ein Finanzmann aus Johannesburg führten die andern Schwestern heim.

„Ich habe es dir geraten," sagte Frau Peyser zu ihrem Manne, und ihr stolzer Busen schwoll vor Freude, als die sechste Braut unter einem Schauer von Reiskörnern[1]

---

[1] Es ist allgemeine englische Sitte, den Neuvermählten Reiskörner nachzuwerfen.

Highbury-Villa verließ, während ihre fünf Schwestern als strahlend hübsche und glückliche Frauen die Eltern umgaben. „Ich habe dir gesagt, daß du mit uns nach London ziehen solltest.“

Daniel drückte ihr die Hand in stummer Dankbarkeit für alles Glück, was sie ihm und den Mädchen bereitet hatte.

„Jetzt muß noch Florence versorgt werden,“ fuhr sie fort.

„Ach, die kleine Schnappie,“ seufzte Daniel. Er hatte ein Gefühl, als würde er sich mehr darüber gefreut haben, wenn sie eine wirkliche Herzensheirat geschlossen hätte, als überall diese vorteilhaften, reichen Heiraten. Denn zwischen dem armen einsamen Manne von bald siebzig Jahren und seinem kleinen Mädchen, das nun das vierundzwanzigste Lebensjahr erreicht hatte, bestand eine tiefe und innige Zuneigung. Sie sprachen nur über Alltagsdinge miteinander, aber ihm wurde es in ihrer Gegenwart stets warm und behaglich zumute. Sie schien, wenn auch unklar, zu erraten, wie einsam ihr alter Vater sich fühlte. Sie verstand, was sein Leben gewesen in jener Zeit, ehe sie geboren: wie er früh bei Tagesgrauen aufgestanden war, die Gebetriemen umgehangen und seine Loblieder gesungen hatte, ehe er hinter den Ladentisch seines Pfandgeschäftes getreten, wo er den ganzen Tag aushielt, und wo er den Grundstock zu seinem jetzigen Reichtum in unablässigem Fleiße gesammelt hatte. Wie er dann, wenn endlich die Ladenfenster geschlossen wurden, hastig sein bescheidenes Abendbrot einnahm, wieder ein langes Dankgebet sprach und seinem Gotte Lob sang. Lange nachdem die Schwestern aufgehört hatten, ihm einen „Gute Nacht-Kuß“ zu geben, hielt sie ihm zärtlich die Lippen dar, teils weil sie immer noch als »baby« des Hauses galt, hauptsächlich aber doch, weil sie sich bewußt war, daß der Vater Wert auf diesen Kuß legte.

Die arme Schnappie hatte vielleicht in diesen langen Jahren müden Wartens am meisten gelitten. Die endlosen heftigen Dispute zwischen ihren sechs älteren Schwestern hatten oft genug zu ernsten Reibereien, ja zu hysterischen Szenen geführt, deren Schnappie nur schaudernd gedachte. Der ganze Ernst des Lebens, die Tragödie des Frauenschicksals hatten sich ihr zu früh geoffenbart. Ihr tat es ordentlich leid, daß sie so schnell und schlank heranwuchs, sie glaubte, ihren unverheirateten Schwestern ein Unrecht damit zu tun. Ohne zu murren, trug sie kurze Kleider, obwohl sie längst erwachsen war, und flocht ihr langes Rabenhaar in kindlicher Weise in einen Zopf, der mit einem roten Band gebunden war.

„Nun, Florence," sagte Lea freundlich, als die letzten Gäste von Daisys Hochzeit Abschied genommen hatten, „jetzt bist du an der Reihe. Du solltest dich nun rasch daran halten."

„Danke schön," antwortete Florence kühl. „Ich kann mir Zeit nehmen. Glücklicherweise kommt keine hinter mir."

„Hm!" sagte Lea, und spielte mit ihren Brillantringen. „Sei nur nicht zu wählerisch. Sage mal, warum kommst du nicht öfter zu uns, um mich zu besuchen?"

„Es sind eurer jetzt so viele," murmelte Florence. Sie fühlte sich nicht gerade angezogen von den Rechtsanwälten und Kaufleuten, in deren Gesellschaft die Mutter ordentlich schwelgte. Auch die frauenhaften Manieren ihrer Schwestern ihr gegenüber behagten ihr wenig. Sie konnte sogar ein gewisses gereiztes Gefühl gegen Lea kaum unterdrücken. Lea spielte jetzt die ganz Jugendliche. In all diesen ihr unendlich lang erscheinenden Jahren hatte die kleine Schnappie ihre älteste Schwester wie eine alte Jungfer angesehen. Nun, da sie verheiratet war, spielte Lea die naive, unerfahrene und unwiderstehliche kokette, junge Frau, während

sie die kleine Schnappie plötzlich als alterndes Mädchen hinstellte, als die einzige der Schwestern, die ernstlich in Gefahr war, sitzen zu bleiben. Florence selbst, die so lange für eine Siebzehnjährige hatte gelten müssen, kam sich plötzlich ganz alt vor.

„Ja, du hast recht, Lea,“ sagte sie nachdenklich, aber mit etwas boshaftem Ausdrucke. „Morgen werde ich vierundzwanzig Jahre alt.“

„Was?“ rief Lea.

„Ja“, fuhr Florence eigensinnig fort. „O, und du glaubst nicht, wie sehr ich mich darüber freue.“ Sie erhob ihre Arme und streckte sich so lang sie konnte, als ob sie plötzlich, nachdem der Druck, den ihre Schwestern auf sie ausgeübt, aufgehört hatte, sieben Jahre älter geworden und ein ganzes Stück gewachsen sei.

„Hörst du das, Mutter?“ flüsterte Lea. „Diese törichte Florence gibt offen zu, daß sie ihren vierundzwanzigsten Geburtstag feiern wird. Sie nimmt nicht die kleinsten Rücksichten mehr auf uns.“

„Ich habe nicht gesagt, daß ich den Tag feiern würde,“ sagte Florence. „Übrigens“, meinte sie lächelnd, „glaube ich, daß man mich bald genug für die Älteste halten wird.“

„Dann wird deine Torheit auf dich selbst zurückfallen,“ sagte Lea.

Die kleine Schnappie zuckte verächtlich mit den Schultern — eine Ghettogeste, die allen Schwestern gemeinsam war.

„Ja,“ fügte Frau Peyser hinzu, „denke nur, was das dann in zehn Jahren sein würde!“

„In zehn Jahren bin ich eben vierunddreißig,“ sagte die unverwüstliche Florence, und ein schelmisches Lächeln zuckte um ihre Augen. „Dann bin ich ganz gewiß die Älteste!“

„Welche Verrücktheit,“ rief Frau Peyser laut und in

ihrem Eifer vergessend, daß die Männer ihrer Töchter in Hörweite waren. „Gott möge mich davor behüten, daß ich es erlebe, daß eines von meinen Mädchen vierunddreißig Jahre alt wird, ohne zu heiraten!"

„Still, Mutter!" sagte Florence ruhig. „Ich hoffe, daß du es erleben wirst, ich bin sogar ganz sicher, daß du es tun wirst, denn ich werde niemals heiraten. Deshalb bemühe dich nicht, mich auf die Liste zu setzen — ich bin keine Ware und lasse mich nicht verkaufen. Gute Nacht!"

Sie suchte den alten Daniel auf, der, ganz überwältigt von seinen fünf Schwiegersöhnen und den andern vornehmen Hochzeitsgästen, sich in das jetzt verlassene Speisezimmer zurückgezogen hatte, wo er eine Zigarre nach der andern rauchte, sehr zum Verdruß der Lohndiener, die darauf warteten, abräumen zu können.

Nachdem sie ihren Vater zärtlich geküßt, zog sich die kleine Schnappie in ihr Bett zurück, um dort Brownings Liebeslieder zu studieren. Ihre Mutter war so entsetzt über ihr Benehmen, daß sie ein Glas Champagner trinken mußte, um ihre Nerven zu beruhigen.

V.

Die arme stattliche Frau Peyser sollte sich des endlich erreichten Glückes nur wenige Jahre erfreuen. Aber diese Jahre brachten wirklich eine Reihe ungetrübter Tage, und der einzige Wermutstropfen in dem überschäumenden Freudenkelche war Florencens geradezu ketzerische Gleichgültigkeit gegen die Männer. Von sechs jungen Haushaltungen umgeben, die ihr den Ursprung verdankten, genoß Frau Peyser mit vollen Zügen die Großmutterfreuden, die ihr in überreichem Maße zuteil wurden. Fast alle paar Monate wurde ihr ein Enkelchen beschert. Die religiösen Zeremonien, die mit der Ankunft der kleinen pausbäckigen

Schreihälse verbunden waren, sowie die Sorge um ihr leibliches Wohl nahmen sie vollständig in Anspruch. Ihre überströmenden großmütterlichen Gefühle wurden gewöhnlich im Sommer etwas eingedämmt, weil dann die Mütter mit ihren Babys verschiedene Plätze an der Meeresküste aufsuchten; so kam es, daß sie, nur von Daniel und der kleinen Schnappie umgeben, noch in London weilte, weil sie an den Folgen einer heftigen Erkältung litt. Ehe eins ihrer andern Kinder nur benachrichtigt werden konnte, schlummerte Frau Peyser dann plötzlich hinüber. Sie starb in dem alten, aus Portsmouth mitgebrachten Bette, über dem ein hebräisches Bild hing, für das in dem eleganten Londoner Speisezimmer kein Raum war.

Es war ein seltsames Ende. Sie wußte nicht, daß sie sterben müsse, und Daniel hatte die größte Angst, daß sie dahingehen möchte, ehe sie die uralte Glaubenserklärung an den einzigen Gott abgegeben hatte. Dennoch wagte er nicht, sie wissen zu lassen, daß die Zeit dränge.

Er murmelte fromme Gebete und kämpfte tapfer, um seine Tränen zu unterdrücken. Er gedachte der langen Zeit ihres Zusammenlebens, der ersten Wochen ihres ehelichen Glückes, der langen und glücklichen Jahre, die sie in Portsmouth verlebt, wo er seinen Reichtum gesammelt hatte, jener glücklichen Zeit, wo er noch eine wichtige Person und sie noch keine elegante und vornehme Modedame gewesen war. Er gedachte nur ihrer guten Eigenschaften, der vielen Kinder, die sie ihm unter Schmerzen geboren, der Sparsamkeit, mit der sie im Anfang ihrer Ehe gewirtschaftet hatte, ihres Talentes als Kauffrau und der guten Geschäfte, die sie so oft mit den dummen Soldaten und Matrosen gemacht hatte. Auch daran, daß sie dann ihrer Kinder wegen sich so geschickt eine gesellschaftliche Stellung zu geben gewußt hatte.

Die kleine Schnappie weinte ebenfalls bitterlich.

Plötzlich nahmen die Augen Frau Peysers einen glasigen Ausdruck an, und die Lider mit den langen dunkeln Wimpern senkten sich langsam darüber.

„Sarah!“ flüsterte Daniel ungestüm. „Bete das Schemah!“

„Höre, Israel, der Herr, unser Gott, ist der einzige Gott“ — sprach sie gehorsam mit ihren sinnlichen Lippen.

Die kleine Schnappie zuckte rebellisch mit den Schultern. Das Dogma schien ihr so belanglos.

Noch einmal öffnete Frau Peyser die Augen, und ein schöner mütterlicher Ausdruck erhellte sie, als sie das weinende Mädchen sah.

„Ach, Flory,“ sagte sie in der lange nicht gebrauchten jüddischen Sprache, „gräme dich nicht. Ich besorge dir einen Bräutigam.“

Dann schloß sie für immer die Augen, und der armen kleinen Schnappie schauderte es bei dem Gedanken, daß die Tote ihr einen toten Liebhaber verschaffen wolle. —

VI.

Nachdem Sarah in „das Haus des Lebens versenkt“ worden, und die Aufregung über die Errichtung des Grabsteines, auf dem alle Tugenden der Verstorbenen hergezählt wurden, sich etwas gelegt hatte, würde Daniel ganz einsam und verlassen in der Welt gewesen sein, wenn nicht die kleine Schnappie gewesen wäre. Die beiden wirtschafteten zusammen; sie blieben in dem großen Hause, das früher das Heim so vieler Frauen gewesen, und in dem immer noch ein Hauch von Wohlgerüchen und Puder zu haften schien. Aber Vater und Tochter sahen einander nur bei den Mahlzeiten. Er saß stundenlang über der Morgenzeitung, und machte sich alte falsche Begriffe über Indien und andre Dinge, von denen er las; er schlenderte in den Straßen

umher oder ging in den »Beth Hamidrash«, den ein lokaler Fanatiker gerade in Nord-London errichtet hatte, und wo unter Führung eines alten polnischen Weisen Daniel seinen alten Kopf mit Ergründung der rituellen Probleme Babylons abmühte. In langen Zwischenräumen bürstete er sorgfältig seinen altmodischen hohen Zylinder und schellte schüchtern an dem Hause einer seiner Töchter, wo ihm dann gnädigst gestattet wurde, ein sich kräftig dagegen wehrendes Baby zu liebkosen. Aber sie wohnten alle so weit von ihm und voneinander entfernt in dem großen London. Von Sylvias Haus, wo ein eleganter Diener in Livree ihm die Tür öffnete, war er gleich anfangs verscheucht worden, und als die andern anfingen, ihrem Beispiele zu folgen, hörten seine Besuche bald auch dort ganz auf. Die Schwestern kamen auch nur sehr selten dazu, sich nach ihrem alten Vater umzusehen; sie entschuldigten sich mit den überwältigend vielen Haushaltungssorgen und gesellschaftlichen Pflichten und klagten außerdem darüber, daß sie von Florence stets sehr kühl empfangen würden. „Ja, wenn du allein lebtest — oder bei einer von uns!" hieß es. Aber Daniel war sich bewußt, daß die letzte Alternative noch trostloser wie die erste sei, und obwohl er fühlte, daß auch zwischen seinem Leben und dem seiner Hausgenossin ein breiter Fluß lag, so fühlte er doch auch, daß die Liebe eine Brücke darüber geschlagen hatte, auf der ihre Seelen sich begegneten.

Man denke sich daher das Erstaunen des Siebzigjährigen, als eines schönen Morgens, während er auf seinen niedergetretenen Hausschuhen durch das Haus schlürfte, ihn das Mädchen davon benachrichtigte, daß seine sechs Töchter gekommen seien und ihn sofort im Salon zu sprechen wünschten.

Der Schrecken fuhr ihm so in die Glieder, daß er nicht einmal daran dachte, seine mangelhafte Toilette in Ordnung

zu bringen. Sein Herz klopfte in banger Ahnung. Ihr gemeinsames Erscheinen erinnerte ihn an die Beerdigungsfeierlichkeit oder an die Hochzeitsgesellschaften. Er sah zum Fenster hinaus und erblickte vier Wagen in der Straße vor seinem Hause. Es schien ihm nun ganz gewiß zu sein, daß irgend etwas Schreckliches vorgefallen sein müsse. Er schwankte in den Salon, der jetzt, seit die sechs Mädchen verheiratet waren, nur sehr wenig benutzt wurde, und bebte ordentlich zurück vor der überwältigenden Eleganz seiner Töchter. Sie rauschten in schweren seidenen Gewändern, trugen goldene Halsketten und erfüllten die Luft mit dem gewohnten Aroma von Puder und Parfüm. Er fühlte sich ganz klein und unbedeutend in Gegenwart seiner strahlenden Nachkommenschaft.

Sie standen nicht auf, als er hereinkam. Die jüdische und die heidnische Gruppe hatten zwanglos neben- und untereinander Platz genommen — die Heirat hatte alle früheren Differenzen unter ihnen beseitigt. Sie schienen fast gleichaltrig zu sein und hatten alle ein blühendes frisches, frauenhaftes Aussehen.

Daniel blieb an der Tür stehen und blickte von der einen zur andern. Einige husteten, die andern spielten verlegen mit ihrem Muff.

„Setz dich, setz dich doch, Vater," sagte Rahel freundlich, erhob sich jedoch nicht aus dem bequemen Armsessel. Es schien, als ob der Klang ihrer Stimme das Eis brechen wolle. Aber nachdem Daniel sich auf einem steifen Stuhle niedergelassen hatte, schwiegen wieder alle in offenbarer Verlegenheit.

Endlich ergriff Lea das Wort. „Wir sind zu dir gekommen, während Flory sich durch die verrufensten Stadtgegenden treibt —"

„Durch verrufene Stadtviertel," wiederholte Sylvia

bedeutungsvoll, und ein zweideutiges Lächeln huschte über die sechs Gesichter.

„Ja, und was?“ murmelte Daniel.

„Wir wünschen nicht, daß sie etwas von unserm Besuch erfahren soll!“

„Betrifft es denn Schnappie?“

„Ja, deine kleine Schnappie,“ sagte Daisy boshaft.

„Ja; sie hat keine Zeit, uns zu besuchen,“ rief Rebekka, „aber sie hat Zeit genug, in ihre Spelunken zu gehen.“

„Nun, sie geht hin, um Gutes zu tun,“ sagte er entschuldigend.

„Viel Gutes,“ kicherte Rahel.

„Sich selbst,“ höhnte Lilli.

„Ich verstehe kein Wort,“ sagte er gequält.

„Nun denn —“ begann Lilli. „Sage du es ihm, Lea, du weißt am meisten davon.“

Er sah flehend von der einen zur andern.

„Ich sagte es immer, daß diese Armenviertel gefährliche Plätze für Leute unsrer gesellschaftlichen Stellung seien. Sie begnügt sich nicht einmal damit, nur Juden zu besuchen.

Das Eis war offenbar gebrochen und die Stimmung wurde eine lebhaftere.

„Gefährlich!“ wiederholte er, dies Unglück verheißende Wort aufgreifend.

Die Gesichter verfinsterten sich wieder, und alle nickten. „Schrecklich!“ sagten sie schaudernd.

„Was ist es denn mit Schnappie?“ rief der alte Mann geängstigt und sprang von seinem Stuhle auf.

„Setz dich, setz dich; sie ist nicht tot,“ sagte Lea verächtlich.

„Ihr habt mir Schlimmes mitzuteilen.“ Er setzte sich wieder. „Was ist es? Was ist vorgefallen?“

„Sie ist verlobt,“ — das Wort klang in Leas Munde, als ob ein Sterbeglöckchen läute.

„Verlobt!" wiederholte er, etwas Furchtbares ahnend.

„Mit einem Christen," sagte Daisy brutal.

Er sank bleich und zitternd auf seinen Stuhl zurück. Wieder herrschte tiefe Stille in dem Zimmer.

„Aber wie kam das, mit wem ist sie verlobt?" murmelte der Alte endlich.

Die jungen Frauen erholten sich. Sie sprachen nun alle durcheinander.

„Mit einem, der, wie sie, in die Spelunken der Armen kriecht."

„Er ist der Sohn eines protestantischen Priesters."

„Ein greulicher Christenbengel."

„Und das ist dein verwöhnter Liebling, deine Schnappie."

„Wenn wir Christen hätten nehmen wollen, dann hätten wir schon vor zwanzig Jahren heiraten können."

„Es ist eine schreckliche Schande für uns alle."

„Sie nimmt nicht die kleinsten Rücksichten auf uns."

„Dabei läuft sie jedenfalls in ihr Unglück. Wenn sie einmal etwas miteinander haben, wird er es ihr stets vorwerfen, daß sie eine Jüdin ist."

„Sie hat nicht in unser Komitee der ‚Töchter der Barmherzigkeit' eintreten wollen — sie hatte keine Zeit dazu."

„Sie wollte ja überhaupt nicht heiraten, sie hat über alle jüdischen jungen Leute die Nase gerümpft!"

„Aber das würde sie mir doch gesagt haben!" sagte er hoffnungslos. „Ich glaube es nicht. Meine kleine Schnappie!"

„Du glaubst es nicht?" schnauzte Lea ihn an. „Nun, so frage sie doch selbst. Sie wird es nicht ableugnen."

„Habt ihr mit ihr darüber gesprochen?"

„Ob wir mit ihr darüber gesprochen haben? Sie sagt, das ganze Judentum sei Unsinn! Sie wird Schande über uns alle bringen."

Der blinde Rasseninstinkt, der sich in 25 Jahrhunderten getrennten Glaubens immer mehr entwickelt hat, sprach aus ihnen. Daniel empfand jedoch einen direkten religiösen Schauder.

„Wird sie in einer christlichen Kirche heiraten?" frug er.

„O, soweit ist es noch nicht — sie wird ihn noch nicht heiraten."

Sein armes gequältes Herz atmete bei diesen Worten erleichtert auf.

„Sie kehrt sich absolut nicht um unsre Gefühle," fuhr Lea fort, „aber sie will natürlich überhaupt nicht heiraten, solange du lebst."

Lilli nahm den Faden auf. „Wir haben ihr gesagt, wenn sie auch einen Juden heiraten wollte, dann könntest du abwechselnd immer bei einer von uns leben. Aber sie sagte, du könntest unter allen Umständen bei ihr bleiben; ihrem Alfred wäre das ganz recht. Was sie zurückhält, ist nur das, daß sie deine religiösen Gefühle zu verletzen fürchtet. Sie möchte dir auf keinen Fall wehe tun."

„Gott segne sie, meine gute, kleine Schnappie," sagte er leise.

Sein verstörter Sinn vermochte die ganze Tragweite des Mitgeteilten nicht zu erfassen, er klammerte sich nur an die letzten ihn tröstenden Worte.

Die Frauen sahen finster und drohend auf den alten Vater.

Er fühlte es und strich sich nervös über das weiße Haar, das unter seinem Mützchen hervorsah.

„Aber dann — dann ist ja alles in Ordnung."

„Ja, alles in Ordnung," sagte Lea brutal. „Aber auf wie lange?"

Er begriff den Sinn ihrer Worte, und es legte sich eine eiskalte Hand auf sein Herz. Zum ersten Male in seinem

Leben war es ihm klar, daß er sterben müsse, und daß die Zeit seines Todes nicht allzufern sei.

„Wir verlangen daher von dir, daß du der Sache schon jetzt ein Ende machst,“ sagte Sylvia; „unsertwegen mußt du sie dazu bringen, dir das Versprechen abzulegen, selbst wenn du — —. Du bist ja eben der einzige, der Einfluß auf sie hat.“

Sie stand auf, als ob sie den peinlichen Erörterungen ein Ende machen wolle; die andern standen gleichfalls auf. Ihre seidenen Röcke rauschten, als sie dem Alten ihre mit Juwelen geschmückten Hände zum Abschied reichten und ihn versprechen ließen, sein Bestes zu tun. Wie in einem Traume stand Daniel dann am Fenster und sah den abfahrenden Equipagen nach — ihm war, als sei er Zeuge seiner eigenen Begräbnisfeier. —

VII.

O Gott, daß es dazu kommen mußte. Die kleine Schnappie sollte nicht eher glücklich werden, bis er tot war! Nun, warum sollte er sie warten lassen? Was war an den paar Jährchen oder vielleicht Monaten gelegen? Er war schon gestorben. Dort bewegte sich sein Leichenzug durch die Straße.

Selbst während er seinen Töchtern das Versprechen ablegte, hatte er doch keinen Augenblick im Ernste vor, mit Schnappie zu sprechen. Die langen Jahre, die sie schweigend nebeneinander gelebt, hatten eine wirkliche Unterhaltung fast unmöglich gemacht. Die Brücke, auf der ihre Seelen einander begegneten, war eine Brücke, über der ein heiliges Schweigen lagerte. Wenn er redete und besonders, wenn er in väterlichem Zorne zu ihr sprach, konnte die Brücke für immer einstürzen. Das hätte für ihn Schlimmeres als den Tod bedeutet.

Nein; die kleine Schnappie hatte das Recht, ihr eigenes Leben zu gestalten, wie sie es wollte; er fühlte, daß er sie darüber nicht zur Rede stellen dürfe, selbst wenn sie nach seiner religiösen Auffassung eine Todsünde begehen sollte. Er konnte das, was er empfand, nicht in logische Worte kleiden, er war sich vielleicht auch selbst nicht ganz klar darüber. Aber die zärtliche Liebe, mit der er an Florence hing, hatten in ihm die Überzeugung gereift, daß sie kein moralisches Unrecht begehen könne. Nein, er hatte nicht das Recht, entscheidend in ihr Leben einzugreifen und ihr Glück zu zerstören. Er mußte aus dem Leben gehen. Die kleine Schnappie war bald dreißig Jahre alt; der beste Teil ihrer Jugend war dahin. Sie sollte mit diesem fremden Manne glücklich werden.

Aber wenn er sich selbst das Leben nahm, würde er Schande über seine Familie bringen — und über die kleine Schnappie! Vielleicht würde dieser Alfred sie dann nicht heiraten. Gab es denn gar keinen Weg, leise und unbemerkt aus dem Leben zu schlüpfen! Nein, nein! Selbstmord war eine Todsünde. O! wenn das doch wirklich sein Leichenzug gewesen wäre!

„O Gott, Gott Israels! Lehre du mich, was ich tun soll!"

VIII.

Da kam ihm eine plötzliche Inspiration. Sie sollte nicht auf seinen Tod zu warten haben; er wollte leben, um sie glücklich zu sehen. Er wollte sich so stellen, als ob ihre Heirat mit einem Christen ihm keinen Schmerz bereite. Würde er nicht wirklich Herr seines Herzeleides werden, wenn er sie glücklich wußte. Aber würde sie glücklich werden? Konnte sie mit diesem Andersgläubigen glücklich werden? Ach! das war der quälende Zweifel. Wenn nun

ein ehelicher Zwist kam, würde ihr Mann ihr dann nicht stets vorwerfen, daß sie eine Jüdin sei. Nun, das mußte er ihr überlassen. Sie war alt genug, um zu wissen, was sie tat. Durch alle diese Jahre hindurch hatte er geglaubt, daß ihre reine Stirn der Sitz aller Weisheit und ihre zärtlichen schönen Augen der Quell alles Guten seien; er konnte unmöglich plötzlich eine andre Meinung von ihr gewinnen.

Als sie von ihren Armenbesuchen nach Hause zurückkehrte, hatte er sich gesammelt und seinen Plan entworfen.

„Nun, meine Liebe," sagte er mit strahlend freundlichem Lächeln zu ihr, „ich habe ja erfreuliche Neuigkeiten gehört."

Das Lächeln ihres Antlitzes verblaßte, sie sah ihn erschrocken an.

„Es ist alles in Ordnung, kleine Schnappie," sagte er schelmisch. „Ich soll also sieben Schwiegersöhne haben. Und einen zweiten Alfred, was?"

„Du hast es erfahren?"

„Ja," sagte er, und kniff zärtlich ihr Ohrläppchen, „meinst du vielleicht, dein alter Vater käme nicht hinter deine Geheimnisse?"

„Aber weißt du, daß er — daß er — ein — —"

„Ein Christ ist? Natürlich, was macht das für einen Unterschied, wenn er ein guter Mensch ist." Er lachte laut.

Die kleine Schnappie sah noch erschrockener aus. Hatte ihr Vater am Ende den Verstand verloren.

„Aber, ich dachte —"

„Du dachtest, ich wollte, daß du dich für mich opfertest! Nein, nein, meine Liebe! Wir sind hier nicht in Indien, wo man die Frauen ihren verstorbenen Männern zuliebe verbrennt."

Die kleine Schnappie gedachte einen Augenblick ihrer früheren Vision Indiens, daß man dort über Diamanten

und Perlen wandle. Sie murmelte: „Wer hat es dir gesagt?"

„Lea."

„Lea! Aber Lea ist doch böse auf mich!"

„Das ist sie! Sie kam in schlimmster Laune zu mir; aber ich sagte ihr, was immer meine kleine Schnappie täte, sei das Richtige."

„Vater!" Mit einem hellen Freudenschrei fiel sie ihm zärtlich um den Hals und küßte ihn. „Aber nimmt der liebe alte Jude nicht dennoch Anstoß daran?" sagte sie halb weinend und halb lächelnd.

Er wußte listig eine Ausrede zu finden. „Wieviel Judentum ist denn noch in den Männern deiner Schwestern?" sagte er. „Und was nützt die Rasse, wenn sie ihrer Religion nicht mehr treu bleibt?"

„Sieh, Vater, das ist es ja, was ich immer predige!" rief sie erstaunt. „Denke daran, was unser Judentum in der guten alten Zeit war, als wir noch in Portsmouth lebten. Was aber ist der Sabbat hier? Ein Hohn! Nicht ein einziger deiner Schwiegersöhne schließt sein Geschäft. Damals aber, o wie schön war es, wenn der Sabbat kam. Er glitt leise und allmählich herein; es war, als höre man das Rauschen von Engelsflügeln. Dann herrschte heiliger Friede im ganzen Hause."

„Ja, ja." Seine Augen füllten sich mit Tränen. Er sah die unschuldsvollen Gesichter seiner kleinen Mädchen um den weiß gedeckten Sabbattisch. Was hatte London und sein Reichtum ihm statt dieses Glückes gebracht?

„Und dann in den Tagen des Versöhnungsfestes, wenn das Schofar erklang und wir uns des Gefühles unsrer Schuld und Sündhaftigkeit bewußt waren, wenn wir daran dachten, daß die himmlischen Gesetzesrollen unterzeichnet und

besiegelt wurden. Wer fühlt heute noch etwas Ähnliches, Vater? Einige von uns fasten nicht einmal mehr."

„Das ist wahr, ist ganz wahr." Er vergaß seine Rolle. „Dann bist du noch eine treue, gläubige Jüdin?"

Sie schüttelte traurig den Kopf. „Wir haben unser Schicksal überlebt. Unsre Absonderung hat keinerlei wirkliche Bedeutung mehr."

Aber sie hatte einen neuen Hoffnungsfunken in ihm entzündet.

„Kannst du ihn nicht dazu bewegen, zu unsrer Religion überzutreten?"

„Wozu? Bei unsern leeren Synagogen?"

„Dann wirst du zu — zu seiner Religion übertreten?" Er bemühte sich mit fester Stimme zu sprechen.

„Das muß ich, Vater. Sein Vater ist Pastor."

„Ich weiß, ich weiß," erwiderte er, obwohl sie ebensogut hätte sagen können, er sei ein Erzengel.

„Aber du glaubst doch nicht an — an —"

„Ich glaube an die Selbstaufopferung; das ist Christentum."

„Ist es das? Ich dachte, die Christen beteten zu drei Göttern."

„Das ist nichts Wesentliches."

„Gott sei Dank!" sagte er, und fügte dann schnell hinzu: „Aber wirst du glücklich mit ihm werden, nachdem ihr in so ganz verschiedenem Glauben erzogen seid. Kannst du dich wirklich glücklich bei ihm fühlen?"

Sie lachte und errötete tief. „Es gibt wichtigere Dinge als die Art unsrer Erziehung, Vater."

„Aber wenn nun in eurer Ehe Meinungsverschiedenheiten entständen, dann würde er dir immer vorwerfen, daß du eine Jüdin seiest."

„Nein, das wird Alfred niemals tun."

„Dann beeile dich, kleine Schnappie, sonst wird dein alter Vater dich nicht mehr unter dem Baldachin des Traualtars sehen.“

Sie lächelte glücklich, denn sie glaubte seinen Worten. „Aber, Vater, ich werde nicht unter den Baldachin treten.“

„Nun, nun, was immer es sein mag,“ gab er lachend zurück, während er innerlich bebte bei der Vorstellung, daß sie vielleicht unter einem Kreuze getraut werden könne.

IX.

Die beiden verabredeten, daß, um die endlosen Familienredereien zu umgehen, den Schwestern überhaupt gar nichts gesagt werden solle, und daß die Zeremonie so still wie möglich vollzogen werden solle. Der Vater Alfreds wollte zur Stadt kommen, um das Paar in der Kirche eines andern seiner Söhne in Chalk zu trauen. Nach kurzen Flitterwochen sollte dann Daniel sogleich zu dem Paare nach Whitechapel kommen; denn das junge Paar wollte im Zentrum ihrer sozialen Arbeiten leben. Der arme Daniel versuchte es, einigen Trost aus dem Gedanken zu schöpfen, daß Whitechapel ein jüdischeres und gemütlicheres Stadtviertel wie Highbury sei. Aber der unbehagliche Eindruck, den sein letzter Schwiegersohn auf ihn machte, neutralisierte jedes andre Gefühl. Seine andern Schwiegersöhne hatten ihn zwar auch alle eingeschüchtert, aber er hatte doch das beruhigende Bewußtsein, daß sie Glaubensgenossen waren. Mit diesem Alfred jedoch hatte er keinerlei Berührungspunkte; selbst das wirklich herzliche Entgegenkommen des jungen Mannes konnte ihn nicht darüber forttäuschen.

„Bist du auch wirklich ganz, ganz sicher, daß du glücklich mit ihm wirst, kleine Schnappie,“ frug er sie ängstlich.

„Aber ganz gewiß, du lieber, alter Quälgeist!“

„Aber wenn ihr euch nach der Heirat streitet, wird er es dir immer vorwerfen, daß du — —"

„Dann halte ich ihm vor, daß er ein Christ ist und nicht mit mir streiten sollte."

Er schwieg. Aber er dankte doch im stillen Gott dafür, daß seiner lieben, alten Frau diese Prüfung erspart geblieben sei.

„Es hat alles sein Gutes," murmelte er, ein hebräisches Sprichwort zitierend.

So kam der tragische Tag immer näher heran.

X.

Ungefähr eine Woche vor dem zur Trauung angesetzten Tage wanderte Daniel, fortwährend über die immer näher rückende Zeremonie nachdenkend, umher. Eine Art unheiliger Neugierde trieb ihn nach Chalk Farm, um sich die Kirche anzusehen, in der die profane Verbindung stattfinden sollte. Vielleicht wäre es richtig gewesen, auch einmal hineinzugehen; er würde dann den ersten Schrecken, in solch einem Gebäude zu sein, überwunden haben, so daß er während der Zeremonie sich nicht verraten würde.

Als er sich dem heidnischen Gebäude näherte, sah er, daß eine ganze Reihe von Wagen vorfuhr, und daß sich viele Leute durch die geöffneten Pforten drängten. Er kam gerade recht zu einer Trauung.

Auch gut! Nun wollte er unbedingt eintreten, wollte sehen, wie diese Zeremonie in dem unbekannten Gebäude vollzogen wurde. Es würde wie eine Art von Probe sein. Es würde ihm später helfen, über den tragischen Augenblick hinwegzukommen. Er wollte mit einigen andrrn Leuten durch das Mittelportal eintreten, aber ein Schutzmann winkte ihn zurück und bedeutete ihn, daß er durch eine Nebentür gehen solle. Schüchtern stahl er sich hinein.

Obwohl die Kirche ziemlich voll von Menschen war, fiel doch der von den hohen, steinernen Gewölben ausgehende kühle Hauch ihm kalt auf das Herz. Ihm war, als töne von all diesen steinernen Säulen das schreckliche Wort „Meschummed" — Abtrünniger — auf ihn herab. Er bemerkte, daß die andern Leute den Hut abnahmen und zog rasch seinen alten Filzhut vom Kopfe. Das ungewohnte Gefühl des entblößten Hauptes trug mit dazu bei, daß er sich unheilig und sündhaft erschien.

Da noch nichts vorzugehen schien, nahm er auf einem Sitze im Kirchenschiffe Platz, als plötzlich von der Orgel herab eine laute, fast fröhlich klingende Musik erscholl. Seine Augen füllten sich mit bitteren Tränen.

Plötzlich ging eine Bewegung durch die Versammlung; der Alte erwachte aus seinen Gedanken und spähte umher.

Da sah er im Hintergrunde der Kirche eine Art von Bühne, auf der vier Männer in seltsamen, langen Gewändern unter einem Kreuze standen. Er hielt die Hand über die Augen, um nicht das verhaßte Symbol zu sehen, das einen so düsteren Schatten über das Leben seiner Ahnen geworfen hatte. Als er wieder nach dem Altare blickte, knieten die Männer. Ob er wohl auch niederknien müsse? Würden seine alten Knochen eine so heidnische und erniedrigende Stellung einnehmen müssen? Jetzt erschienen vier Brautjungfern, die große, schöne Blumensträuße trugen auf der Bühne, stiegen dann herab und gingen mit kleinen, theatralischen Schritten durch den Seitengang der Kirche dem Ausgange zu. Seine Nachbarn standen auf, um ihnen nachzublicken, und er stand ebenfalls auf. Und über all dies erklangen die jubelnden Kadenzen der Orgel.

Eine Bewegung und ein Murmeln ging durch die Kirche. Der Brautzug nahte sich. An seiner Spitze ging ein blasser, ernst aussehender junger Herr, der von einem sehr vergnügt

dreinblickenden jungen Herrn geführt wurde. Es folgte eine Gruppe andrer junger Herren, und dann tauchten die Brautjungfern wieder auf. Schließlich — der Zielpunkt aller Augen — nahte eine ganz von weißen Schleiern umhüllte jungfräuliche Gestalt, die von einem militärisch aussehenden alten Herrn in seidener Weste geführt wurde.

Ach, so würde er mit Schnappie einhergehen. Durch diesen ganzen langen Gang würde er, Daniel Peyser, schreiten müssen, und von allen Seiten würden neugierige Christen ihn angaffen. Er versuchte es, innerlich eine Art von Probe abzuhalten. Er malte sich aus, wie er steif und gerade mit der schönen, durch weiße Schleier verhüllten Schnappie am Arme einherschreiten wolle. Er sah, wie er, langsam voranschreitend, doch endlich den Altar mit dem darüberhängenden Kreuze erreichte. Dann aber verschwamm alles vor seinen Augen, schaudernd sank er in seinen Sitz zurück. Seine arme, kleine Schnappie! Bei der verführerischen Musik dieses satanischen Orchesters sollte sie von dem verhaßten Heidentum aufgesaugt werden.

Er saß in seltsamem Traum befangen. Kaum merkte er, daß die Orgel verstummt war, und daß ein Prediger das Wort ergriffen hatte. Als er wieder aufblickte, sah er die Brautgesellschaft vor dem Altar wie durch einen dichten Nebel. Dann aber tönte plötzlich klar und deutlich der von dem Prediger eben ausgesprochene Satz an sein Ohr:

„Darum, wenn irgend jemand gerechten Grund hat, weshalb diese beiden nicht ehelich verbunden werden sollen, so möge er jetzt sprechen, oder für immer schweigen."

O Gott Israels! Das war die letzte Chance; seine Gedanken verwirrten sich, er sprang auf und rief in Todesangst: „Nein, nein, sie darf ihn nicht heiraten, sie darf es nicht."

Aller Augen wandten sich auf den schäbig aussehenden

alten Mann. Ein Schauder lief durch die Versammlung. Die Braut erbleichte; eine der Brautjungfern schrie laut; der Prediger trat verlegen und schweigend zurück. Ein Aufseher mit weißen Handschuhen eilte auf Daniel zu.

„Haben Sie etwas gegen diese Ehe einzuwenden?" rief dann der Geistliche.

Der alte Mann kam langsam wieder zu sich und tastete ängstlich umher.

„Nun, was haben Sie dagegen einzuwenden?" schnauzte der Aufseher Daniel an.

„Ich — ich — nichts," murmelte er in namenloser Verwirrung.

„Er ist betrunken," sagte der Aufseher. „Hinaus mit Ihnen, vorwärts, Mann." Er schob Daniel zu einer Seitentür hinaus, die er hinter ihm schloß.

Daniel schreckte vor den die Kirche in dichten Reihen umstehenden Leuten zurück. Er zögerte in der Vorhalle, bis von innen der Hochzeitsmarsch in jubelnder Ironie erschallte, und die hinausströmende Menge ihn mit auf die Straße riß.

XI.

Sein ganz verstörtes Aussehen, seine verwirrten Reden bei dem Abendessen beunruhigten Schnappie auf das höchste, aber sie konnte nicht aus ihm herausbringen, was denn eigentlich vorgefallen sei.

Als ihr die Abendzeitung gebracht wurde und ihr Auge über die Anzeige der stattgefundenen Trauungen glitt, wurde es plötzlich durch eine groß gedruckten Überschrift angezogen.

„Ich verbiete das Aufgebot."

Seltsame Szene in der Chalk Farm-Kirche.

Sie las die Überschrift — las sie wieder, und ein seltsamer

Verdacht stieg in ihr auf. Was, das war ja dieselbe Kirche, in der in wenig Tagen — —? Ein sehr jüdisch aussehender alter Mann? Guter Gott! Ja, es war ihr Vater, und alles, was er ihr gesagt und zugestanden, war nur Schein, nur Selbstaufopferung gewesen. Die Bürde aber war zu schwer für ihn gewesen, sie fing an, seinen Verstand zu verwirren. Nur ihr Egoismus, ihr blindes Sehnen nach dem eigenen Glücke hatten es ihr möglich gemacht, zu glauben, daß die religiöse Anschauung und der orthodoxe Glaube des mehr als Siebzigjährigen eine Änderung erfahren hätte.

„Nun, Vater," sagte sie fröhlich, „nun wirst du mich sehr bald verlieren!"

Seine Lippen zuckten in krampfhaft erzwungenem Lächeln.

„Es freut mich sehr." Er hielt inne und kämpfte mit sich selbst. „Wenn du nur auch wirklich ganz sicher bist, glücklich zu werden!"

„Aber, Vater, haben wir nicht oft genug darüber gesprochen?"

„Ja, ja — aber du weißt — wenn ein Streit zwischen euch entstände, würde er dir immer vorwerfen, daß — —"

„Unsinn, Unsinn," lachte sie. Aber die fortwährende Wiederholung dieses Satzes überzeugten sie davon, daß sein Verstand in der Tat gelitten hatte.

„Und bist du wirklich ganz sicher, daß ihr miteinander fertig werdet?"

„Ganz gewiß."

„Dann bin ich zufrieden." Er zog sie an sich und küßte sie.

Da erkannte sie gewiß, daß er sie belog; sie brach zusammen und weinte bitterlich. Nun tröstete er sie.

„Weine doch nicht, kleine Schnappie, weine nicht. Ich

wollte dich nicht ängstigen. Alfred ist ein guter Mann, das weiß ich, und wenn ihr euch zankt, dann wird er niemals" — — er küßte ihre tränenfeuchte Wange.

XII.

In dieser schlaflos in ihrem Zimmer verbrachten Nacht schrieb die kleine Schnappie einen Brief.

„Teuerster Alfred!

Es ist ebenso traurig für Dich, diese Zeilen zu lesen, wie es für mich traurig ist, sie schreiben zu müssen. Ich finde in der elften Stunde, daß ich Dich nicht heiraten darf. Ich bin es Dir schuldig, Dir meinen Grund dafür klarzulegen. Wie Du weißt, habe ich nicht eher darein gewilligt, daß unsre Liebe durch die Ehe gekrönt würde, bis mein Vater seine Einwilligung gegeben hatte. Nun aber habe ich entdeckt, daß mein Vater diese Einwilligung nicht aus Überzeugung gegeben, sondern daß er es nur getan, um meinem Glücke nicht hinderlich zu sein. Versuche es, Dir klarzumachen, was es für einen alten Mann von mehr als siebzig Jahren bedeutet, wenn er plötzlich mit allen ein langes Leben hindurch gehegten Vorurteilen brechen soll, dann wirst Du begreifen, was er für mich zu tun vermocht hat. Aber das Opfer ging über seine Kraft. Sein Herz bricht darüber, und leider fürchte ich sogar, daß er den Verstand darüber verliert.

Du wirst nun sagen, laß uns warten, bis der Fall eintritt, den näher zu bezeichnen ich nicht kaltblütig genug bin. Aber ich halte es für unedel, Dein Glück dadurch in Gefahr zu setzen, daß ich Dein Geschick noch länger mit dem meinen verbunden halte. Ganz neue Gedanken bewegen mein Gemüt. Wenn eine Religion, die ich nur für Formenkram gehalten, imstande ist, einen

solchen Typus von Selbstverleugnung, wie meinen armen Vater, hervorzubringen, dann muß sie in der einen oder der andern Weise alle Anregungen zu jener Selbstaufopferung in sich bergen, die die Welt christliche Tugend nennt. Vielleicht habe ich das nie so recht verstanden. Wir sind so schlecht unterrichtet worden. Vielleicht ist die prosaische Epoche des Judentums, in der ich geboren wurde, nur ein Übergangsstadium, vielleicht gehört sie nur den Mittelklassen an; denn das weiß ich bestimmt, daß ich die Poesie meiner Religion in meiner Kindheit viel intensiver empfunden habe. Vielleicht wird sich in der Zukunft die göttlichere Seite dieser Religion mehr entwickeln und mehr Wert auf die Schönheit des Lebens legen. Vielleicht ist der blinde Instinkt, mit dem der Jude sich von den andern Rassen abschließt, ein Beweis dafür, daß den Kindern Israels noch eine schönere Zukunft aufbewahrt ist, daß sie in Wahrheit das auserlesene Volk sind, das Segen über die ganze Erde verbreiten wird. Ich weiß das nicht; in dieser Nacht vermag ich nicht klar zu sehen, alles erscheint mir unklar und chaotisch. Ich weiß nur, daß es mir unmöglich ist, das Dir gegebene Versprechen zu halten. Ich fühle, daß ich mich selbst in einem Übergangsstadium befinde, und ich weiß nicht, wohin ich gelangen werde. Aber, teuerster Alfred, werden wir nicht wirklich christlicher leben, wenn wir ein Leben der Entsagung führen und die Hoffnung auf persönliches Glück aufgeben? Vergib mir, Liebster, daß ich Dir solchen Schmerz bereiten muß, verzeih es mir und hilf mir dadurch, das eigene Leid zu tragen.

Bis in den Tod Deine Freundin
Florence."

Es war eine Stunde nach Mitternacht, als sie diesen Brief vollendet hatte. Als sie ihn versiegelte, zog eine

gewisse Befriedigung in ihr Herz, daß sie nun dem jüdischen Glauben nicht abtrünnig zu werden brauche, obwohl sie sich dies selbst nicht eingestehen wollte. Und doch — wenn sie den Brief bis zum andern Morgen liegen ließe — würde sie dann noch den Mut haben, ihn abzusenden?

Das Haus war still und dunkel. Sie war das einzige Wesen darin, das nicht der Nachtruhe genoß. Sie sehnte sich darnach, daß alles vorüber sein möge, und daß das Unwiderrufliche heute noch vollbracht werde. Vielleicht könnte sie mit ihrem Hausschlüssel aufschließen und sich noch hinaus wagen — an der nächsten Straßenecke befand sich ein Briefkasten. Sie steckte eine Kerze an und wagte sich auf den Vorplatz der Treppe. Das flackernde Licht bewirkte, daß sie einen großen Schatten vor sich her warf, der sie erschreckte. In ihrer überreizten Stimmung kam er ihr wie ein geisterhaftes Wesen vor, das sie verspottete. Die Erinnerung an das Totenbett ihrer Mutter tauchte in ihr auf; ihr war, als höre sie die Stimme ihrer Mutter: „Ach, Flory, sei nicht betrübt. Ich werde dir einen Bräutigam schicken." War dies der Bräutigam — der einzige, den sie je haben sollte? —

„Vater, Vater," schrie sie plötzlich laut in unbezwinglicher Angst.

Eine Tür ging rasch auf, eine Gestalt in niedergetretenen Schuhen eilte auf sie zu, eine liebe, teuere, vertraute Gestalt! Ihr Vater hielt das bunte Taschentuch in der Hand, das einst mit dazu beigetragen hatte, ihn aus dem Salon zu verbannen. Sein Antlitz war feucht, die Brille war in die Höhe geschoben, und seine Augenlider waren rot und vom Weinen geschwollen; auch er hatte gewacht.

„Was ist dir? Was ist dir, kleine Schnappie?"

„Nichts. Ich — ich — ich wollte dich nur fragen, ob

du wohl so gut sein würdest, diesen Brief zur Post zu besorgen — aber gleich, noch diese Nacht."

„So gut sein? Nun, ich freue mich, noch mal eben an die Luft zu kommen."

Er nahm den Brief und versuchte, nachdem er die Adresse gelesen — schelmisch zu lachen.

„Ha, ha, ha!" Er kniff sie in die Backe.

„Es kann also kein Tag vorübergehen, an dem wir ihm nicht schreiben, was?"

Sie bebte über dies unvorhergesehene Mißverständnis.

„Nein," wiederholte sie dann fest, „es darf kein Tag vorübergehen."

„Aber nun geh auch sogleich zu Bette, kleine Schnappie. Du siehst ganz bleich aus. Wenn du so lange aufbleibst, um ihm Briefe zu schreiben, wirst du ihm keine schöne Braut werden."

„Nein," wiederholte sie, „ich werde niemals seine schöne Braut sein."

Sie horchte auf die leisen, vorsichtigen Schritte, mit denen er die Treppe hinabging und leise die Haustür hinter sich zuzog, und Tränen himmlischer Rührung erfüllten ihre Augen, als sie des Glückes gedachte, das ihn bei seiner Rückkehr erwartete. —



Noahs Arche[1].

I.

Es war an einem Sommertage gegen Ende des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts nach Christi Geburt, als Peloni in dem „guten Orte" der Frankfurter Judengasse in tiefes Sinnen verloren umherwandelte. Manchmal blieb er stehen und schien die Inschriften oder die in Stein gehauenen Drachen, Schilder und Sterne der eingesunkenen Gräber zu studieren, doch war es, als ob seine schwarzen Augen mehr nach innen gerichtet seien, als ob er sich mehr mit der Tragödie des jüdischen Lebens als mit der des Sterbens beschäftige. Denn der „gute Ort" war die Stätte des Todes. In ganz Frankfurt war nur hier in diesem abgeschlossenen Teile der abgeschlossenen Judengasse der wahre Friede für die Kinder Israels zu finden. Verhältnismäßig bot damals auch schon die Judengasse den Lebenden Ruhe; aber noch neunzig Jahre, ehe Peloni geboren wurde, hatten die Juden, als das große Feuer ausgebrochen war, die Tore des Ghettos geschlossen, weil sie die Wut der Flammen weniger fürchteten, als die Roheit ihrer christlichen Mitbürger. Selbst heute noch mußte Peloni, wenn er die Judengasse verließ, sehr vorsichtig zu Werke gehen. Auf den Bürgersteig durfte er sich nicht wagen, er mußte durch die staubige Fahrstraße laufen, die gut genug war für seinesgleichen. Und selbst der Fahrdamm war ihm in gewissen Stadtteilen verboten, und jeder Vorübergehende

[1] Diese Erzählung hat eine geschichtliche Grundlage.

hatte das Recht, ihm ob solchen Frevels den Hut einzutreiben. Der zerlumpteste Straßenbengel, der hin und her taumelnde Betrunkene verhöhnten ihn und riefen ihm: „Jüd mach Mores," nach.

Vor etwa zehn Jahren war in Frankfurt das Ghetto dem Namen nach durch den tolerant denkenden Großherzog Dalberg, der zur Zeit Napoleons ans Ruder kam, abgeschafft worden. Peloni hatte das Frohlocken der Juden darüber, daß die Nacht des Mittelalters endlich weichen solle, geteilt. Er hatte sogar ein hebräisches Gedicht darüber gemacht; es war in schönsten Versen geschrieben und voller Zitate aus der Bibel und dem Talmud. Es hatte die Form eines Akrostichons, und die Anfangsbuchstaben der Verse bildeten den Namen des freidenkenden Karl Theodor von Dalberg. Von nun an würde Israel den andern Völkern gleichberechtigt sein; seine Stirn würde mit Ehren gekrönt, sein Herz mit Liebe erfüllt sein, und seine Söhne würden in stolzer Männlichkeit erstarken. Ein gnädiges Dankbriefchen des Großherzogs wurde unter Amuletten, Gebetriemen und Mänteln, Purimrollen und hebräischen Büchern in dem Fenster von Pelonis kleinem Buchladen ausgestellt.

Aber nun war der edeldenkende Fürst abgesetzt worden, Napoleon war tot; überall wurden die Tore der Ghettos wieder geschlossen. Das Gedicht lag begraben unter allerlei Kram auf dem Büchergestelle. Vergebens hatten die dankbaren Juden sich beeilt, für das Vaterland zu kämpfen und ihm Leib und Seele zur Verfügung zu stellen. Der arme kleine krausköpfige Peloni war gerade heute in der Straße als Jude erkannt und beschimpft worden. Lärmende Zechbrüder hatten ihn mit dem alten Spottrufe: „Hepp! Hepp!" verfolgt — diesem fatalen nicht umzubringenden Schrei, der aus der Zeit der Kreuzzüge stammte. Jahrhundertelang ist dieser Ruf in Europa erklungen. Jahr-

hundertelang haben die Juden gehofft, daß er sich endlich überlebt haben würde — sie haben große Summen gezahlt, um ihn verstummen zu lassen. Aber nein! Er erhob sich stets von neuem, mit höhnendem, drohendem und lärmendem Ton. Ach, was für ein Narr war er gewesen, zu hoffen! Es gab keine Hoffnung mehr.

Selten seit den Zeiten des Mittelalters war die Verfolgung der Juden so offen und mit solcher Aufdringlichkeit betrieben worden. In ganz Deutschland hatten Meutereien und Metzeleien stattgefunden, und in seinem eigenen Ghetto hatte Peloni Szenen erlebt, die seinen Patriotismus ertötet, sein Vertrauen zu den Christen und seinen Glauben an ein Reich des Friedens zerstört hatten. Rothschild selbst, dessen Haus mit dem roten Schilde in der Judengasse der Mittelpunkt des Angriffes gewesen, war beinahe unfähig, seine Stellung in der Stadt zu behaupten. Und diese lokalen Erfolge begeisterten die Judenhasser aller Orte! „Man sollte die Kinder Israels an England verkaufen," empfahlen die Flugblätter jener Zeit, „das könnte sie in seinen Kolonien anstatt der Schwarzen zu Sklavenarbeiten verwenden." — „Das beste Mittel, das Land von diesem Gesindel zu befreien, wäre entweder, sie ganz zu vertilgen, oder wie einst Pharao und wie jetzt das Volk in Meiningen, in Würzburg und Frankfurt es getan, sie aus dem Lande zu treiben."

„O Gott!" dachte Peloni, als er der langen Leiden seines Volkes von Pharaos Zeit bis zum heutigen Tage gedachte. „So sollen die Kinder Israels immer weiter wandern, um überall verspottet und gesteinigt zu werden! Du hast die Stirn deines Volkes gezeichnet, o Herr, aber die Strafe, die du verhängst, ist größer, als sie getragen werden kann."

Ihn umgaben die Gräber seines Volkes; immer war hier einer auf den andern bestattet worden, und die neuen

roten Grabsteine verdrängten die grauen alten Steine längst vergangener Geschlechter. Es war so wenig Raum auf diesem Friedhofe, daß allmählich die Erde auf den Gräberreihen viel höher als auf den sie durchschneidenden Fußpfaden war. Er dachte daran, wie all diese Toten schon zu ihren Lebzeiten, wenn der Feind draußen wütete, oft hierher gekommen waren. Sie hatten Frauen und Kinder hierher gebracht und waren dann in die Synagoge gegangen, um zu beten. O die Feiglinge! Immer bewegten sie sich nur zwischen dem Friedhofe und der Synagoge! — Warum lebten, warum kämpften sie nicht? Ja, aber jetzt hatten sie gekämpft — hatten für Deutschland gekämpft, und dies war Deutschlands Antwort! — —

Aber konnten sie nicht, wenn es mit den Waffen unmöglich war, mit Geld, der Hauptstütze des Krieges, kämpfen? Mit Gold anstatt mit Stahl? — Konnten sie nicht den Handel der ganzen Welt an sich reißen? Aber nein! Es gab keine solche Solidarität unter den Juden, wie die Christen es annahmen. Sie waren auch zu sehr über ganz Europa zerstreut, um an eine feste Konzentration denken zu können. Während das Haus des Frankfurter Rothschilds von Aufrührern gestürmt wurde, gab der Pariser Rothschild der Elite der diplomatischen Gesellschaft einen Ball.

Nein! die alten Juden hatten recht — ihnen blieb nur der Friedhof und die Synagoge.

Aber gab es überhaupt noch eine Synagoge? Nein, auch die war tot! Der lebendige Glaube an die Verwirklichung der Hoffnung Israels, der die dunkeln Zeiten erträglich gemacht und sie erhellt hatte, war nur noch unter Fanatikern zu finden, deren Unwissenheit und starres Festhalten an dem toten Buchstaben und der veralteten Form eben so groß war; wie die Poesie und Erhabenheit ihres Widerstandes gegen alles Neue. Peloni fühlte, daß man

im Mittelalter seine Poesien der Liturgie einverleibt haben würde. Denn wenn die Liturgie und die Religion lebendig waren, dann mußten sie aufnehmen und ausgeben — wie alle andern lebenden Dinge. Aber nein — die Synagoge von heute war tot. —

Es blieb also nur der Friedhof.

„Jüd verreck!" „Jude, stirb wie ein Vieh!"

Und doch, was war da zu tun? Denn er war nicht einmal ein Rothschild, wie er, sich selbst erkennend, sagte; er war nur ein armer ungelesener, unbekannter und kränklicher Dichter; ein Schatten, der nur zu Leiden berufen schien; ein Saitenspiel, dem der Wind, der darüber fuhr, eine leidenschaftlich herzzerreißende Musik entlockte; eine Mensch gewordene Klage, eine leidtragende, tränenvolle Kreatur, ein Traum, ein Nebel, ein Nichts — kurz, er war nur Peloni!

Es zog ihn zu den ihm vorangegangenen toten Generationen. Leidenschaftlich weinend sank er auf ein Grab.

II.

Als Peloni in die Judengasse zurückkehrte, fand er sie in ungewöhnlicher Erregung. „Ob wohl wieder ein Aufstand drohte?" dachte er ängstlich, als er durch die enge Straße schritt, deren hohe, meist dreistöckige und mit vielen Giebeln versehene Häuser alle durch besondere Zeichen und Figuren gekennzeichnet waren. Da erblickte man den Bär, den Löwen, oder auch einen Speer, oder den roten Schild (Rothschild).

Außerhalb der Synagoge hatte sich viel Volk gesammelt. Als er näher kam, bemerkte er, daß ein zwei Seiten langer Aufruf an der Tür festgenagelt war, der von den vielen umherstehenden kleinen Gruppen auf das lebhafteste besprochen wurde. Vor der Tür der Synagoge

drängten sich so viele Leute dicht zusammen, daß es ihm nicht möglich war, nahe genug durchzudrängen, um den Anschlag selbst zu lesen. Glücklicherweise begann eben einer der Nahestehenden ihn laut vorzulesen:

„Ich, Mordecai Manuel Noah, Bürger der Vereinigten Staaten von Amerika, zuletzt Konsul genannter Staaten in der Stadt Tunis im Königreiche Tunis, Obersheriff der Stadt New-York, Rechtsverständiger und durch die Gnade Gottes Führer und Richter des Volkes Israel, erlasse hiermit folgende Proklamation."

Das spöttische Lachen einer zwergartigen Gestalt unter den Zuhörern unterbrach den Leser. „Vater Noah wird wieder lebendig!" Es war der „Possenreißer", der zu Hochzeiten offiziell bestellte Spaßmacher, der seinen Witz auch dann leuchten ließ, wenn er nicht dafür bezahlt wurde.

„Ein Fremder — ein Amerikaner!" höhnte eine andre ernstere Stimme, „wer hat ihn zum Führer Israels ernannt?"

„Diese Frage stellten die gottlosen Israeliten auch an Moses," rief Peloni, der sich seltsam erregt fühlte.

„Nun, nun! Fahre fort!" riefen andre.

„Ich verkündige hierdurch den Juden der ganzen Welt, daß ein Asyl für sie bereit steht, das ihnen hierdurch angeboten wird, ein Land, in dem sie den Frieden, die Ruhe und das Glück, die ihnen bisher durch die Intoleranz der Regierungen verweigert wurden, vollauf finden und genießen können. Es ist ein Asyl in einem freien und mächtigen Lande, wo ihnen der umfassendste Schutz für ihre Person, ihr Eigentum und ihre religiösen Institutionen zugesagt wird. Ein Asyl in einem Lande, das seines Reichtums, der Fruchtbarkeit seines Bodens und der Gesundheit seines Klimas wegen berühmt ist, wo der Fleiß ermutigt, die Erziehung erleichtert, die Treue belohnt wird. ‚Ein

Land, wo Milch und Honig fließt,' wo Israel in Frieden unter dem ‚Weinstocke und dem Feigenbaume' ruhen kann, und wo unser Volk sich in der Staatskunst, den Wissenschaften, der Zivilisation vervollkommnen und sich dadurch vorbereiten kann, die Erbschaft der Herrlichkeit anzutreten, zu der es von alters her berufen ist."

Die Menge war nun aufmerksam geworden. Pelonis Antlitz war bleich wie der Tod. Wie ein Wunder fiel diese Nachricht von dem Himmel, den er in seiner Hoffnungslosigkeit herausgefordert hatte.

Aber der Possenreißer unterbrach die allgemeine Stille: „Vater Noah ist wieder betrunken," rief er.

Alles brach in lautes Gelächter aus. Aber Peloni grub seine Nägel in die Hände. „Lies weiter, lies weiter!" rief er mit heiserer Stimme.

„Der Zufluchtsort, den ich meine, befindet sich im Staate New-York, dem größten der Vereinigten Staaten, und der Platz, zu dem ich mein geliebtes, über die ganze Welt verstreutes Volk hierdurch einlade, heißt die ‚große Insel'."

Peloni atmete tief auf, sein erst so bleiches Antlitz glühte vor Erregung.

„Noahs Arche!" rief der Possenreißer wieder spöttisch dazwischen, und wieder fing man an zu lachen.

„Um Gottes willen, Brüder!" rief Peloni, „dies ist kein Spaß! Habt ihr vergessen, daß man uns hier schlimmer wie die Tiere behandelt?"

„Ja, und die Tiere spazierten zu zwei und zwei in die Arche," fuhr der Possenreißer fort, „die reinen Tiere und die unreinen."

„Still, still! Laßt uns weiter hören," riefen einige aus der Menge.

„Hier bin ich entschlossen, einen neuen Staat zu gründen, der ‚Ararat' heißen soll."

„Ha, ha! Was sagte ich?" rief der Possenreißer und lachte ausgelassen.

„Ha, ha, ha," lachte der Haufen, „Noahs Arche auf dem Berge Ararat!" Der Dümmste begriff, daß es sich hier um eine Mystifikation handle.

Peloni war für den Augenblick stutzig geworden.

„Aber warum sollte der Ort, der Israel eine Zuflucht bieten würde, nicht Ararat heißen," frug er seine Nachbarn.

„Ja, wenn er nur selbst nicht Noah hieße," antworteten sie.

„Das scheint mir den Namen noch passender zu machen," murmelte er.

Aber „Noahs Arche" war der Spitzname, der alles verdarb. Obgleich der Leser den Aufruf weiter las, legten die Zuhörer doch der Sache keinen Wert mehr bei und hörten zu, als ob man ihnen ein Märchen aus „TausendundeineNacht" vortrüge. Dennoch erregte die beredte Beschreibung der Herrlichkeit dieser „großen Insel", die Schilderung des kommenden Zeitalters der Gerechtigkeit, in dem die alten Prophezeiungen sich erfüllen würden, Pelonis Begeisterung fieberhaft.

„Es ist zu lang," sagte der Vorleser, der anfing müde zu werden.

Peloni drängte sich vor und fuhr fort zu lesen. Gleich der erste Satz steigerte seine Begeisterung noch mehr.

„Im Namen Jehovahs, unsres Gottes, erwecke, erneuere und stelle ich das Reich der jüdischen Nation wieder her und stelle sie unter Schirm und Schutz der Konstitution und der Gesetze der Vereinigten Staaten, die uns versprochen haben, alle unsre Rechte und Privilegien, unsern Namen, unsern Rang und unsre Macht unter den andern Nationen der Erde zu schützen und so herzustellen, wie sie zur Zeit

der Regierung der Richter über Israel gewesen." Pelonis Stimme zitterte vor Eifer. Als er dann den zweiten Satz las, der mit den Worten: „Es ist mein Wille" begann, erhob er unwillkürlich mit königlicher Geberde die Hand. Der Geist Noahs kam über ihn, ihm war beinahe zumute, als sei er selbst berufen, die jüdische Nation zu neuem Glanze zu erwecken. „Es ist mein Wille, daß eine Zählung der über die ganze Welt verstreuten Juden vollzogen werde, daß diejenigen, die gut behandelt werden und in ihrem jetzigen Wohnorte zu bleiben wünschen, dies tun können, daß sie aber dann denen, die fortgehen wollen, in jeder Weise behilflich sein müssen. Diejenigen, die militärische Dienste angenommen, sollen bleiben und die übernommenen Pflichten treu und ihren Vorgesetzten gehorsam erfüllen."

„Ich befehle" — Peloni las die Worte mit lauter ausdrucksvoller Stimme. Der königliche Träumer jenseits des großen Atlantischen Ozeans hatte es seiner Dichterseele angetan. „Ich befehle, daß in dem jetzt zwischen Griechenland und der Türkei schwebenden Kriege die strikteste Neutralität bewahrt werde."

Peloni erhob mit theatralischer Geberde die Hand. „Ich ordne ferner an, daß es bei den Juden keine Vielweiberei geben darf —."

„Seit wann existiert denn bei uns die Polygamie," unterbrach ihn der Possenreißer.

„Wie solche immer noch in Afrika und in Asien geübt wird," las Peloni in ernstem Tone.

„Ich mache mich gleich auf den Weg nach Afrika und Asien," rief der Possenreißer und tat so, als ob er fortlaufen wolle. „Da kann ich gute Geschäfte machen."

„Sie werden in Amerika mehr zu tun finden," sagte Peloni bissig. „Gehen doch alle unsre jungen Leute aus Österreich dahin, um zu heiraten, da dortzulande nur dem

ältesten Sohn in jüdischen Familien erlaubt ist, eine Familie zu gründen. Ein schönes Vaterland für seine Bürger — wahrhaftig — ein Stief-Vaterland. Hört, nun, wie tolerant der Jude dagegen ist."

„Aber wir laden auch die Christen ein — —."

„Aha! und wißt ihr, wer hingehen wird," unterbrach ihn ein hohlwangiger Zelot. „Die Missionare."

Peloni fuhr schnell fort. „Ararat ist den Karaiten und den Samaritern geöffnet. Die schwarzen Juden Indiens und Afrikas sollen uns gleich willkommen sein; unsre Brüder in Cochinchina und die Sekten an der Küste Malabars, alle — alle sind uns willkommen."

„Ha, ha, ha!" lachte ein rotbackiger Jude. „Dann sollten wir also mit den Schwarzen zusammen leben. Genug dieses Spaßes!"

Aber Peloni fuhr feierlich fort: „Es soll auf jeden Juden eine Kopfsteuer von drei Sekel*) erhoben werden — —."

„Aha! Nun sind wir endlich zur Hauptsache gekommen!" Ein schallendes Gelächter erhob sich von allen Seiten. „Kein schlechtes Geschäft, was?" — sie nickten einander zu — „Er ist kein Narr, dieser Noah."

Pelonis Blut kochte. „Ihr taxiert wohl jeden nach euerm eigenen Werte?" rief er zornig. „Hört zu!"

„Ich bestimme den ersten Tag des nächsten Adars als den Tag, an dem wir dem Gotte Israels einen Dankgottesdienst darbringen werden für seinen göttlichen Schutz und für die Erfüllung der Versprechungen, die er seinem Volke gemacht. Ich rate, Frieden und Eintracht unter euch zu erhalten und Nächstenliebe, Toleranz und Großmut gegen eure Mitmenschen zu üben — auch gegen die, die einer andern Religion angehören — —"

*) Sekel, alte jüdische Silbermünze = 2.50 M.

„Sagte ich nicht, daß er ein verkappter Missionar sei?" murmelte der Zelot.

Peloni endete mit zitternder Stimme: „Ich bitte euch bescheiden, meiner in euern Gebeten zu gedenken und ermahne euch ernstlich, den Willen Gottes zu erfüllen, seine Gebote nicht zu übertreten, sondern seine Befehle und die in den Geboten Moses niedergelegten Gesetze zu halten, damit, was immer ihr tut und wohin ihr euch wendet, Gottes Segen auf euch ruhe.

Gegeben, von unsrer Hand unterschrieben und besiegelt im Staate New-York, am 2ten Tischri Ab 5586 im fünfzigsten Jahre der amerikanischen Unabhängigkeit."

— — — — — — — — — — — — — — — —

Pelonis Bemühung, eine Gesellschaft von Pilgern zusammenzubringen, die mit ihm zu dem neuen Jerusalem zöge, brachte ihm nur Herzeleid. Selbst der Rabbi, der gutmütig genug darein gewilligt hatte, die phantastische Einladung des Fremden bekanntzumachen, berührte bedeutungsvoll die Stirn mit dem Zeigefinger und meinte: „Ein Phantast! Er meint es zweifellos sehr gut, aber dennoch ist er ein frommer Schwärmer, ein Träumer! Außerdem lehrt uns das Dogma, daß nur Gott allein weiß, wann sich die Wiederherstellung Israels vollziehen wird. Er wird es dem ganzen Weltall durch nicht mißzudeutende Zeichen verkünden; jeder von unsrer Seite angestellte Versuch, sie durch politische Pläne zu erreichen, ist verboten, weil das Hochverrat gegen die Göttliche Majestät sein würde. Herr Noah hat zweifellos vergessen, daß die Israeliten, den Grundsätzen ihres Glaubens treu, viel zu sehr an dem Lande, in dem sie wohnen, und an der Regierung, deren Schutz und Freiheitsrechte sie genießen, hängen, um den Vorschlag dieses Pseudorestaurators für etwas andres als einen Scherz zu halten."

„Noah ist ein Verrückter, und du bist ein Kind,“ sagten Pelonis Freunde zu ihm.

„Seit der Zerstörung des Tempels,“ zitierte er darauf, „sind es Kinder und Narren, denen die Gabe zu prophezeien verliehen wurde.“

„Du gibst einen anständigen Lebensunterhalt auf,“ warnten sie ihn. „Du wirfst ihn in das Meer.“

„Wirf dein Brot in das Wasser, und es wird nach vielen Tagen wieder zu dir zurückkehren.“

„Aber unterdessen?“

„Man lebt nicht vom Brote allein.“

„Wie es dir gefällt. Aber fordere nicht, daß wir unser behagliches Heim aufgeben.“

„Behagliches Heim!“ Peloni ereiferte sich bis zum Zorn, als er sie an das Elend erinnerte, unter dem sie seufzten.

„Verfolgungen?“ Sie zuckten die Achseln. „Nun ja, sie kommen ab und zu vor. Aber sie gleichen Schneestürmen, die rasch vorüber gehen. Wir kommen schon durch.“

„Das ist es eben — der Mangel an aller Männlichkeit — die vergiftete Luft, die ihr einatmet!“

„Bah! Der ‚Goy‘ verweigert uns nur darum die gleichen Rechte, weil er weiß, daß wir ihm überlegen sind. Hüten wir uns, aus der Bratpfanne in das Feuer zu springen.“

So geschah es, daß Peloni allein nach New-York fuhr.

III.

Er war sehr enttäuscht, selbst auf dem Schiffe keinen andern Pilger zu finden. Es war freilich noch ein Jude an Bord, aber das geschäftliche Paradies New-Yorks war das Ziel, das ihn über die große Wasserwüste lockte, und von Noahs Arche hatte er niemals etwas gehört. Pelonis Loblied auf die „Große Insel“ ließ ihn ganz kalt, besonders da der Dichter nichts über die dortigen Geschäftsverhältnisse

zu berichten wußte. Er verbrachte die langen Tage auf dem Segelschiffe damit, sein Englisch aufzufrischen, dessen Literatur er gründlich studiert hatte.

In New-York wurde Pelonis Hoffnung neu belebt. Major Noah — es schien, daß er auch eine militärische Stellung bekleidete — war in jedermanns Munde. Seine Tätigkeit war eine höchst vielseitige. Er war Herausgeber des „National Advokaten", Führer der sogenannten Tammanypartei, ein Journalist, dessen witzige Ausfälle und humoristischen Artikel sehr geschätzt wurden. Dabei hatte er ausgezeichnete Reisebeschreibungen geschrieben und war ein erstklassiger Dramendichter, dessen patriotische Stücke stets am 4. Juli gegeben wurden. Als Kritiker wurde er wie ein Orakel verehrt; dabei war er Politiker, Rechtsverständiger, Weltmann und der heitere Mittelpunkt jeder größeren geselligen Versammlung. In diesem Löwen New-Yorks, der auch der Löwe Davids war, hatte also Israel endlich den Befreier gefunden. Und diesen Mann nannte man in Frankfurt einen Verrückten! Nun, mochten sie hierher kommen und sehen.

Er schrieb lange Briefe nach Hause an die Spötter in der Judengasse und teilte darin alles mit, was er über den großen Mann erfahren, von dem ganz New-York sprach. Peloni selbst hatte freilich bisher nur mit ihm korrespondiert, aber seine persönliche Bekanntschaft noch nicht gemacht. Er erzählte die famose Geschichte, wie Noah sich um die Stellung des Obersheriffs von New-York beworben habe, und wie seine Gegner dann gemeint hatten, es ginge nicht an, einem Juden ein Amt anzuvertrauen, in dem er möglicherweise gezwungen sei, einen Christen zum Tode durch den Strang zu verurteilen. „Ein netter Christ, der durchaus gehangen werden muß!" hatte er schlagfertig darauf geantwortet. „Und Ihr glaubtet, daß ein Mann wie Noah durch die

schlechten Witze Eures Possenreißers vernichtet sei? Übrigens" — fuhr Peloni mit gewisser Befriedigung fort — „freue ich mich sagen zu können, daß Noah selbst niemals einem Possenreißer etwas zu verdienen geben wird, denn er ist Präsident des Junggesellenklubs, dessen Mitglieder sich verpflichtet haben, nie zu heiraten." Er erzählte ferner von Noahs abenteuerlicher Karriere; von seinen drei Duellen; wie er als ganz junger Kommis in der Rechnungskammer seiner Vaterstadt Philadelphia angestellt gewesen, wie ihm der Kongreß 100 Dollars Belohnung zuerkannt habe, weil er, ehe jemand anders davon gewußt, auf den bevorstehenden Kurswechsel einer achtprozentigen Anleihe aufmerksam gemacht hatte, wodurch große Verluste vermieden wurden. Er schrieb von seiner Tätigkeit als Konsul in Tunis; schrieb, daß er während des Krieges von der englischen Flotte zum Kriegsgefangenen gemacht wurde, daß man ihn aber auf Ehrenwort frei gelassen habe, wodurch er Gelegenheit gefunden, England zu bereisen und zu studieren. Er rühmte Noahs literarisches Talent — welcher der richtige David Israels sei; er sprach von der Großmut, mit der Noah Hunderten strebsamer junger Leute vorangeholfen habe; davon, daß er wie ein moderner Don Quixote das Geld absolut verachte; hatte er doch einmal sich selbst ruiniert, weil er 200000 Dollars auf einen Schlag hingegeben, um die Schulden andrer zu bezahlen und um die Pforten des Schuldgefängnisses zu öffnen, in dem das gelbe Fieber ausgebrochen war. „Ja," so schrieb Peloni frohlockend, „in New-York sprechen sie nicht mehr von Shylock! Und trotz aller sich ihm durch die Kameradschaft mit den Christen und durch das freie heidnische Leben bietenden Versuchungen ist und bleibt Noah die Stütze der Synagoge — nein, Israels einzige Hoffnung in dieser Welt! —"

Es war ein großer Augenblick, als Peloni, der endlich

eingeladen wurde, vor dem Richter Israels zu erscheinen, zitternd auf der Schwelle des Studierzimmers stand und zaghaft auf den großen Mann blickte, der von eleganten wohlgefüllten Bücherschränken und von schönen Gemälden umgeben vor seinem Schreibtische thronte. Peloni war wie geblendet von seiner edeln und poetischen Erscheinung. Die schmalen zarten Züge seines Gesichtes liefen in einem wohlgebildeten festen Kinn aus, das von einem Backenbarte umgeben war; er trug jedoch keinen Schnurrbart, so daß sein beweglicher ausdrucksvoller Mund sichtbar war. Die edle Stirn war von lang herabfallendem Haar umgeben. Peloni bemerkte auch sofort, daß er sehr gut gekleidet war. Er trug einen schönen schwarzen Gehrock mit einem Ordensband im Knopfloch, eine schwarze Halsbinde, ein elegant gefaltetes Hemd mit sehr breiten Manschetten über den weißen langfingerigen und mit kostbaren Ringen gezierten Händen.

„Ach, kommen Sie doch näher," sagte der Führer Israels und winkte mit seiner Federpose. „Sie sind Peloni aus Frankfurt?"

„Ja, ich bin 3000 Meilen weit gekommen, um den Saum Ihres Gewandes küssen zu dürfen."

Noah gewährte ihm gnädig diese Gunst. „Ich bin Ihnen sehr verbunden für das hebräische Gedicht, das Sie in Anerkennung meines großen Planes verfaßt haben," sagte er herablassend. „Ich liebe die hebräische Sprache — sie verbindet uns mit unsern Vorvätern. Ich selbst bereite eben eine Übersetzung des Buches Josua vor."

„Meine armen Verse konnten Ihre große Idee nur mangelhaft aussprechen."

„Ja, Ihr Hebräisch ist sehr schwerfällig. Aber es geht doch aus Ihrem Gedichte hervor, daß Sie die Größe meines Vorhabens vollständig erfaßt haben."

„Ach ja! Ich habe unterdrückt und verspottet in der Judengasse gelebt.“

„Es gibt etwas noch Schlimmeres als die von außen kommende Unterdrückung, das ist die innere Stagnation des geistigen Lebens bei den Juden! Meine Idee kam mir zuerst in Tunis, wo die Juden ja kaum unterdrückt werden. Sie wissen vielleicht, daß der Präsident Madison mich zum Konsul der Vereinigten Staaten für die Stadt und das Königreich Tunis ernannte. Es ist eine der angesehensten und interessantesten Stellungen im Auslande. Ich hatte mir längst gewünscht, das Land Didos und Hannibals kennen zu lernen, das Schlachtfeld von Zama und die Ruinen von Utica aufzusuchen, dessen frühere Lage ich nun mit Bestimmtheit festgestellt habe. Aber es war doch mein Hauptzweck, die Lage der in der Berberei wohnenden Juden zu studieren, von denen, wie Sie sich vielleicht erinnern werden, wir seit dem 13. Jahrhundert, als Benjamin von Tudelah darüber berichtete, nichts mehr vernommen haben. Aber bitte, stehen Sie doch nicht, nehmen Sie Platz. Nun, ich fand, daß unsre Brüder dort — es sind ihrer über 700 000 — so ziemlich den ganzen Handel der Berberei in Händen haben, besonders alle Geldgeschäfte; sie sind die Hüter der Juwelen des Deys, ja fast seiner eigenen Person — kurz, sie sind alles, nur nicht verfolgt und unterdrückt, obwohl allerdings recht viele unter ihnen elend arm sind. Sie wußten nicht, daß ich ein Jude sei — obwohl dies der Grund war, weshalb Sekretär Monroe mich später zurückrief, weil er glaubte, daß mein jüdischer Glaube mich daran hindern würde, meinen Verpflichtungen nachzukommen. Lächerlich! Ich gestattete dem katholischen Priester, das Konsulat mit Weihwasser zu bespritzen; der barfüßige Franziskanermönch erhielt reiche Almosen! Ich versäumte auch nicht, dem griechischen Bischof meinen Dank für den mir am Palmsonntag übersandten

Palmenzweig auszusprechen. Und was die Sklaven betrifft, so kann ich Ihnen versichern, daß sie nicht zu blöde waren, sich um meine Gunst zu bewerben. Die einzigen, die eben nicht zu mir kamen, das waren die Juden. Ich ging sozusagen wie Harun al Raschid unter seinen Untertanen inkognito unter ihnen umher; so geschah es, daß ich einen tiefen Einblick in ihr Leben gewann und alle die Schäden sah, unter denen sie leiden, Schäden, die nicht eher ausgemerzt werden können, als bis Israel wieder zu einer großen Nation vereinigt ist."

„Ach! Ihre Worte sind Worte der Weisheit. Sie haben die Wurzel des Übels erkannt. Das habe ich ja auch immer gesagt."

Noah stand auf, er hatte eine hohe, königliche Gestalt, die in Einklang mit seinen breiten Schultern stand. „Ja," sagte er, „ich habe beschlossen, der Retter meines Volkes zu werden und ihm zu helfen, in diesem Jahrhundert der Freiheit und der Aufklärung stolz das Haupt zu erheben."

„Es ist die Arche des Bundes sowohl wie die der Sündflut, die in Ararat gegründet werden soll."

„Ganz recht — und wie der erste Noah ist es möglich, daß ich der Gründer einer neuen Welt werde. Ich habe Beziehungen über die ganze Erde. Sie sind der Typus vieler Tausender, die aus den von den Tyrannen Europas unterdrückten Gauen in die große freie Republik flüchten werden, die ich zu leiten bestimmt bin."

Er fing an, im Zimmer auf und ab zu gehen. Peloni träumte schon von großen unermeßlich langen Pilgerzügen, die von allen Teilen der Erde herbeiströmten.

„Aber diese ‚Große Insel'?" frug er schüchtern, „gehört sie Ihnen?"

„Ich habe einige tausend Morgen dort angekauft —

ich und einige andre, die mit mir an die große Zukunft unsres Landes glauben."

„Juden?"

„Nein, keine Juden — Kapitalisten, die genau wissen, daß wir der kommerzielle Mittelpunkt der neuen Welt — das heißt, der zukünftigen Welt sein werden."

Peloni stöhnte. „Und die Juden wollen nicht daran glauben? Wir mußten uns an die Ungläubigen wenden?! Die Juden legen ihr Geld nur in den Projekten der Ungläubigen an; wir bauen immer nur für andre, niemals für uns selbst. Es ist überall dasselbe. Wehe über Israel."

„Das ist ja, was ich predige! Warum sollen wir die Berberei für einen wilden Dey verwalten, wenn wir die ‚Große Insel' für uns selbst verwalten könnten? 700 000 Juden leben in der Berberei, und in den großen freien Vereinigten Staaten sind kaum 7000 Israeliten. Ach! aber sie werden kommen, sie werden kommen. Ararat wird Millionen heranziehen."

„Aber wird Raum für so viele sein?"

„Der Staat New-York," erklärte Noah nachdrucksvoll, „ist der größte Staat der Union; er enthält 43 214 Quadratmeilen, die in 55 Landgebiete eingeteilt werden; es sind 6087 Städte und Ortschaften darin und 6 Millionen Morgen kultivierten Landes. Die Konstitution erteilt allen gleiche Rechte. Wir halten alle Religionen für gleichwertig. In unsern 7000 freien Schulen und Gymnasien werden 400 000 Kinder aller Religionen erzogen. Hier in diesem großen und fortschrittlichen Staate soll das lange Umherwandern meines geliebten Volkes endigen."

„Und die ‚Große Insel' selbst?" frug Peloni leise.

„Sehen Sie hierher," Noah entfaltete eine große Landkarte. „Sehen Sie, wie herrlich sie am Niagara liegt, ganz nahe bei den weltberühmten Wasserfällen, die uns die

Wasserkraft für unsre Maschinen liefern werden. Sie ist 12 Meilen lang und 7 Meilen breit und enthält 17 000 Morgen Land. Der Eriesee ist 270 Meilen lang und grenzt an die Staaten New-York, Pennsylvanien, Ohio und Kanada. Und sehen Sie hier! Durch schiffbare Ströme hängt dieser große See mit der ganzen wunderbaren Kette von Seen zusammen. Kurze Kanäle werden uns mit Illinois und Mississippi verbinden; wir werden mit Neu-Orleans und Mexiko in geschäftliche Verbindung treten. Durch den Ontario — sehen Sie, hier — können wir mit Quebeck und Montreal bis zum Atlantischen Ozean Beziehungen anknüpfen. Wie ich schon erwähnte, werden wir die Wasserkraft der Niagarafälle zum Betriebe unsrer Maschinen ausnützen. Der Pelzhandel, der Handel mit Bauholz — alles fällt uns zu. Unser Vieh vermehrt sich. Üppige Kornfelder bedecken unser Land. Wir sind das Zentrum der Welt, die Hauptstadt der Zukunft. Sehen Sie hierher! Lesen Sie, was die ‚Zeitung von Albany' schreibt: ‚Hier können die Hebräer ein neues Jerusalem bauen, ohne die Legionen des Titus fürchten zu müssen. Hier können sie ihren Tempel errichten, ohne die Brandfackeln tobsüchtiger Soldaten fürchten zu müssen. Hier können sie nachts ihr Haupt friedlich auf das Kissen legen, ohne Furcht vor Aufruhr und Religionsverfolgungen.'"

Peloni atmete tief auf; das ihm auf der Landkarte erscheinende Bild des heiligen Eldorado mit seinen Seen und Flüssen entzückte ihn.

„Sie werden erkennen, daß das 18. Kapitel des Jesaias sich erfüllt hat," *) fuhr Noah fort. „Denn welches andre Land als Amerika kann gemeint sein mit ‚dem Lande, das ‚unter Segeln im Schatten fährt, diesseits der Wasser des

*) Jesaias, Kap. 18, V. 1 und 2.

‚Mohrenlandes, das Botschaften auf dem Meere sendet und ‚in Rohrschiffen auf dem Wasser fährt und seine Boten sendet ‚zu dem Volke, das zerrissen und geplündert ist.‘ — Nur Amerika kann uns mit Adlerfittichen überschatten, wie denn auch an einer andern Stelle steht: ‚Ich will dich auf Adlers Schwingen tragen.‘ Es ist ja wahr, daß die englische Bibel in ihrer Übersetzung jenen Vers mit den Worten beginnen läßt: ‚Wehe dem Lande‘, aber das ist tatsächlich nur ein Übersetzungsfehler, es muß heißen: ‚Heil dem Lande —‘ Ebenso ist das Wort ‚goumey‘ durch ‚Rohr‘ nicht richtig übertragen, ‚goumey‘ bedeutet nämlich auch große Eile, Ungestüm. Der Urtext kündet nicht, daß die Botschafter auf Rohrschiffen, sondern auf sehr schnell fahrenden Schiffen entsendet werden, was ganz offenbar ein prophetischer Fingerzeig auf die jetzt schon das Meer durchkreuzenden Dampfschiffe ist. Es wird nicht mehr lange dauern, so wird Amerika solche Schiffe durch die ganze Welt entsenden. Der Herr selbst bereitet alles vor für den Einzug seines Volkes. Ja, auf diesen Seen,“ der Prophet deutete mit dem Finger auf die Karte, „wird man das Keuchen mächtiger Dampfschiffe hören, die Israel nach Ararat führen. Beiläufig gesagt, liegt Ararat hier,“ er bezeichnete die Stelle auf der Karte.

Peloni beugte sich und drückte ehrfurchtsvoll seine Lippen darauf, wie Jehuda Halevi einst das heilige Land geküßt hatte.

„Es hat doch noch keiner Besitz davon ergriffen?“ frug er eifrig.

„Mag sein, daß einige Iroquoisindianer dort ansässig sind,“ sagte Noah. „Aber die brauchen nicht vertrieben zu werden, wie einst unsre Vorväter die Hittiter, die Amoriter und Jebusiten aus dem gelobten Lande verdrängen mußten.“

„Nicht?“ murmelte Peloni.

„Natürlich nicht! Die sind unsre Brüder, die von dem Könige von Assyrien dahin geführt wurden. Es ist kein Zweifel mehr möglich, daß die Indianer die Nachkommen des solange verloren geglaubten zehnten Stammes Israels sind."

„Was?" rief Peloni, mächtig erregt.

„Ich werde ein Buch über diesen Gegenstand veröffentlichen. Ja, sie folgen in ihrer Gottesverehrung, ihrer Sprache und ihren Gebräuchen, wie Opfer, Ehen, Scheidungen, Beerdigungen, Fasten, Strafen, in ihrer Stammeseinteilung, Kriegen und Triumphen ganz genau den Traditionen unsres Volkes."

„Dann glaube ich, daß man mit ihnen wohnen könnte! Ich möchte mich so rasch wie möglich in Ararat niederlassen."

„Sie können sich wohl kaum eher dort niederlassen, bis der Wald etwas gelichtet ist," sagte der große Mann, die Augenbrauen in die Höhe ziehend.

„Der Wald?" wiederholte Peloni, ganz verblüfft.

„Ach, Sie sind enttäuscht? Sie sind eben Europäer und an fertige Städte gewöhnt. Wir Amerikaner verwandeln das Land schnell, während ihr wartend zuschaut; wir bauen Aladins Paläste über Nacht auf. Sobald meine Zeit es gestattet, werde ich hingehen und den Plan der Stadt entwerfen."

„Was, Sie sind selbst noch gar nicht dort gewesen," stieß Peloni hervor.

„Ach, mein lieber Peloni! Woher sollte ich wohl die Zeit nehmen, um diese weite Reise zu machen, ich, ein so beschäftigter Schriftsteller, Advokat, Dramenschreiber und weiß Gott, was sonst noch! Es ist ja wahr, daß ich als Präsident des Junggesellenklubs alle Zeit, die andre Männer in ihrer Familie verbringen, meinen Mitmenschen

opfern kann. Aber die mühsame, langsame Reise durch die Kanäle —"

In diesem Augenblicke klopfte es an die Tür, und ein Diener fragte an, ob Major Noah seinen Schneider empfangen könne.

„Ha, das ist ja eine gute Vorbereitung!" rief der Major. „Da kommt der Schneider, um mir die Robe anzupassen, die ich als Führer und Richter Israels tragen werde."

Der Mann brachte ein kostbares Gewand von roter Seide, das reich mit Hermelin verbrämt war. Er umhüllte Noahs stattliche Gestalt damit und machte hier und da Zeichen mit Nadeln und Kreidestrichen, um dem Gewande einen noch eleganteren Fall zu geben.

„Gefällt es Ihnen?" sagte Noah, eine königliche Haltung annehmend.

Pelonis Unbehagen verschwand. Solch blendender Wirklichkeit gegenüber mußten alle Zweifel weichen. Ah! diese Amerikaner waren großartig.

„Ich hatte alle Annalen durchzustudieren," fuhr Noah fort, „um herauszubekommen, an welche Periode der Regierung wir anknüpfen sollten. Ein Königreich zu gründen ist durchaus gegen die Anschauungen dieses Staates: so habe ich denn mein Ideal in der Epoche der Richter gefunden. Und wirklich, was ist der Präsident der Vereinigten Staaten anders als ein Schophet, ein Richter Israels? Ach, Sie sehen sich mein Porträt dort an — ich muß mich noch einmal in diesen Festeskleidern malen lassen. Das elegante junge Wesen, dessen Bild neben dem meinen hängt, ist Fräulein Leesugg, die schönste englische Schauspielerin. Sie erschien in dieser Toilette in meinem Stücke: ‚Sie möchte Soldat sein oder die Ebenen von Chippewa.' Daneben hängt eine Karikatur meines Onkels, Aaron J. Philipps,

als türkischer Kommandant in meinem Stücke: ‚Der griechische Gefangene‘. Ich werde es nie vergessen, wie drollig er darin war. Ha! ha! ha! Dies ist Fräulein Johnson in ‚Joseph Carmatti oder die Belagerung von Tripolis‘. Die Skizze in Schwarz und Weiß dort stellt eine Szene aus ‚Marion oder die Heldin vom See Georg‘ dar, ein Stück, das ich zur Wiedereröffnung des Parktheaters zur Feier der Befreiung New-Yorks von den Briten anno 1783 schrieb.“

„Ach, ich bin damals im Theater gewesen, Major,“ sagte der Schneider, „es war ganz prächtig. Aber das Haus war so voll von Generälen und Obersten, daß man kaum ein Wort verstehen konnte.“

„Das war ein Glück für mich,“ lachte Noah. „Ja, ich hatte sie gebeten, doch alle zur Feier des Tages in voller Uniform zu erscheinen. Das erinnert mich übrigens an etwas — hier ist ein Billett für Sie.“

„Zum Theater?“ frug Peloni, als er es einsteckte.

Noah sah ihn erstaunt und scharf an. Aber der in ihm aufgestiegene Unmut schmolz vor dem Blicke von Pelonis unschuldigen Augen. „Nein, nein,“ erklärte er, „zur Eröffnungsfeier der Gründung von Ararat.“

Pelonis schwarze Augen leuchteten vor Freude.

„Es wird ein gewaltiger Andrang sein, nur wer eine Einlaßkarte hat, bekommt Zutritt zur Kirche.“

„Zur Kirche?“ wiederholte Peloni, erblassend.

„Ja,“ sagte der Richter Israels mit Betonung und trat vor einen großen Spiegel, um sein purpurfarbenes Gewand in graziöse Falten zu legen. „Unsre Mitbürger in Buffalo sind so freundlich gewesen, uns die Episkopalkirche für diese Zeremonie zu leihen.“

„Welche Zeremonie?“ stotterte er, und schreckliche Erinnerungen tauchten vor ihm auf; ihm war, als töne von Frankfurt herüber der höhnende Schrei: „Die Missionare.“

„Nun, die Grundsteinlegung von Ararat."

„Die Grundsteinlegung von Ararat soll in einer Kirche stattfinden?" fragte Peloni ganz verwirrt.

„Ach," sagte der Major, ihn falsch verstehend, „Ihnen, der Sie in dem abgestandenen Schoße Europas groß geworden sind, erscheint das wohl höchst seltsam? Aber hier in diesem Lande der Freiheit und in diesem aufgeklärten Zeitalter sind alle Menschen Brüder."

„Aber der Grundstein sollte doch eigentlich auf der ‚Großen Insel' selbst gelegt werden?"

„Das würde allerdings sehr wünschenswert sein. Aber es gibt so viele, die gern der großen Feierlichkeit beiwohnen würden. Buffalo allein hat mehr als 1300 Einwohner. Wie sollten wir das arrangieren? Man kann dort kaum Boote bekommen, und Ararat liegt mehr als 12 Meilen von Buffalo entfernt. Nein, nein, es ist besser, unsre Feier in Buffalo zu vollziehen. Es ist ja überhaupt nur eine symbolische Feier. Der Grundstein liegt schon bereit; er ist mit hebräischen und englischen Inschriften versehen. ‚Höre, o Israel, der Herr ist unser Gott. Ararat, eine Stadt, die ein Zufluchtsort aller Juden zu sein bestimmt ist, wurde im Monate Tischri, nach unsrer heutigen Rechnung im September 1825 im 50. Jahre der Unabhängigkeit Amerikas von Mordecai M. Noah gegründet.'"

Der feierliche Ton, mit dem der Schophet in seinem roten, mit Hermelin besetzten Gewande diese Worte sprach, gab Peloni den Gleichmut einigermaßen zurück.

„Wann soll denn der Bau der Stadt wirklich beginnen?"

Der Schophet machte eine hochmütige Bewegung mit der Hand. „Das ist eine Sache von wenig Tagen."

„Aber sind Sie ganz sicher, daß wir dort bauen können?"

„Sehen Sie auf die Karte. Hier liegt die ‚Große Insel‘ — sie gehört uns! Hier an diesem Platze wird Ararat erbaut. Es ist alles sonnenklar. Beiläufig gesagt, wäre es übrigens gar keine schlechte Idee, wenn wir dort eine Stange mit der Flagge Israels aufpflanzen würden.“

Peloni begeisterte sich sofort für diese Idee: „Ja, ja, o lassen Sie mich gehen und die Flagge dorthin bringen. Ich werde Tag und Nacht hindurch reisen.

„Sie sollen es tun,“ sagte der Schophet gnädig. „Ja, ich werde die Flagge sofort anfertigen lassen. Der Mann, der die Requisiten für das Parktheater besorgt, wird sie mir beschaffen. Der Löwe Judas und sieben Sterne müssen darauf gemalt werden.“

„Unsere Flagge wird über der ‚Großen Insel‘ wehen, noch ehe die Feier in Buffalo stattfindet.“

Peloni verließ das Gemach stolz wie ein Löwe, er war im siebenten Himmel. War es wirklich möglich, daß ihm — Peloni — die Ehre zugefallen war, das „Neue Jerusalem“ verkündigen zu dürfen!

IV.

Nach dem unruhigen Leben und Treiben in New-York wirkte das sehr zerstreut und weitläufig angelegte Buffalo etwas abkühlend auf den im Ghetto groß gewordenen Dichter, der nie einen Einblick in die langsamen Prozesse der Natur gewonnen hatte. Buffalo — mit seinen schmutzigen ungepflasterten Straßen und den großen Bäumen, in denen ungestört die Eichhörnchen ihr Spiel trieben — steckte noch halb im Schoße der Mutter Erde. In den Hauptstraßen gab es stattliche Gebäude, große Warenmagazine und Wirtshäuser, von denen einige in Ziegel gebaut waren. Aber in den Seitenstraßen wurden die Reihen der sehr weit voneinander gelegenen Landhäuschen und Arbeiterhütten oft genug

von ganz primitiven Blockhäusern unterbrochen; Kühe und Schweine trieben sich ungeniert dort umher. Das erinnerte ihn an alles, was noch in Ararat geschehen mußte, ehe der Tempel erbaut werden konnte, der allem Volke als Leuchtturm dienen sollte. Aber als Peloni erfuhr, daß Buffalo vor kaum zwölf Jahren in dem zwischen den Engländern und den Indianern geführten Kriege bis in den Grund abgebrannt war, und sich dann in diesen wenigen Jahren soweit entwickelt hatte, da fühlte er sich von frischem Mute belebt. Als er dann fand, daß die Bürger der Stadt alle großes Interesse für die Gründung von Ararat hatten, daß die in der Kirche geplante Feier ebensosehr das Tagesgespräch war wie die Eröffnung des Erie-Kanals und der Empfang General Lafayettes im Adlerhotel — da stieg seine Begeisterung so hoch, daß er ihr in einem neuen Gedichte Ausdruck verlieh.

Es war wirklich ein sehr günstiger Moment für Noahs Plan. Aller Augen waren auf die bevorstehende Feier der Eröffnung des großen Kanals gerichtet, der der Preis war, um den Buffalo so tapfer und siegreich gegen die Stadt Black-Rock gekämpft hatte. Goldene Zukunftsträume erfüllten die Gemüter, und in der allgemeinen gehobenen Stimmung nahm Noahs Traum eine gewisse Solidität an. Unermeßlich große Kapitalien würden in die Nachbarschaft von Buffalo geführt werden — lag Ararat doch nur zwölf Meilen davon entfernt. Außerdem hatte man allen bedeutenden Leuten Buffalos — und deren waren viele — schön geschriebene Einladungskarten zu der großen Zeremonie der Grundsteinlegung geschickt. Ein paar alte baptistische Farmer waren freilich mit der bevorstehenden großen jüdischen Einwanderung nicht einverstanden, aber die Mehrzahl der Bürger Buffalos erklärte mit großer Wärme, daß die glorreiche amerikanische Konstitution alle Andersgläubigen will-

kommen heiße — ganz besonders, wenn Geld dabei zu verdienen sei.

Peloni versuchte vergebens einen Juden zu entdecken, der ihm als Führer dienen könne, es gelang ihm nicht. Endlich fand sich ein Seneca-Indianer, aus einem unterhalb Buffalo aufgeschlagenen Lager, der es unternahm, ihn zu dem gesuchten Orte hinzuführen. Peloni fühlte sich seltsam bewegt, als er zum ersten Male im Leben eine Rothaut sah. War dies wirklich ein Sohn des lang-verlorenen Bruderstammes? Er rief: „Scholem aleichem“ (Gott segne dich); aber trotz der von Noah aufgestellten Theorien schien der Indianer ihn nicht zu verstehen. Der Dialog wurde dann mit ein paar Worten gebrochenem Englisch, die der Indianer von den Trappern aufgeschnappt hatte, geführt, hauptsächlich jedoch durch die Zeichensprache, in der Peloni mit seinem Talente für alle Sprachen sich sehr rasch zu verständigen wußte. Er empfand wirklich bald mehr Sympathie für diesen kupferfarbigen Wilden als für die geschäftigen Bürger Buffalos. An einem herrlichen sonnenhellen Tage barg Peloni die um den Flaggenstock aufgerollte Fahne, eine Decke und einen kleinen Mundvorrat, der bis zum andern Abend ausreichen sollte, in des Indianers Kanoe von Birkenrinde und machte sich mit ihm auf den Weg. Meilenweit glitten sie schweigend über den in leuchtender Pracht vor ihnen liegenden Fluß, einsame Bürger einer einsamen Welt.

Plötzlich gedachte Peloni der Judengasse in Frankfurt, ihm war, als ob seine einsame wunderbare Fahrt nur ein Traum sei. Was! Vor ein paar kurzen Monaten noch hatte er Testamente und Gebetriemen im Schatten der hochgiebligen alten Häuser verkauft, und nun befand er sich in einem noch ganz unberührten jungfräulichen Lande der neuen Welt und war im Begriffe, Judas Flagge auf einer

Waldinsel aufzupflanzen und das neue Jerusalem zu gründen! Was würden seine alten Freunde sagen, wenn sie ihn jetzt sehen könnten? Und er — der boshafte Possenreißer, würde er auch jetzt noch die Pfeile seines Witzes auf ihn abschießen? Dennoch schlich sich ein Bewußtsein der phantastischen Ungeheuerlichkeit des ganzen Unternehmens beängstigend in das Herz des armen Peloni. Sollte vielleicht alles dennoch nur ein wundersamer Traum sein? Nein, sein Boot glitt auf dem Niagaraflusse dahin; rechts von ihm lag das Dorf Black-Rock, an dem andern das Fort Erie und das von Silberpappeln umsäumte kanadische Ufer, und dort — Noah hatte ihm die Karte mitgegeben — dort harrte das Land Ararat seiner.

Der Indianer ruderte ruhig und unablässig weiter, der Kahn durchschnitt das Wasser mit leisem melodischen Geräusche. Peloni gab sich dem Reize des Augenblickes und des schönen Tages hin. Wie herrlich und wie groß erschien ihm Wald und Wasser, die leuchtende Sonne, die erfrischende Brise, nachdem er so viele Jahre in der unruhigen Judengasse geschmachtet hatte! Nein, Gott sei Dank, er träumte nicht: Noahs großer Plan war kein müßiger Traum. Seltsam, daß die Erlösung Israels in dieser Weise vollzogen werden sollte. Aber bestand nicht die ganze Geschichte seines Volkes aus einer Reihe von Wundern? O das Glück, daß es seine bescheidene Hand sein sollte, die die Flagge Judas, die zwanzig Jahrhunderte lang ruhmlos zusammengefaltet geruht, nun aufpflanzen sollte!

Sie glitten an ein paar kleinen, ordnungsmäßig auf der Karte vermerkten Inseln vorbei, dann stieg eine große, waldgekrönte, in Purpur getauchte Masse vor ihnen auf: die „Große Insel“.

Peloni flüsterte ein Gebet.

Treu den von Noah auf der Karte vorgeschriebenen

Weg verfolgend, glitt das Kanoe, sich immer hart an die amerikanische Küste haltend, um die Insel. Als sie an einer dritten kleineren Insel vorbeikamen, vernahmen sie plötzlich ein von ferne zu ihnen dringendes dröhnendes Geräusch.

Peloni sah den Indianer fragend an. „Was ist das?"

Der Indianer lächelte überlegen. „Nicht gehen viele Meilen weiter," sagte er, „bald Stromschnellen, dann hui! Dann großer Plumps! Niagara. Mausetot."

Glücklicherweise war Ararat aber doch viel eher erreicht als die großen Wasserfälle des Niagara. Als sie sich der vierten kleinen Insel näherten, die zwischen der „Großen Insel" und dem Festlande der Vereinigten Staaten lag, kamen sie an die Stelle, wo das Flüßchen Tonawanda in den Strom mündet. Peloni bedeutete dem Indianer zu landen, denn dies war der von Noah bezeichnete Ort, an dem Ararat erstehen sollte.

Es war sehr leicht anzulegen, denn der Fluß war hier seicht und das Ufer flach. Die Schönheit dieses Stückchens Erde, das unberührt und, wie Gott es geschaffen, frisch und in wilder Pracht vor ihm im goldenen Sonnenschein lag, rührte Peloni zu Tränen. Der Indianer, der sich für die Bewegungen des weißen Mannes zu interessieren schien und das Mittagessen mit ihm zu teilen hoffte, band sein Kanoe an einem Baume fest und folgte dem Fahnenträger. Die Vegetation war eine überraschend üppige und mannigfaltige — Ulmen, Eichen, Ahornbäume, Linden, Fichten, wilde Pflaumen und Kirschbäume wechselten miteinander, obwohl Peloni sich nur ihrer Pracht erfreuen konnte, ohne sie voneinander unterscheiden zu können. Als das seltsame so verschiedene Paar dann durch die sonnendurchleuchteten Täler ging, scheuchte es mit jedem Schritte die Tierwelt auf — Schnepfen und Regenpfeifer, Feldhühner und Sing-

vögel, Eichkätzchen und Kaninchen, ja sogar Rehe kreuzten ihren Pfad und blickten erstaunt auf die Wanderer, die ihnen ihre Heimstätte zu rauben gekommen waren, um das neue Jerusalem darauf zu gründen. Peloni hatte aber nun bereits begriffen, welch unendlicher Reiz darin liegen müsse, eine neue Stadt zu bauen. Welch große Aufgabe für den Geist des Menschen war es doch, so ganz von vorne anzufangen, den Druck von Jahrhunderten abzuschütteln, die Erde neu zu gestalten und seine genialen Ideen zur Ausführung zu bringen. Als er so auf das Geratewohl dahinwanderte, um einen geeigneten Ort zu finden, wo er seine Flagge aufpflanzen konnte, fühlte er sich ganz durchdrungen von der Romantik dieser großen amerikanischen Welt, dieses ungeheuern Kontinentes, der Morgen für Morgen der Natur und den Wilden abgerungen wurde, um mächtige Städte darauf erstehen zu lassen. Er empfand nun eine plötzliche Sympathie mit den Bewohnern Buffalos und zugleich ein warmes Interesse für den von ihnen geplanten Kanal.

Plötzlich vernahm er über sich einen lauten kreischenden Ton. Als er in die Höhe blickte, bemerkte er zwei seltsame große Vögel auf einer vom Blitze halb zerstörten großen Fichte.

„Adler," sagte lakonisch der Indianer.

„Adler!" Hoch auf klopfte Pelonis Herz, der der Worte Noahs gedachte. „Hier unter den Adlerschwingen soll unsre Flagge entfaltet werden, und dieser vom Blitze getroffene Baum ist wie Israel, das in erneuter Jugend wachsen und gedeihen soll."

Er pflanzte die Fahnenstange in die Erde. Eine leichte, sich zufällig erhebende Brise bewegte die Flagge, und fröhlich flatterte das Bild des Löwen von Juda und der sieben Sterne über diesem ahnungslosen Stückchen Erde. Peloni faltete die Hände, schloß in frommer Ekstase die Augen und stimmte

den hebräischen Lobgesang an. „Gelobt seist du, o Herr unser Gott, der du unser Leben behütet und beschützt hast und uns diesen Tag erleben ließest.“

Als er die Augen wieder öffnete, bemerkte er in der Entfernung in der Luft, hoch über die „Große Insel“ emporsteigend, eine große nebelhafte Erscheinung wie von leuchtendem Wasserschaum, in dem viele Regenbogen auf- und niederstiegen und sich untereinander verflochten. Es war ein überraschender Anblick von traumhafter Lieblichkeit. In demselben Augenblicke vernahm sein Ohr über das Geräusch der fernen Stromschnellen hinweg noch einen andern mächtigen anschwellenden, majestätisch donnernden Ton.

„Niagara,“ murmelte der Indianer.

Pelonis Auge hing an der himmlischen Erscheinung.

„Die Schechinah!“ flüsterte er. Ihm bedeutete die Erscheinung die persönliche Gegenwart Gottes, die sich einst über dem Tabernakel und über Salomos Tempel niedergelassen hatte und sich nun endlich — auf Ararat — wieder offenbarte.

V.

Das Donnern der Kanonen vor dem Rathause und von der dem See gegenüberliegenden Terrasse begrüßte den schönen Septembermorgen und verkündete den Bewohnern Buffalos, daß der große Festtag erschienen sei. Sie brauchten nicht daran erinnert zu werden. Alle besseren Leute hatten ihre Festkleider bereits angelegt; die militärischen Ehrenmünzen sowie die Abzeichen der Freimaurer waren aufgeputzt worden. Die St. Paulskirche wurde von Militär bewacht, welches das sich herandrängende Volk zurückhielt.

Der erste Akt des großen historischen Dramas — „Mordecai Manuel Noah oder die Erlösung Israels“ — hatte sich beim Klange amerikanischer Nationallieder und patriotischer Gesänge bereits abgespielt. Der Zug, der um

11 Uhr von der Loge durch alle Hauptstraßen der Stadt zur Kirche zog, war glanzvoll in Szene gesetzt und machte den Festleitern alle Ehre.

Ordnung des Festzuges:

Der Festmarschall, Oberst Potter, zu Pferd.
Musik.
Militär.
Bürger.
Zivilbeamte.
Staatsoffiziere in Uniform.
Der Präsident und die Bevollmächtigten der Zünfte.
Festordner.
Lehrbuben.
Gesellen.
Meister vom Stuhle.
Jüngere und ältere Diakonen.
Sekretär und Schatzmeister.
Ältere und jüngere Pfleglinge.
Freimaurer.
Frühere Lehrer.
Die Geistlichkeit.
Festordner mit Korn, Wein und Öl.
Der Stadtbaumeister mit Winkelmaß,
Richtscheit und Senkblei.
Die Bibel.
Ein Freimaurer mit Winkelmaß
und Kompaß.
Der Richter Israels
in schwarzer Kleidung, über der er die Amtsrobe von purpurroter mit Hermelin verbrämter Seide trägt; eine reich bossierte Medaille hängt an goldener Kette um seinen Hals.
Ein Meister vom Stuhle.
Tempelherren.

An der Kirche wurde Halt gemacht. Das Militär bildete dann zu beiden Seiten Spalier, und der Festzug zog in die überfüllte Kirche, die von Damen Buffalos in ihren hübschesten Sommertoiletten besetzt war. Das Orchester spielte den großen Chor aus „Judas Maccabäus", die Orgel stimmte das „Jubilate" an. Auf dem Altare, wo sonst das Abendmahl verteilt wurde, lag der Grundstein von Ararat.

Der Morgengottesdienst wurde von seiner Ehrwürden Pastor Searle verlesen, der in voller Amtstracht erschienen war; dann kam ein besonderes Gebet für Ararat; der Chor sang: „Vor Jehovas mächt'gem Throne", und hierauf wurden Stellen aus den Propheten Jeremias, Zephanja und den Psalmen verlesen, die dem unterdrückten und geknechteten Volke Israels Trost und göttliche Verheißungen brachten, idyllische Schilderungen der messianischen Zukunft, die symbolisch durch die auf dem Grundstein stehenden silbernen Schalen mit Wein, Korn und Öl dargestellt wurde. Ganz zuletzt erhob sich dann, von seiner purpurfarbenen Amtsrobe umwallt und mit der schweren Medaille geschmückt, der Held des Tages, der dieses Drama in Bewegung gesetzt, dieser Humorist ohne Humor, der Träumer des Ghetto und der Amerikaner der Tat, der Führer und Richter Israels — mit einem Worte Mordecai Manuel Noah. Er hielt eine große Rede über die Geschichte Israels und über seine jetzige Neuorganisation, die über fünf Spalten der Zeitung füllte und mit andächtiger Aufmerksamkeit von seiner christlichen Zuhörerschaft angehört wurde. Außer ein paar Indianern und seinem eigenen Sekretär war nämlich kein einziger Jude gegenwärtig, um die orientalische Einbildungskraft des Redners etwas im Schach zu halten. Dann zog der glänzende Zug zurück zum Rathause, und darauf speisten alle bürgerlichen und militärischen Teilnehmer des Festes sehr vergnügt im Adlerhotel, wo bei

einer kleinen, nach dem Essen gehaltenen Rede Noahs Witz und gute Laune durchbrach. Er zog sich jedoch zeitig zurück, um noch einen Bericht über den Verlauf des Festes für die in Buffalo erscheinende patriotische Zeitung zu schreiben.

Zum Schlusse donnerten noch einmal die Kanonen, und 24 Schüsse verkündeten der Welt, daß Israel das Heil gefunden habe.

VI.

Unterdessen erwartete Peloni auf seiner Insel die Ankunft seines Gebieters. Er hörte ganz aus der Entfernung die Kanonade, die den Anfang und das Ende der Feier der Grundsteinlegung auf dem Altare der Kirche bezeichnete, und erwartete natürlich, daß Noah spätestens am andern Tage zu ihm kommen würde. Aber der nächste Tag ging vorüber, und kein Noah erschien. Peloni lebte von den Überbleibseln seines Vorrates und trank aus dem Flusse, aber obgleich sein indianischer Führer ihn verlassen hatte und er nun ein Gefangener auf der Insel war, fürchtete er nicht zu verhungern, da er auf der andern Seite des Flusses die Wigwams eines Indianerlagers sah und gelegentlich ein Kanoe mit einer Schar von Rothäuten auf dem Flusse vorüberglitt. Trotz seines Hungers war seine Stimmung an diesen ersten Tagen eine gehobene. Der Dichter in ihm war entzückt von dem ganz neuen seltsamen Leben, das sich ihm hier offenbarte; er fühlte sich wie verbrüdert mit den wilden Tieren, die er aus der Entfernung beobachtete. Es war ein neues köstliches Glück, unter dem freien mit Sternen besäten Himmel die warme Sommernacht zu verbringen und dann die Schönheit des Sonnenaufganges zu beobachten, den Gesang der erwachenden Vögel zu belauschen.

Am zweiten Tage sah er zu seiner großen Freude, daß ein von zwei Weißen gerudertes Boot ankam und anlegte. Es

war ein Mauermeister mit seinem Gesellen, die ihm Vorräte, Zeitungen und einen Brief von Noah brachten. Dieser Brief lautete folgendermaßen:

„Lieber Peloni!

In aller Eile schreibe ich Ihnen diese wenigen Zeilen, um Ihnen von dem, Gottlob, glorreichen Erfolge unsrer Feier zu erzählen.

Es war ein herrlicher Tag und die allgemeine Befriedigung wirklich ungeteilt. Alle Würdenträger sowie alle Leute von einiger geistigen Bedeutung waren meilenweit aus der ganzen Nachbarschaft zusammengekommen. Wie ich höre, sollen auch in Tonawanda viele Menschen zusammengekommen sein, weil sie erwarteten, daß die Zeremonie auf der ‚Großen Insel‘ stattfinden würde; viele sind dann nachher noch nach Buffalo hinübergefahren und gerade rechtzeitig angekommen, um meine große Rede zu hören. Sie werden aus den Zeitungen, besonders aus dem Extrablatte des ‚Patrioten von Buffalo‘ ersehen, welche Wichtigkeit man dieser welterschütternden Episode in der Geschichte Israels beilegt. Die Äußerungen der Blätter darüber sind fast alle sympathisch. Natürlich wird der ‚New York Herald‘ darüber spotten. Aber das kommt nur daher, daß Bennett, der Herausgeber, einmal mein Untergebener war, als ich den ‚Courier‘ und das ‚Auskunftsbureau‘ redigierte. Man hat mir mitgeteilt, daß Sie, wie verabredet, die Fahne Judas aufgesteckt haben, und ich nehme an, daß sie nun durch Gottes Gnade fröhlich über Ararat weht. Der Himmel segne Sie! Mein Herz ist zu voll, um die richtigen Worte finden zu können. Ich hatte gehofft, Zeit zu finden, um selbst zu Ihnen hinauszukommen, aber dringende geschäftliche Verpflichtungen rufen mich nach New-York zurück. Aber ich bin fest entschlossen, sofort mit dem Bau der Stadt zu beginnen, und habe den Überbringer

dieses meinen Plan zu einem kleinen monumentalen Bau mitgegeben, der von Ziegelsteinen und Holz ausgeführt werden soll, und der die folgende einfache Inschrift tragen soll: ‚Ararat, gegründet von Mordecai Manuel Noah im Jahre 1825 —.‘ Von diesem Monumente soll dann die Flagge Judas wehen. Ich lasse Sie dort, um den Bau zu beaufsichtigen und alle Ihnen passend erscheinenden Maßregeln zu treffen, das Wachsen der Stadt möglichst zu beschleunigen und als mein Vertreter alle von den Ghettos der ganzen Welt einströmenden Emigranten würdig zu empfangen. Ich ernenne Sie ferner zum Schreiber der Geschichte Ararats. Ihnen ist es vorbehalten, das neue Buch der Chronik Israels zu schreiben. Mein Freund, Dr. Smith, einer der Miteigentümer der Insel, wird, sobald es nötig sein wird, wegen der Verteilung der Landparzellen Rücksprache mit Ihnen nehmen. Erwarten Sie mich bald (vielleicht mit meiner jungen Frau, denn ich bin im Begriffe, die schönste und liebenswürdigste Vertreterin ihres Geschlechtes zu heiraten), empfangen Sie unterdessen meinen Segen.

Mordecai Manuel Noah,
Richter Israels.

In seinem Namen geschrieben von

A. B. Seixas, Sekretär.“

Während der kleine monumentale Bau hergerichtet wurde, und die Männer in Booten hin und wieder fuhren, befreundete Peloni sich mit den Indianern. Sie hatten ihr Lager so hart am jenseitigen Ufer aufgeschlagen, daß der Wind ihm den Rauch ihrer Feuer über das Wasser zuführte. Peloni lernte sehr schnell, sich mit ihnen in ihrer Sprache zu verständigen. Auch durchforschte er seine ganze Insel, auf der man überall das ferne Donnern des Niagara vernahm. An einer der Buchten des Flusses erblickte er zuerst in der Ferne die Wasserfälle. Die Stromschnellen,

die kochend und gurgelnd mit Gischt und Schaum bedeckt dem Felsenkamme zurasten, machten sein Herz schneller pochen. Gegenüber dem ersten Anblick der in der Luft schwebenden wunderbaren Dunsterscheinung der zerstiebenden Wassermassen mit ihrem bezaubernden Regenbogenspiele enttäuschte ihn jetzt der Anblick der Katarakte ein wenig. Erst nachdem er einmal den Fluß durchkreuzt und dann vom kanadischen Ufer aus den ungeheuern Fall der breiten rasenden Wassermasse über die kolossalen Felsen gesehen hatte, offenbarte sich ihm die ganze Größe und Gewalt dieser Macht, die ihn nun bis zum Ende seiner Tage begleiten sollte. Die Spannung des Felsenhufeisens war vollständig verborgen durch die hoch aufsteigenden zerstiebenden Wassermassen, die ihre frühere solide grüne Farbe verloren und eine milchweiße Färbung angenommen hatten. Als er länger hinblickte, winkte und lockte ihn wieder das Spiel der entzückenden Regenbogen; sie erfüllten ihn mit einem Gefühle, als lächelte Gott ihm freundlich zu, sie erschienen ihm wie ein Pfand der unermeßlichen Liebe des höchsten Wesens zu seinen Geschöpfen, einer Liebe, die unveränderlich fest bleibt, wenn auch die Generationen wie die schäumenden Wogen einander folgen und vergehen.

Die Flut war niedrig. Von einer unwiderstehlichen Lust gelockt wagte er sich den Felsenpfad hinab, bis nahe zum Fuße des Falles. Aber ein geradezu überwältigender betäubender Sturm von Gischt und Wasserschaum raste ihm entgegen, blendete sein Auge und benahm ihm den Atem; alles, was er sehen konnte, war eine ungeheuere, einem Geiste ähnliche Dunsterscheinung. In seinem Ohre dröhnte es wie von tausend Donnerschlägen. Ja, die Gewalt, die Gewalt, das war das Geheimnis des Lebens: die gewaltige primitive belebende Kraft, die die Sterne leuchten und das Meer rauschen machte! Die Gewalt, das Leben, die Kraft,

das war es, was Israel not tat. Es war in der Stickluft seiner Judengasse anämisch geworden. O, zu kämpfen, zu kämpfen wie die Krieger, die einst gegen die Griechen ausgezogen und welche die heilige Stadt gegen die Römer verteidigt hatten. Laut tönte der Schlachtruf Davids von seinen Lippen: „Sei gelobt, o Herr, du mein Hort, der du meine Hände zum Kampfe rüstest und meine Finger zu fechten geschickt machst." Aber er hielt plötzlich inne, von einer spöttischen Erinnerung ergriffen. Dieses Gebet wurde ja an jedem Sabbatabend und in jedem Ghetto in den düstern stickigen Synagogen von den energielosen blutarmen Gläubigen mit einer melancholischen verzweifelnden Melodie gesungen!!

Der kleine monumentale Bau war schnell errichtet. Da er leer war, erwies er sich als überaus nützlich, weil Peloni nachts darin schlafen konnte; denn der Herbst nahte heran, und die Nächte fingen an, empfindlich kalt zu werden. So lebte Peloni auf seiner Insel wie ein moderner Robinson Crusoe. Er hatte sich Angelgerät verschafft, und erwarb sich bald eine große Geschicklichkeit darin, Barsche und Weißfische zu fangen. Auch entdeckte er viele eßbare Beeren. Gelegentlich kam auch ein Boot von Buffalo her, das ihm Mehl und andre Lebensmittel verkaufte; da aber sein erspartes Geld auf die Neige ging, zog er es vor, die Umgegend nach Beute zu durchstreifen. Er wünschte sogar manchmal, Vögel oder Kaninchen essen zu können, die zu erlegen ihm sehr leicht gewesen wäre, aber verschiedene Gebote des jüdischen Gesetzes verboten ihm eine solche Kost. Darum hatte es auch keinen Zweck, sich eine Flinte oder Pfeil und Bogen zu verschaffen. Seine Beziehungen zu der Tierwelt blieben also ungetrübt freundschaftlich. Die Rotkehlchen und Blaumeisen sangen ihm ihr schönstes Lied. Die Baumspechte pochten morgens an sein Monument, um

ihn zu wecken. Die Holzhäher und Feldhühner nahten sich ihm furchtlos. Die Eichkätzchen spielten um ihn herum, und die Kaninchen verloren ihr scheues Wesen. Man hätte meinen können, daß sie die verlorenen Stämme seien, die er wieder gefunden hatte.

Peloni war zwar nicht der Protokollführer und Schreiber der neuen Chronik, aber wohl der Hüter von Noahs Arche geworden.

VII.

So kam allmählich der Winter heran, und immer gab es nichts andres zu berichten, als daß diese seltsame ihn umgebende Natur auch in der Schneedecke mit ihren blauen Schatten und mit den phantastischen Eisgebilden von berückender Schönheit war. Große Eiszapfen hingen an den Felsen und schimmerten in allen möglichen Farben. Peloni lag fest in seine Decke gehüllt in seinem monumentalen kleinen Bau, in welchem er sich eine Feuerstelle hergerichtet, auf der große Holzscheite brannten. Es war sehr einsam. Er hatte von niemand gehört, weder von Noah, noch von Smith oder irgendeinem Juden. Nur Indianer hatten den Weg nach Neu-Jerusalem gefunden, und der notwendige Wintervorrat, den er sich anschaffen mußte, hatte sein Bargeld vollständig verschlungen. Die alte Verzweiflung fing langsam an, sich seiner zu bemächtigen; sie umspannte sein Herz wie eine Schlange von Eis. Wenn er in solcher Stimmung war, schien das von fernher zu ihm dringende Donnern des Niagara, das in der frostklaren Luft viel deutlicher wie sonst herüberklang, für seine fieberhafte Phantasie eine ganz besondere Bedeutung zu haben. Das war nicht mehr die Stimme des ewigen Gottes, es war die endlose Klage Israels, die zu dem erbarmungslosen tauben Himmel aufschrie, das verzweifelte Gebet einer unermeßlich großen

Synagoge! Dann wieder klang es wie der rauhe bestialische Ton der sein Volk hetzenden grausamen Verfolger, das Wutgeschrei einer entfesselten, boshaften Menge. Und endlich däuchte es ihm wie die Stimme der ganzen Erde, die in endloser Arbeit und namenlosem Leide stöhnte und klagte. Das Entsetzliche dabei war, daß diese Jammertöne nie aufhörten. Sie drangen unablässig an sein Ohr wie die fallenden Wassertropfen auf die Schädel der Gefangenen in den Folterkammern des Mittelalters. Konnte keiner in die Speichen dieses sich unablässig drehenden Rades greifen und es zum Stillstand zwingen? —

Der Winter verging, und wieder nahte der Frühling. Der Schnee schmolz, die von den Felsen hängenden Eiszapfen tropften herab, die phantastische weiße Umhüllung glitt von den Bäumen, die sich mit neuen Knospen bedeckten, die Vögel wurden lustig und fingen an zu singen. Von Eis befreit floß der Strom einher und stürzten die Katarakte herab.

Aber in Pelonis Brust wollte das Eis nicht schmelzen; keine neue Lebenskraft durchströmte seine Adern. Selbst die in dem über den Wasserfällen aufsteigenden Dunste spielenden Regenbogen entzückten ihn nicht mehr; sie flößten ihm keine Hoffnung mehr ein, sondern erinnerten ihn nur daran, daß das Rad des Weltgetriebes sich unablässig drehen würde, und daß Israel ewig heimatlos umherzuwandern bestimmt sei. —

Endlich landete an einem sonnigen Tage ein Boot, das ihm Botschaft von seinem Meister brachte. Aber ach! selbst Noah hatte Ararat verlassen. „Ich fange an einzusehen," so schrieb er, „daß unsre einzige Hoffnung doch nur Palästina ist. Zion allein hat Anziehungskraft für die Juden. Der große von Ezekiel prophezeite Krieg wird in Palästina stattfinden. Gog bedeutet Rußland, und die

Russen sind die Abkömmlinge von Meschech und Tubal. Rußland versucht den Engländern und den Türken Indien und die Türkei zu entreißen und macht dadurch das Heilige Land zum Schauplatze eines schrecklichen Konfliktes. Dennoch wird es in Jerusalem sein, wo wir endlich Salomons Tempel wieder aufrichten werden. Die Häfen des Mittelländischen Meeres werden wieder dem Handel geöffnet werden; die Felder werden reiche Ernte tragen, und Christen und Juden werden vereint auf dem Berge Zion ihre Stimmen erschallen lassen, um Ihn zu preisen, dessen Bund mit Abraham ewig dauern wird, durch dessen Samen alle Nationen der Erde gesegnet sind. So will es unser Geschick."

Peloni wanderte automatisch auf die höchste Bergspitze der Insel und starrte von dort gedankenlos auf den Fluß und die darin herumtreibenden Trümmer versunkener Schiffe hinab. Vor ihm jagten die Stromschnellen und rasten in toller Hast dem großen Katarakte zu. Genau so hatte er und Noah geglaubt, daß Israel nach Ararat drängen würde. Vom Niagarafall tönte nach wie vor das donnernde Geräusch zu ihm herüber; aber es schien ihm jetzt fast einen spottenden Ton anzunehmen, es klang wie ein gigantisches Hohngelächter. —

Der Tempel Salomons sollte in Palästina neu aufgerichtet werden? In einem zugrunde gerichteten Lande sollte ein zugrunde gerichtetes Volk eine neue glorreiche Zukunft finden! In einem Lande, das den Türken gehörte, und das ein Zentrum der fanatischsten Anhänger der drei Religionen und zahlloser Sekten war! Ein Land, von dem selbst Noah zugab, daß es bestimmt sei, der Schauplatz eines welterschütternden Krieges zu werden! — —

Als er die feuchten Augen aufschlug, bemerkte Peloni mit Erstaunen, daß er nicht mehr allein war. Eine hohe majestätische Gestalt stand neben ihm und ließ ihre forschenden

Blicke auf ihm ruhen. Es war ein ernster, kummervoll blickender Indianer, dessen Haar zusammengebunden und mit Federn geschmückt war, und dessen Kleidung nur aus wildledernen Hosen und einem mit Perlen und Muscheln bestickten Gürtel bestand. Die Flinte in seiner Hand bewies, daß er auf der Jagd gewesen, und ein am Strande angebundenes Kanoe deutete darauf, daß er im Begriffe war, nach Hause zurückzukehren. Peloni wußte aus seinem Verkehre mit den Tonawanda-Indianern, die auf dem Ararat gegenüberliegenden Ufer ihre Zelte aufgeschlagen hatten, daß dieser Mann die sogenannte „Rotjacke" war, der berühmte Häuptling der Irokesen, der alten Herren dieses Landes. Peloni begrüßte die wirklich königlich aussehende stolze Erscheinung ehrfurchtsvoll. Rotjacke erwiderte seinen Gruß mit zeremonieller herablassender Höflichkeit. Dann blickten sie einander schweigend an, der schwächliche, gebeugte Gelehrte aus dem deutschen Ghetto und der starke, elastische, königlich dreinblickende Wilde.

„Sage mir," sagte die Rotjacke gebieterisch, „welcher Nation gehörst du an, und wie kommst du dazu, ein Monument, aber keine Stadt wie die andern Bleichgesichter oder auch nur ein Lager, wie mein Volk, zu errichten?"

„Großer Häuptling," antwortete Peloni in seinem besten Irokesisch, „ich gehöre einem Volke an, das für andre baut."

„Dann möchte ich, daß ihr für mein Volk bauen solltet. Denn die Weißen drängen uns zurück, immer weiter und weiter, bis uns nichts übrig bleibt als —" er deutete mit beredter Geste nach dem Strome und auf die dem Katarakte zustrebenden Schnellen. „Indessen ist mir, als hätte ich von einem Plane deines Volkes gehört, — als ob deine Häuptlinge eine Versammlung in einer Kirche

abgehalten hätten! Sie wollten hier eine große Stadt gründen!“

„Sie ist tot — ehe sie zum Leben erstanden ist,“ sagte Peloni.

„Seltsam,“ sagte die Rotjacke in sinnendem Tone. „Kaum zwanzig Sommer sind darüber verstrichen, daß Joseph Elliot hierher kam, um eine Stadt zu gründen. Der Grund und Boden gehörte ihm nicht, und doch wächst Buffalo groß und drohend heran. Morgen wird es bis zu unsern Wigwams heranwachsen und dann — —;“ wieder machte er eine hoffnungslose Geberde voll königlicher Würde.

In diesem Augenblicke wurde es Peloni klar, daß sie wirklich Brüder seien: der Jude, der in einer Welt lebte, in der es für ihn keine Wiedergeburt gab, und der Indianer, dessen Schicksal es war, aus dieser Welt verdrängt zu werden. Ja, sie waren beide gerichtet. Israel war durch die jahrhundertelang dauernde Verfolgung und das rastlose Umherwandern zu sehr gebeugt und heruntergekommen. Seine Elastizität war gebrochen und konnte sich nicht mehr erholen. Es war zu lange der demütig sich beugende geduldete Schützling der Könige und Päpste gewesen; es hatte zu lange in zu verschiedenen Ländern für das Wohl ebenso verschiedener Regierungen beten müssen, um noch fähig zu sein, ein eigenes Reich zu stiften. Diese fromme Geduld, mit der es die schwere Bürde getragen und immer nur auf die Erscheinung des Messias und auf Wunder gewartet hatte, was war sie anders als ein Deckmantel der moralischen Impotenz seines Volkes? Besser rasch dahin zu gehen, als noch länger diese Schande zu ertragen. Vom Niagara tönte unablässig das grausig donnernde höhnische Gelächter.

„Würdest du mir gestatten, mit deinem Kanoe über den Fluß zu fahren?“ frug er.

„Fürchtest du dich nicht? Weißt du nicht, daß die Stromschnellen gerade an dieser Stelle höchst gefährlich sind?"

Sich fürchten! Peloni mußte darüber lachen. Als er das Festland erreicht hatte, ging er geraden Wegs zu den Katarakten hin.

Er befand sich auf der amerikanischen Seite, und er blieb eine Weile an dem Abhange stehen, von dem die kolossale Wassermasse herabstürzt, die seit undenklichen Zeiten immer etwas mehr vordrängt, da sie allmählich die gewaltigen Felsen, über die sie hinwegrast, verzehrt. Sein entzücktes Auge beobachtete noch einmal, wie der breite grüne Strom sich langsam den scharfkantigen Felskämmen entgegenwälzt, um dann unermüdlich mit betäubendem Lärm in die Tiefe zu stürzen. O, des blinden Rades, das sich unablässig dreht und dreht, während die Generationen kommen und gehen und eine der andern folgt — ohne Hast — ohne Ruhe — ohne die Möglichkeit, in den Gang der Weltgeschichte einzugreifen: königliche Geschöpfe, die bedeutungslos geworden — Schatten der Schatten, die vergebens von Liebe und Gerechtigkeit träumen, und die vergehen, vom Erdboden weggewischt werden, während dieser grüne Katarakt — fest wie die Sterne — seit Äonen in majestätischer Größe donnernd dahinrast! Und plötzlich warf er sich in den erbarmungslosen Strudel hinab, wurde von den heulenden Wassern aufgesogen, an den Felsen zerschmettert und zerschlagen, während seine Hand immer noch krampfhaft Noahs Brief umfaßt hielt. In dem hoch aufsteigenden Wassergischt spiegelten sich die Regenbogen.

Der Grundstein Ararats wird im Museum der historischen Gesellschaft von Buffalo aufbewahrt, und keiner von allen, die die Inschrift lesen, weiß, daß es der Grabstein Pelonis ist.

Das Monument in Ararat ist längst verfallen, aber Buffalo thront an den Wassern, die stolzeste schönste Stadt des Reiches. Der Handel der Welt liegt zu ihren Füßen. Und die christlichen Eisenbahnkönige haben sich stattliche Paläste aus Sandstein erbaut, und üppige Yachten stehen ihres Winkes gewärtig, herrliche durch Dampf getriebene Schiffe — keine Rohrschiffe — genau so, wie Mordecai Manuel Noah es prophezeit hat — er, der Richter und Führer Israels.



Das gelobte Land.

I.

„Telegraphieren Sie, wieviel Stück es sind."

In dieser Weise verständigte die Dampfschiffahrts-Gesellschaft ihren schlauen Agenten von ihrem Wunsche, genau zu erfahren, wieviel russische Juden er aus Polen herausschmuggeln würde, um sie in dem Zwischendecke ihrer Ozeandampfer nach Amerika zu führen.

Die Aufgabe des schlauen Agenten war einfach genug. Die Erzählungen, die er dem armen geknechteten Volke machte, waren Schilderungen des gelobten Landes, in dem Milch und Honig fließt, des Landes, das von alters her das Ziel der Sehnsucht aller Kinder Israels sei. Die jüdischen Bewohner Russisch-Polens in ihren dumpfen Kellern, ihren elenden, engen, von den Rinnsteinen durchseuchten Straßen, ihren düsteren, halb unterirdischen, kleinen Läden, wo einer dem andern den Vorteil abzujagen suchte, waren leicht genug zu einer Auswanderung zu bereden. Die Lage der neuerdings wieder in die Ghettos gesperrten Bevölkerung, die durch die vielen aus Rußland nach Polen verdrängten Juden und durch den althergebrachten reichen Kindersegen Israels eine noch viel gedrücktere geworden war, war in der Tat traurig genug! Die alten Leute waren teilweise ihres Erwerbes dadurch verlustig gegangen, daß ihnen der Branntweinhandel genommen und in die Hände der Christen übergegangen war; die Jüngeren wurden

durch launenhafte kaiserliche Ukase, Reskripte, Gesetze und Verordnungen in allen ihren Bewegungen gehemmt, und das Anerbieten des schlauen Agenten, sie auch ohne russischen Paß durch Deutschland zu führen oder von Libau aus nach New-York zu bringen, hatte daher etwas sehr Verlockendes.

Außerdem hatte der schlaue Agent das Gerücht zu verbreiten gewußt, daß er im geheimen davon verständigt worden sei, daß die polnischen Juden von einer neuen Gefahr bedroht würden. Die militärische Dienstzeit der Rekruten sollte auf fünfzehn Jahre ausgedehnt werden, und sie sollten ausschließlich in sibirische Garnisonen verschickt werden. Es hätte dieses neuen Schreckmittels kaum bedurft, um viele der armen Leute zur Auswanderung zu bestimmen.

„377 Stück," lautete das Antworttelegramm. In einem Briefe erwähnte er des andern großen Geschäftes, das er für die Gesellschaft abzuschließen im Begriffe sei.

„Beschränken Sie sich immer nur auf ‚Frachtgut'," schrieb die Gesellschaft zurück, denn man kann selbst in versiegelten Briefen nicht vorsichtig genug sein. „Je mehr, desto besser."

Frachtgut? Dies Wort war bezeichnend genug. Gaben nicht selbst Regierungsberichte zu, daß an einzelnen Plätzen diese Ausbeuter der Muschiks wie Heringe in den Tonnen in den elendesten Lokalen aufeinander lagen; daß sie nachts eng aneinander gedrückt in wahren Schweineställen schliefen, die bei Tage zu Talg- oder Lederfabrikation benutzt würden?

Als „Stückgut" eingeschifft zu werden, war daher etwas ganz Natürliches [1]. Dennoch waren all diese „Stück"

[1] Ich halte es für meine Pflicht, demgegenüber festzustellen, daß, soweit deutsche Gesellschaften in Betracht kommen, eher das Gegenteil der Fall ist! Zangwill ist nicht nur Jude, sondern auch Engländer, sehr viel mehr, als er selbst glaubt! Augenscheinlich hat er die deutschen Reedereien im Auge, denen er einen Hieb versetzen will. Wie aber ist die Behandlung der russisch-jüdischen Auswanderer auf deutschen Schiffen in Wirklichkeit? Ich

menschliche Wesen, von denen jedes seine eigene Geschichte hatte; es ist eine dieser Geschichten, die ich hier erzählen will.

II.

Nirgendwo wurde die Armut in Polen bitterer empfunden als in der Weberkolonie, in der Srul sich mit seiner Biela verlobte. Die Mitgift, die bei den Heiraten junger Israeliten sonst eine so bedeutende Rolle spielte, kam hier nicht in Betracht. Biela hatte freilich bis jetzt auch nur wenig Aussicht darauf, bald in den Ehestand zu treten, aber dafür konnte sie sich wenigstens damit trösten, daß sie wirklich aus reiner Liebe begehrt wurde. Selbst der Anziehungspunkt des „Kest“[1] fiel in Bielas Falle fort, aus dem einfachen Grunde, weil Biela keine Eltern mehr hatte; diese hatten in dem harten Kampfe um den Lebensunterhalt einen frühen Tod gefunden. Als Heiratsgut und als „Kest“ konnte Biela ihrem Verlobten nichts andres darbringen als ihre dunkle Schönheit, und vielleicht war selbst diese nicht

hatte oft Gelegenheit, mich davon auf Dampfern der Hamburg-Amerika-Linie zu unterrichten. Sie werden mit einem geradezu beispiellosen Entgegenkommen behandelt, in einer Weise verpflegt, wie sie solche nie vorher in ihrem Leben gekannt haben. Für die jüdischen Zwischendecker befindet sich ein eigener Koch an Bord; sie haben eine eigene Küche, in der ihre Speisen rituell bereitet werden. Das Fleisch und alle anderen Nahrungsmittel werden durch den Hamburger Oberrabiner geweiht; alle Geschirre sind rituell gereinigt. Jeden Abend übernimmt ein von den jüdischen Zwischendeckern selbst gewählter Vertrauensmann die Schlüssel der Küche, um jeden Mißbrauch mit dem Geschirr zu verhüten u. s. w. Für die Zwischendecker keiner anderen Nation werden von den deutschen Dampferlinien so viele besondere Vorkehrungen getroffen wie für die russischen Juden! Der Übersetzer.

[1] „Kest“ ist das öfter in jüdischen Familien getroffene Übereinkommen, nach dem junge Eheleute, wenn das Einkommen des Ehemannes noch nicht zur Führung eines selbständigen Haushaltes langt, von den Schwiegereltern aufgenommen und unterhalten werden. —

einmal eine ungewöhnliche. Man sah übrigens Biela selten anders als in Begleitung ihrer Quasimutter, ihrer sehr viel älteren Schwester Miriam, die wie Labans mit wenig körperlicher Schönheit ausgestattete Tochter kranke Augen und dabei ein pockennarbiges Gesicht hatte, das sie früh zu einem „alten Mädchen" gestempelt hatte. Die immer entzündeten Augenlider waren das einzige Erbteil, das der Vater Miriam hinterlassen hatte.

Sruls Eltern lebten zwar noch beide, aber sie konnten dem jungen Paare nicht dazu verhelfen, unter den Hochzeitsbaldachin zu treten. Sruls Vater war blind — vielleicht ein weiterer Beweis dafür, daß die lokalen Zustände der Gesundheit und besonders den Augen höchst gefährlich waren. Srul, der bisher nur für die Synagoge bestimmte künstlerische Gebettücher gewebt hatte, hatte erst in der letzten Zeit angefangen, Tuch zu weben, obgleich dem Himmel zweifellos die Gemaragewebe[1], die er hergestellt, wohlgefallen hatten. Der alte Weber hatte — in mehr als einer Beziehung, ehe ihn das Unglück traf, sein Augenlicht zu verlieren, und ehe die großen Fabriken aufgetan wurden, bessere Tage gesehen — Tage, in denen der unabhängige Handwerker vom frühen Morgen bis zum späten Abend vor seinem Webstuhle saß und sogar seine Mahlzeiten, um keine Zeit zu verlieren, davor einnahm; Tage, wo das Stück „Tuch" manche Elle kürzer war, als es jetzt verlangt wurde. „Aber," so sagte er mit grimmigem Humor, „dafür, daß es jetzt so viel länger sein muß, wird es auch so viel schlechter bezahlt."

Es war dieser Humor, der ihm Kraft verlieh, der unfreiwilligen Arbeitslosigkeit zu trotzen, die durch die immer

[1] Gemara = Talmud; Gemaragewebe sind Tücher, in denen Sprüche eingewebt sind, und die in der Synagoge verwendet werden.

mehr zunehmenden Fabriken den Handwebern auferlegt wurde. „Nun ist das Sprichwort erfüllt,“ rief er seinem sauer dreinblickenden Weibe zu, „jetzt haben wir zweimal Sabbath in der Woche.“ Ach, als der Winter herannahte und die Tage dunkler und kälter wurden, bestand bald die ganze Woche aus Feiertagen. Die Webstühle standen still, in der ganzen Kolonie drehte sich keine Spule mehr. So etwas war noch niemals dagewesen. Die Fabriken hatten allmählich die ganze Kundschaft an sich gerissen. Einige saßen und harrten in stummer Verzweiflung des rohen Garnes, obwohl sie wußten, daß es in dieser Jahreszeit nicht kommen würde; andre verließen die Vorstadt, in der die Weberkolonie seit undenklicher Zeit gehaust hatte, und suchten eine Zufluchtsstätte in der Stadt, möglichst nahe bei den Fabriken. Aber keiner wollte in die Fabriken eintreten, obwohl diese bereit waren, sie alle aufzunehmen, und nur eine Bedingung daran knüpften.

Ach, das war die Ironie des Schicksals! Diese eine geforderte Bedingung war eine solche, daß die armen Weber sie nicht annehmen konnten. Es stand ihnen frei, dem Elend ein Ende zu machen und in den Fabriken Beschäftigung zu finden, wenn sie ihren Sabbath schänden und zum Arbeitstage machen wollten. Ja, ihr Arbeitstag würde dann sogar kürzer sein und besseren Lohn einbringen. Das Schlimmste von allem aber war, daß die Besitzer der Fabriken meistens selbst Juden waren, reich gewordene arrogante und dem Glauben ihrer Väter untreu gewordene Emporkömmlinge.

Selbst der alte, blinde Mann verlor seine Seelenruhe, als er erfuhr, daß die jüngeren Weber ernstlich daran dachten, nachzugeben. Der seit Jahren angesammelte Sprengstoff, der erzeugt war durch das Lesen unjüdischer Bücher, die in jüdischer Lesart heimlich eingeschmuggelt waren, kam nun zum Ausbruche. Die Gottlosigkeit einiger

aus dieser jüngeren Generation war so groß, daß sie den Kaftan ablegten und die Spitzen ihres Bartes abschnitten!

„Aber du, mein Augapfel," sagte der alte Mann zu Srul, „du würdest doch lieber sterben, ehe du den Sabbath entweihtest?"

„Vater," zitierte der Jüngling, dem bei dem bloßen Gedanken daran schauderte, „ich bin jung gewesen und alt geworden, aber ich habe noch nicht gesehen, daß der Gerechte verlassen worden, oder daß sein Same um Brot hätte betteln müssen."

„Mein Sohn! O, du bist ein würdiger Abkömmling der Patriarchen!" Der alte Mann umarmte seinen Sohn und küßte die frommen Wangen, an deren Seiten die langen Ohrlocken herabhingen.

„Aber wenn Biela dich nun in Versuchung führen sollte und du die Gelegenheit haben könntest zu heiraten," warf die Mutter ein, die sich im stillen heiß danach sehnte, Enkel zu bekommen.

„Nicht wenn man mir Äpfel von Gold böte, Mutter, würde ich in den Dienst dieser abtrünnigen Schlangen treten."

„Aber Biela ist schön, und du kommst in die Jahre," murmelte die Mutter.

„Miriam würde Biela keinem Sabbathschänder geben," sagte der alte Mann in zuversichtlichem Tone.

„Ja — — aber ich glaube, sie würde sie gern einem Manne geben, der ein ehrliches Auskommen hätte," meinte die Mutter hartnäckig. „Vergiß auch nicht, daß Biela bereits 15 Jahre alt und nur ein Jahr jünger ist, wie Srul."

Aber Miriam hielt fest an dem Gelübde, das sie in bezug auf Biela getan, obgleich die Familie des jungen Mannes tiefer und tiefer sank und zuletzt gezwungen war,

ihre kleine, in der Vorstadt gelegene hölzerne Hütte mit dem großen Hofe zu verlassen und in der Ecke eines großen Stadtkellers Zuflucht zu nehmen, der, als die Weichsel überflutete, sich mit Wasser füllte.

Auch Srul hielt treu an dem, was er gelobt, und schändete den Sabbath nicht, obwohl seines Vaters Herz nicht mehr darüber brechen konnte, weil er gestorben war. Bis zuletzt hatte der Alte seinen guten Mut bewahrt und war der fröhlichste der Bewohner des feuchten Kellers gewesen, vielleicht weil ihm der Anblick der Mitbewohner dieser Höhle erspart blieb. Er nannte den Keller „Arba Kanfös", nach dem viereckigen, mit Fransen besetzten Brustlappen, den er trug; manchmal sagte er, daß dies die vier Ecken wären, von denen aus nach dem Worte der Propheten Gott das zerstreute Israel sammeln würde.

III.

Es gehörte unter diesen Umständen also kaum eine große Schlauheit dazu, um Auswanderer anzuwerben.

„Stücke" konnte man haben, soviel man nur wollte. Schade, daß es keine Goldstücke waren. Viele der armen Weber, die gerne mitgegangen wären, waren außerstande, das Fahrgeld zu erschwingen, geschweige denn die von dem Agenten verlangte Entschädigung dafür, daß er sie ohne Paß durchschmuggelte.

„Wenn ich nur ein paar hundert Rubel hätte," klagte Srul Miriam vor, „dann könnte ich jetzt in ein Land kommen, wo ich Arbeit genug fände, ohne den Sabbath entheiligen zu müssen, in ein Land, in das Biela mir nachfolgen würde, sobald ich nur etwas festen Fuß gefaßt."

Miriam hatte einen Haushalt von drei Personen zu erhalten, denn außer Biela war noch eine jüngere Schwester, Tsirrélé, die erst neun Jahre alt war und natürlich noch nichts

verdienen konnte, aber dafür bei den Mahlzeiten sich am allertüchtigsten beteiligte. Miriam war in Akkordarbeit bei einer christlichen Regenschirmfabrik beschäftigt, in welcher infolge einer vernünftigen russischen Verfügung es ihr gestattet war, auch Sonntags zu arbeiten, obgleich die Christen das nicht durften. Sie arbeitete die ganze Woche über hart und in einer wahrhaft erstickenden Atmosphäre und verdiente jede Woche 3 Rubel und einige Kopeken. Wenn man sich nun einzurichten versteht und fast ausschließlich von schwarzem Kaffee und Brot lebt, so kann man bei einer solchen regelmäßigen Einnahme im Laufe der Jahre wirklich etwas ersparen, selbst wenn man drei Mäuler zu stopfen hat.

Miriam war also im Besitze der Summe, deren Srul bedurfte — sie hatte einen Notpfennig zurückgelegt für den Fall, daß sie einmal außerstande sein sollte, Regenschirme zu machen. Allmählich war die kleine Summe herangewachsen, und Miriam hatte sich längst mit dem Gedanken vertraut gemacht, daß sie vielleicht einmal dazu dienen könne, Srul in irgendeiner Weise zu helfen und dadurch Bielas und sein Glück zu begründen. Dieser Gedanke hatte großen Reiz für sie. Dennoch regte die Vorstellung, die Ersparnisse langer Jahre nur für Sruls Reise nach Amerika hinzugeben, sie mächtig auf.

„Wir könnten", meinte sie schüchtern, „das nötige Geld vielleicht zusammenbringen, aber —." Sie schüttelte den Kopf, das russische Sprichwort kam ihr über die Lippen: „Ehe die Sonne aufgeht, kann der Tau dich zerstört haben."

Srul wiederholte ihr eifrig alles, was der Agent ihm gesagt hatte, und Miriam sah schon ihre geliebte Biela mit der bräutlichen Krone im gelobten Lande unter dem Hochzeitsbaldachin stehen.

„Aber was würde aus deiner Mutter werden?" frug ihn Miriam.

Sruls Luftschloß verwehte. Er hatte in dem Augenblick ganz vergessen, daß er eine Mutter hatte.

„Nun, sie könnte doch auch mit hinüberkommen und bei uns leben," sagte Miriam in beruhigendem Tone, da sie sein bestürztes Aussehen bemerkte.

„Ach, nein. Das würde doch eine zu große Last sein. Außerdem ist ja auch noch Tsirrélé da, die schon heranwächst."

„Tsirrélé ißt jetzt gerade so viel, wie sie in zehn Jahren tun wird," sagte Miriam lächelnd, als sie zärtlich ihres schönen, kleinen Lieblings und seiner tollen Einfälle und Launen gedachte.

„Meine Mutter ißt nur sehr wenig," sagte Srul schwankend.

So kam es, daß Srul als „Frachtgut" in das Zwischendeck gepackt und in das „Gelobte Land" geführt wurde.

IV.

Für die vier zurückgebliebenen Frauen — den seltsamen Überbleibseln zweier Familien, die sich nun vereinen wollten, um eine neue Familie zu gründen — bildeten die von Srul einlaufenden Briefe das Hauptinteresse ihres Lebens. Das Leben in der kleinen, drei Räume enthaltenden hölzernen Hütte spielte sich in einfachster, regelmäßiger Weise ab. Miriam ging alle Tage von Morgen bis Abend, um in der tropisch heißen Luft der Fabrik unermüdlich zu arbeiten. Biela besorgte alle Hausarbeit und träumte von dem fernen Geliebten. Die kleine Tsirrélé kletterte überall umher wie ein Eichhörnchen, lachte, schwatzte und sang, während Sruls Mutter im Lehnstuhle dahindämmerte, alles kritisierte und sich nach dem fernen Sohne und den noch ungeborenen Enkeln sehnte. Als Sruls erster Brief aus dem „Gelobten Lande" mit der aufregenden, fremd aussehenden Freimarke

ankam, hatten die vier Menschen sich schon so miteinander eingelebt, als ob sie immer zusammen gewesen wären.

„Ich bin, Gott sei Dank, glücklich durchgekommen," schrieb Srul. „Als ich nämlich in New-York ankam, hatte ich nur noch 51 Rubel in meiner Tasche. Wie es scheint, sind diese reichen Amerikaner so ängstlich, von Armen aus aller Welt überlaufen zu werden, daß sie niemand in ihr Land hineinlassen wollen, der nicht nachweisen kann, daß er wenigstens 50 Dollars in der Tasche hat, oder der sonst den Nachweis bringt, daß er sichere Aussicht auf Erwerb hat. Ein Dollar, meine gute Biela, ist aber nun ein gut Teil mehr wie ein Rubel. Gelobt sei der ewige Gott, daß ich gerade am Tage vor unsrer Ankunft noch von dieser Vorschrift erfuhr und mir die Differenz von einem Mitpassagier leihen konnte, so daß ich das verlangte Geld bei der Ausschiffung vorweisen konnte. Natürlich mußte ich, sobald ich durchgekommen war, das geliehene Geld und außerdem fünf Rubel zurückzahlen, so daß ich nur noch 46 Rubel in der Tasche hatte, als ich das Land der Freiheit betrat. Aber denke nur, wie glücklich sich das gefügt hat, liebste Biela! Denke nur, wenn man mich zurückgewiesen hätte, wäre alles Geld verloren gewesen. Der Dolmetscher frug mich auch: ‚Haben Sie hier eine bestimmte Arbeit in Aussicht?' ‚Ich wollte, ich hätte das,' antwortete ich. Das Wort war kaum meinen Lippen entflohen, als mir das Blut vor Angst zu erstarren schien; denn ich fürchtete, als ein armer Arbeitsloser dennoch zurückgewiesen zu werden. Aber ganz im Gegenteile; es war nur eine Falle, eine Schlinge des Vogelstellers. Der arme Caminski ist darauf hereingefallen. Ihr erinnert Euch seiner doch? Ich meine den rothaarigen Weber, der seinen Webstuhl an Maggids Schwager verkaufte, um das Reisegeld zu bekommen. Er sagte, daß er eine Stellung in einer Handschuh-

fabrik habe. Wie Ihr ja wißt, haben einige polnische Juden im Norden der Stadt viele Handschuhfabriken eingerichtet, und daher dachte der arme Kerl, daß dies ganz plausibel klingen würde. Aber nun muß der arme Caminski zu Euch zurückkehren, wenn er es nicht vorzieht, von Libau aus zum zweiten Male hierherzufahren und dann die Wahrheit zu sagen. Als ich ihn verließ, saß er heulend in einem hölzernen Schuppen und erklärte mir, daß er lieber sterben wolle, als zu seinen Freunden in Europa zurückzukehren, um sich von diesen verhöhnen zu lassen, daß er nicht gut genug für Amerika sei. Er begriff nicht, daß Kontraktarbeiter nicht eingelassen werden. Sie nennen das Schutz der Arbeit!

Ich aber danke Gott, daß mein Vater — Friede seiner Asche — mich gelehrt hat, die Wahrheit zu reden, wie das Gesetz es uns befiehlt. Wahrlich, das Wort des Talmuds erfüllte sich am Landungsplatze. ‚Die Lüge kann nicht bestehen, aber die Wahrheit währet ewiglich.‘ Mit Gottes Hilfe werde ich nun hoffentlich mein Leben hier verbringen, denn wirklich, dies ist ein Land, in dem Milch und Honig fließt. Ich habe es beinahe vergessen, meiner Taube zu erzählen, daß die Überfahrtszeit so hart und bitter für uns war, wie einst die Knechtschaft der Kinder Israels in Ägypten; nicht wegen des Meeres, denn unsre Reise ging ebenso gefahrlos vorüber wie einst der Durchgang unsrer Vorväter durch das Rote Meer; nein, nur weil die Aufseher hart und grausam mit uns verfuhren, nicht, wie man uns doch fest versprochen hatte, dafür sorgten, daß wir koscheres Fleisch erhielten! Auch Butter und Fleischgerichte mischten sie durcheinander und unsre Klagen darüber verhöhnten sie. Ich und viele mit mir lebten fast nur von trockenem Brote, ja, wir konnten manchmal sogar kein heißes Wasser bekommen, um uns Kaffee zu machen. Wenn

meine Biela über das große Wasser kommt — Gott gebe, daß es bald geschehe —, dann muß sie sich von Hause gesalzenes Fleisch mitnehmen."

— Im Anfang glaubte Srul wirklich, daß Biela das Fleisch bald einpacken müsse; ja, er meinte, Miriam hätte es schon einpökeln sollen. Obwohl er seine Laufbahn mit dem bescheidenen Berufe eines umherwandernden Hausierers begann, so ließ er doch den Mut nicht sinken. „Es ist ein großes, ein freies Land," so schrieb er auf einem mit Sternen und Streifen geschmückten Briefbogen, auf dessen Kuvert ein Adler abgebildet war. „Hier werden keine besonderen Steuern von den Juden erhoben, man hat die Erlaubnis zu reisen, wohin man will, unsere Kinder werden frei in den Schulen erzogen, man braucht nicht bei jedem Schritte Paß und Legitimationspapiere vorzuzeigen, und, was die Hauptsache ist, man wird nicht zum Militär herangezogen, wenn man es nicht selbst will. Es ist daher kein Wunder, daß man Amerika Gottes Land nennt. Und mit Biela ist es der Himmel!" — Briefe wie dieser brachten Freude und Licht in die enge Hütte und hellen Sonnenschein in die Herzen ihrer Bewohner. Trotz der Plage und der harten Arbeit der Wochentage fanden der Sabbath und die Festtage den kleinen Haushalt stets in heiterer Stimmung. Die Aussicht, daß Srul und Biela bald unter den Traubaldachin treten würden, erfüllte alle vier mit Hoffnung und Freude und ließ ihnen das Leben lebenswert erscheinen, obwohl es oft genug ein harter Kampf war. Aber es ging doch nicht ganz so rasch, wie Srul wohl anfangs geglaubt hatte, und beinahe drei Jahre gingen darüber hin, ehe Srul so weit war, daß er daran denken konnte, einen kleinen Laden zu übernehmen. Der geschickte Weber hatte keine Gelegenheit gefunden, seine Kunst zu üben; der Kaufmann, der in jedem Israeliten steckt, mußte

erst in ihm erwachen und zur Entwicklung kommen. Dies war endlich geschehen. „Wenn ich nur volle 500 Dollars zusammenbringen könnte," schrieb er an Miriam, „denn mehr brauchte ich nicht als Anlagekapital auf ein Damenmagazin anzuzahlen, das zu übernehmen sich mir gute Gelegenheit bietet. Es liegt nahe am Broadway, gerade da, wo man zu einer Treppe der Hochbahn hinaufgeht. Wie schade ist es, daß ich nur 435 Dollars habe. Und ich würde nur 500 Dollars anzuzahlen haben! Die andern 500 könnten stehen bleiben und mit 5 % verzinst werden. Wenn ich erst Inhaber des Geschäftes wäre, dann würde ich allmählich einige der darüberliegenden Zimmer zu bekommen suchen, ein Hinterzimmer könnte ich gleich bekommen, und darin würde ich schlafen. Sobald ich dann die Sache ordentlich in Gang gebracht und regelmäßigen Gewinn erzielte, würde ich das Reisegeld für Biela und meine Mutter schicken, und ‚meine Frau' könnte mir helfen die Kunden hinter dem Ladentische zu bedienen."

Um den Hochzeitstag schneller herbeizuführen, sandte Miriam ihm 35 Rubel, und langsam wurde Srul wirklich Ladeninhaber. Zur Freude und zum Trost der Seinen, zum Neide der Nachbarn schickte er alsbald eine Photographie des Magazins. Die Photographie65 Sruls, die etwa 18 Monate früher gekommen war, eignete sich nicht dazu, gezeigt zu werden, denn statt der spitzen Mütze und dem Kaftan trug er einen steifen Hut und einen Jackettanzug. Wenn nicht die Ohrlocken gewesen wären, hätte man ihn, dem Bilde nach, sehr wohl für einen Fabrikbesitzer halten können. Um auch Srul eine Freude zu machen, ließ sich dann die ganze Familie auf einem Bilde für ihn photographieren. Miriam hatte den Arm um Bielas Taille geschlungen, und Tsirrélé saß auf dem Schoße von Sruls Mutter.

V.

Aber es lag noch ein langer und ermüdender Kampf vor dem jungen Prinzipale. Zwei lange Jahre — die abwechselnd bald gute Geschäfte, bald große Verluste und üble Erfahrungen brachten — schleppten sich dahin, ehe Srul im Ernste daran denken konnte, nun sein Biela gegebenes Wort zu halten. Selbst das dritte Jahr war beinahe halb vorüber, ehe Srul wirklich so weit war, das Reisegeld für Biela schicken zu können. Er sandte ihr gleichzeitig ein hübsches Mieder aus seinem Magazin zum Geschenk. Aber Biela war viel zu schüchtern, um die Reise ohne Sruls Mutter zu wagen, und Srul wagte es nicht, so viel Geld aus dem Geschäfte zu ziehen und auch ihr das Reisegeld zu schicken. Miriam erbot sich allerdings, es vorzustrecken, aber Biela wies dies Anerbieten energisch zurück, weil ihr eine neue Hoffnung leuchtete. Warum sollte sie sich überhaupt von ihrer Familie trennen? Da ihre Heirat nun schon 5½ Jahre lang aufgeschoben war, würden ein paar Monate mehr auch keinen großen Unterschied machen. Miriam sollte das sauer ersparte Geld für ihre und Tsirrélés Überfahrt und für die erste Zeit ihres Aufenthalts in der Neuen Welt aufheben.

„Es regnet schließlich auch in Amerika, und auch dort gibt es Regenschirmfabriken," behauptete sie. „Du wirst dort ganz sicher doppelt so viel verdienen wie hier. Denke an Srul!"

Bielas armes Herz wurde von einer neuen schweren Sorge bedrückt, die sie jedoch Miriam nicht zu offenbaren wagte. Miriams Augen waren schlimmer geworden; vielleicht wirkte die heiße Temperatur der Fabrik schädlich auf sie ein. Sie hatte außerdem auch wohl zu viele eng gedruckte jüdische Bücher und Zeitungen bei dem schlechten

Lichte einer Talgkerze gelesen. Wie sollte es werden, wenn sie am Ende ganz erblindete? Sollte, durfte Biela mit Srul glücklich sein, während Miriam und Tsirrélé vielleicht vor Mangel und Entbehrung starben? Nein, sie mußten alle zusammen bleiben, sie hing mit zärtlichster, dankbarster Liebe an ihrer Schwester.

Der guten Miriam erschien die Aussicht, Zeugin des Glückes ihrer Schwester zu sein, so verlockend, daß sie alles andre darüber vergaß und sich nur zu gern vorsprechen ließ, daß sie in New-York gleich lohnende Arbeit finden würde. Denn ihre Ersparnisse würden, wenn erst die Reise für sie und Tsirrélé davon bezahlt worden, nicht mehr lange aushalten, und sie zitterte vor dem Gedanken, eventuell Sruls Hilfe in Anspruch nehmen zu müssen, eines Mannes, der dann für seine Frau und hoffentlich bald auch für Kinder und außerdem für seine alte Mutter zu sorgen hatte. Nein, nein, es war doch zu riskiert, sie mußte an Tsirrélés Zukunft denken.

Ihr zunehmendes Augenleiden bestimmte sie jedoch, den Vorschlag Bielas in reifliche Überlegung zu ziehen, obwohl es aus einem andern Grunde geschah, als Biela annahm. Miriam selbst fürchtete nichts so sehr, als wirklich zu erblinden, obgleich sie niemals jemand auch nur eine Andeutung von der sie quälenden Angst gemacht hatte. Sie wußte nun aus ihren jüddischen Zeitungen, daß in Königsberg ein sehr berühmter Augenarzt wohnte, der die wunderbarsten Kuren vollbracht hatte. Natürlich konnte sie unter gewöhnlichen Verhältnissen nicht an eine Reise nach Deutschland denken; wenn man aber nach Amerika ging, konnte man den Weg über Königsberg nehmen und den berühmten Arzt konsultieren. Das wäre ja in gewisser Beziehung eine Ersparnis gewesen, und das leuchtete Miriam sehr ein. So geschah es, daß vier Monate später die Möbel der blau-

getünchten Hütte verkauft wurden und das Quartett seine Reise nach Amerika über Deutschland antrat. Den Abschied von der Heimat nahmen die Frauen auf dem Friedhofe unter den alten mit hebräischen Inschriften bedeckten Grabsteinen. Miriam und Biela riefen in leidenschaftlichem Gebet die Geister der verstorbenen Eltern an und baten sie, über ihren Kindern zu wachen. Die alte Frau kritzelte Sruls und Bielas verschlungene Namenszüge auf den flachen Grabstein eines heiligen Gelehrten. „Trage du ihre Namen zu dem Allerhöchsten,“ flehte sie, „und bitte ihn, sie unter seinen Schutz zu nehmen um deiner Gerechtigkeit willen.“

Mehr tot als lebendig kamen die vier „Frachtstücke“ mit ihren Bündeln in Hamburg an. In harten, schmutzigen, hölzernen Wagen, in die man sie wirklich wie Frachtgut verpackt hatte, waren sie Tag und Nacht durch gefahren. Man hatte sie überall und unausgesetzt nach ihren Pässen, ihren Billetts, ihrem Reiseziele gefragt; man hatte ihren Gesundheitszustand untersucht, war überall in rücksichtslosester Weise mit ihnen verfahren. Dazu kam dann noch die Erregung der langen Fahrt, die fremden Orte und Gesichter — es war kein Wunder, daß sie alle in ganz verstörtem und verschüchtertem Zustande waren. Nur zwei Dinge hielten ihren Mut aufrecht, der Gedanke an Srul, der sie in hochzeitlichem Gewande jenseits des großen Wassers erwartete, und die freundlichen, beruhigenden Worte des berühmten Augenarztes, der in Königsberg Miriams Augen sorgfältig untersucht hatte. Es bestand wirklich keine ernste Gefahr. Selbst die entzündeten Augenlider — die ererbt und daher unheilbar waren — würden bei sorgsamer Pflege besser werden. Ihr Augenleiden war weder ansteckend noch gefährlich. Wie kleine Leute sind, bat Miriam den Arzt um ein Rezept. „Die Seereise und die Ruhe werden besser für Sie sein als alle Rezepte, die ich Ihnen verschreiben

könnte. Aber lesen Sie nicht so viel!" Nicht einen Groschen durfte Miriam dem berühmten Spezialisten zahlen. Es war zum ersten Male in ihrem harten Leben, daß jemand etwas für sie getan hatte, ohne sich dafür bezahlen zu lassen, und die Güte des deutschen Arztes rührte sie so sehr, daß sie die heißen Dankestränen nicht unterdrücken konnte, obwohl Weinen sehr schädlich für ihre entzündeten Augenlider war. Das jüdische Komitee in Hamburg nahm sich dann auch der hilflosen Frauen an, ebnete den armen Auswanderern den Weg und half ihnen über die ersten Schwierigkeiten weg. Aber das Schiff, auf dem sie die Überfahrt machten, war überfüllt, und sie wurden darin buchstäblich wie Stückgüter übereinandergepackt. Nachts mußten sie und einige andere Frauen in Hängematten klettern, die direkt über den Eßtischen befestigt wurden, und sie mußten daher schon ganz früh aufstehen, damit vor dem Frühstück alles aufgeräumt werden konnte. Der heiße, ölige Geruch der Kochmaschinen drang durch die knarrende Tür. Tsirrélé war die einzige von den vieren, die nicht seekrank wurde; aber das Kind war zu sehr daran gewöhnt, verzogen und gepflegt zu werden, um ihrerseits pflegen und verziehen zu können; sie verbrachte ganze Stunden damit, dem Zwischendecke zu entschlüpfen und von irgendeinem versteckten Winkelchen aus in die feenhaft schönen Salons zu blicken, in denen die Mahlzeiten durch Hornsignale statt durch das Läuten der Glocke angekündigt wurden, und in denen schön gekleidete, vornehme Leute die köstlichsten Gerichte verspeisten, wie sie die Engel des Himmels nicht feiner haben konnten. Durch eine gewaltige Anstrengung ihres kräftigen Willens gelang es Miriam, Herrin über die Seekrankheit zu werden, aber die alte Frau und Biela litten von der ersten bis zur letzten Stunde schwer darunter. Zum Glück ging nur an einem Tage die See so hoch, daß die Luken geschlossen bleiben

mußten. Im ganzen aber war die Überfahrt eine sehr gute; das große Schiff schob die Wogen verächtlich zur Seite. Dann aber kam der herrliche Tag, an dem zum Entzücken aller Mitreisenden wirklich New-York erreicht wurde. Ein Schlepper und ein Boot, in dem die Beamten der Sicherheitsbehörde an Bord gebracht wurden, kamen ihnen entgegen. Die große Statue der Freiheit auf Bedloes-Eiland hielt ihre Fackel hoch, um den Pfad der Ankömmlinge zu erhellen. Und dort — dort auf der Werft, da harrte Srul ihrer, der liebe, alte Srul! O Gottes Segen über ihn! Freilich sein Haar war glatt gekämmt, und die langen Hängelocken abrasiert. Aber dennoch! Er ist es! Dem Himmel sei Dank! Seht nur, wie er uns zuwinkt! Aber ach! Wir müssen uns damit begnügen, ihm zuzuwinken; denn hier wird nur den vornehmen Herrschaften aus den vergoldeten Salons zu landen erlaubt. Die „Frachtstücke" werden erst später abteilungsweise in kleinere Schiffe verpackt und in Ellis-Eiland, das etwas weiter wie Bedloes liegt, an Land gebracht, um sich dort auszuweisen und abzuwarten, ob ihnen der Eintritt in das Land gestattet wird.

VI.

In Ellis-Eiland nun passierte etwas Schreckliches und ganz Unvorhergesehenes — ein vollständiger Schiffbruch angesichts des Hafens.

Als die „Frachtstücke" langsam durch die gefängnisartigen, engen Gänge in den großen, kahlen Saal defilierten und wie Vieh an den Häfen von dem dazu angestellten Ärzte inspiziert wurden, fiel es dem Doktor plötzlich ein, daß Miriams Augenleiden ein ansteckendes sein könne. „Körnige Augenlider — ansteckend", lautete das von ihm gegebene Zeugnis. Und diese Diagnose war das flammende

Schwert, das der armen Miriam den Eintritt in das gelobte Land verwehrte.

„Aber es ist wirklich nicht ansteckend," protestierte sie in ihrem besten Deutsch, „es liegt nur bei uns in der Familie."

„Das sehe ich," erwiderte trocken Amerikas Schutzengel, der nun mißtrauisch die Augen der sich ängstlich an Miriam klammernden Schwester untersuchte. Es war nicht schwer, auch bei Biela, die durch die lange andauernde Seekrankheit und Schlaflosigkeit blaß und überwacht aussah, zu konstatieren, daß ein roter Schimmer auf den Augenlidern sichtbar sei; er stellte ihr dieselbe fatale Diagnose aus, und wie Miriam wurde ihr die Aufnahme in Amerika verweigert; sie wurden mit den andern Zurückgewiesenen auf dem Dock zurückgehalten. Die rosenwangige frische Tsirrélé sowie Sruls alte Mutter ließ man ohne Bedenken durch, und selbst der gefürchtete, vor einem Pulte stehende Beamte, der alle möglichen kniffligen Fragen stellte, glaubte ihnen, als sie an Eidesstatt erklärten, daß Srul für ihren Unterhalt sorgen würde. Man benachrichtigte auch Srul sofort, denn Tsirrélé war wirklich zu hübsch, um nur unter dem Schutze einer polnischen Greisin sicher vor Anfechtungen zu sein.

Als Miriam erst recht begriffen, daß weder sie noch Biela New-York betreten durften, geriet sie in maßlose Aufregung und protestierte leidenschaftlich.

„Meiner Schwester fehlt überhaupt nichts, gar nichts; sie hat niemals an den Augen gelitten! O gnädiger Herr! Haben Sie doch Erbarmen. Der Königsberger Arzt — Sie wissen, der große berühmte Augendoktor — hat mir auch versichert, daß es keine besondre Krankheit sei, durchaus nicht! Selbst aber wenn ich ein Augenleiden haben sollte, die Augen meiner Schwester sind stets frisch und sonnenklar gewesen. Sehen Sie doch nur noch einmal hinein, mein Herr," und sie zog Bielas Augenlider in die Höhe und küßte

ihre tränenfeuchten, verstört dreinsehenden Augen. „Sie ist herübergekommen, um zu heiraten, mein armes Lamm — ihr Bräutigam harrt ihrer am Landungsplatze. Schicken Sie mich in Gottes Namen zurück, gnädiger Herr; es wäre besser gewesen, ich wäre gar nicht mit herübergekommen. Aber um Gottes Barmherzigkeit willen, lassen Sie Biela durch, tun Sie es, bitte." Sie rang die Hände. Aber Szenen wie diese waren in diesen Räumen etwas ganz Gewöhnliches. „O Herr Doktor," sie küßte verzweifelnd den Rocksaum des Schiffsarztes, „verwenden Sie sich für uns, sprechen Sie ein Wort zu ihren Gunsten."

Der Schiffsarzt tat dies, schon seines eigenen Ansehens wegen. Er hatte den beiden Mädchen in Hamburg ein Gesundheitszeugnis ausgestellt, und die Dampfschiffahrt-Gesellschaft würde ihm nun Vorwürfe machen; denn sie hatte ja für die freie Rückfahrt der Schwestern zu sorgen und außerdem noch die Unkosten für den Aufenthalt in der Quarantäne zu zahlen. Er lachte über die Idee, daß die beiden Mädchen an einer ansteckenden Krankheit leiden sollten. Aber der amerikanische Arzt machte ein ernstes Gesicht und blieb unerbittlich.

Miriam wurde hysterisch. Es war zum ersten Male in ihrem Leben, daß sie vollständig die Herrschaft über sich verlor. „Ihre eigenen Augen sind krank," kreischte sie verzweifelnd, und ihr düsteres, pockennarbiges Antlitz verzerrte sich vor Aufregung. „Ihre Augen sind krank, wenn Sie nicht sehen können, daß meine Schwester nur darum rote Augen hat, weil sie geweint hat und weil sie die ganze Reise über seekrank gewesen ist. Aber sie hat kein ansteckendes Augenleiden — sie ist frisch und gesund wie ein Fisch im Wasser, und ihr Auge ist klar und hellsehend wie das eines Adlers." Man befahl ihr, ruhig zu sein, aber sie

rief zornig: „Die deutschen Ärzte verstehen etwas, aber die Amerikaner haben keine Bildung!"

„O nicht doch, Miriam," protestierte Biela und schlang die Arme um die vor Aufregung keuchende Schwester. „Was nützt es uns?" Aber Miriam ließ sich nicht einschüchtern; sie wußte es durchzusetzen, daß man ihr Zulaß zum Privatbureau der Vorsitzenden der Einwanderungskommission gewährte.

„Lassen Sie Biela herein, gute Herren; Sie können ja die andre zurückschicken. Tsirrélé kann ja dann mit mir nach Hause reisen. Es macht nichts, wenn die Kleine ausgewiesen wird!"

Die guten Herren waren wirklich sehr freundlich, aber Amerika mußte vor allen Dingen geschützt werden.

„Sie können, wenn Sie wollen, beide, die Junge und die Alte, wieder mitnehmen," sagte ihr der Dolmetscher. „Aber wir können nur diese beiden hereinlassen."

Miriam und Biela wurden zu den Verdammten zurückgetrieben. Die beiden andern standen ganz hilf- und ratlos da. Selbst Tsirrélé, das sonst so fröhliche Eichkätzchen, hatte den Mut verloren. Zum Glück erschien Srul sehr bald, aber er war ziemlich enttäuscht, anstatt Hochzeitsstimmung zu finden, mit Leichenbittermienen empfangen zu werden.

Ganz verstört suchte er die zurückgewiesene Braut und Miriam in ihrem Gefängnisse auf. Es ist nicht polnische Sitte, daß der Bräutigam in Gegenwart andrer die verlobte Braut küßt, aber Srul starrte Biela an, ohne ihr nur die Hand zu reichen, als ob der Ozean noch zwischen ihnen läge. War das die Erfüllung jahrelanger Träume!

„Mein armer Srul, wir müssen nach Hamburg zurück, um dort zu heiraten," sagte Biela endlich zaghaft.

„Was, ich sollte das Geschäft im Stiche lassen? Jetzt, wo ich endlich anfange, Seide zu spinnen! Ich habe nun

sicheren Grund und Boden gewonnen. Es gibt auf der ganzen Welt kein Land wie dieses."

Die Ratlosigkeit der andern bewirkte, daß Miriam sich faßte und wieder Herrin ihrer selbst wurde.

„Höre mich an, Srul," sagte sie eifrig. „Ich ganz allein bin schuld an all diesem Mißgeschick, weil ich so gern euer Glück teilen wollte. Ich hätte nicht mitkommen dürfen. Wenn wir nicht zusammen gewesen wären, würde niemand daran gedacht haben, an Bielas Augen Anstoß zu nehmen; keiner würde die leichte Röte ihrer Lider bemerkt haben, und etwas Schlimmeres hat sie niemals gehabt. Sie wird mit einem andern Schiffe zurückkehren, aber allein; sie weiß ja jetzt, wie sie sich auf der Reise zu benehmen hat. Nicht wahr, Biela, mein armes Lamm. Ich werde dich an Bord bringen und Srul wird dich hier in Empfang nehmen, sobald du den Arzt passiert hast; er wird dich ganz gewiß nicht wieder erkennen. Freilich wird das sehr viel Geld kosten, ach, aber seht, ich finde in Hamburg ganz gewiß Arbeit; denn die Juden dort haben goldene Herzen. Nun, was meinst du dazu, Biela, mein Lamm?"

„Ja, ja, Miriam, du weißt immer guten Rat," sagte Biela und barg ihr tränenfeuchtes Antlitz an der Schwester Brust und küßte ihre pockennarbige Wange.

Srul gab sofort seine Einwilligung zu diesem Plane. Niemand dachte auch nur daran, daß Miriam dann ganz allein in der Alten Welt zurückbleiben würde. Das Problem, wie man die Braut in das Land führen konnte, beschäftigte alle so sehr, daß darüber alles andre vergessen wurde.

„Ja, ja", sagte Srul. „Die Mutter wird Tsirrélé unter ihren Schutz nehmen, und in weniger als drei Wochen wird Biela durchschlüpfen."

„Nein, drei Wochen ist eine zu kurze Zeit. Wir müssen etwas länger warten, bis der Doktor Biela vergessen hat."

„O, aber ich habe schon so lange gewartet,“ warf Srul ein.

Miriams Augen füllten sich mit Tränen der Teilnahme. „Ich hätte nicht so viel Lärm machen sollen. Dadurch hat sie sich in dem Gedächtnis des Arztes befestigt. Vergib mir, lieber Srul. Ich werde mein Bestes tun, um alles wieder in Ordnung zu bringen.“

Miriam und Biela wurden in ein Hospital geführt, wo man sie streng von der Welt getrennt hielt, bis das Schiff wieder nach Hamburg zurückfuhr. Man hatte sie, da Platz genug war, sehr anständig untergebracht, und die Frauen hatten nun Zeit genug, über ihre Lage nachzudenken. Biela begriff, daß, wenn der neue Plan zur Ausführung käme, Miriam ganz verlassen sein würde, und Miriam machte sich Skrupel darüber, was Tsirrélé ohne sie anfangen solle. Beide kamen darin überein, daß Tsirrélé mit zurückreisen müsse, bis ihnen einfiel, daß für diese die Rückfahrt bezahlt werden müsse, da sie nicht ausgewiesen worden war. Und jede Kopeke war jetzt kostbar. „Laß das Kind ruhig hier bleiben, bis ich zurückkehre,“ sagte Biela, „dann schicke ich es dir.“

„Ja, ich glaube, es ist am besten, sie vorläufig ruhig hier zu lassen. Vielleicht gelingt es mir doch noch, wieder mit euch vereint zu werden. Ich will nach Königsberg; der große Arzt dort wird mir gewiß bescheinigen, daß mein Augenleiden nicht ansteckend ist.“

Im allerschlimmsten Falle — wenn man auch Biela allein den Einlaß verweigern sollte — mußte Srul das Geschäft verkaufen und in die Alte Welt zurückkehren. Das würde freilich die Hochzeit wieder verzögern. Aber man hatte nun schon so lange gewartet. „Wir wollen wieder Mut fassen und Gott für seine Gnade danken. Wir hätten ja auch alle auf der Reise ertrinken können.“ — So war der fromme Entschluß der Schwestern.

Srul, seine Mutter und Tsirrélé kamen an Bord, um Abschied zu nehmen. Tsirrélé machte eine ganz entzückte Schilderung von den Wundern des Magazins und der Pracht der für die Braut hergerichteten Zimmer, und Srul brachte Biela und Miriam schöne Geschenke aus seinem Geschäfte; trotz alledem war es doch ein schrecklicher Gedanke, nun selbst zurückfahren zu müssen, ohne daß ihr Fuß den Boden des gelobten Landes betreten hatte. Als die Glocke das Zeichen gab, wie ein Grabgeläute, und Srul, seine Mutter und Tsirrélé das Schiff verlassen mußten und bald ihren Augen entschwanden, als das Dock mehr und mehr zurückwich und die Abschiedsgrüße verhallten, als die wehenden Taschentücher undeutlich wurden und man die Statue der Freiheit hinter sich gelassen, als die Wasserwüste sie wieder umgab, da hielt selbst Miriams Optimismus nicht mehr stand. Es fiel ihr kalt und schwer auf das Herz, und ein ahnungsvoller Schauder durchrieselte sie. Sie wandte sich ab, damit Biela ihre Tränen nicht sehen solle.

VII.

Ihre Verzweiflung dauerte jedoch nicht lange. Es lag nicht in Miriams Natur, zu verzweifeln. Ihre kühnsten Hoffnungen wurden jedoch übertroffen, als sie wieder in Hamburg landete und dem jüdischen Hilfskomitee dort ihre schwierige Lage vorstellte. Einer der Herren gab ihr einen Rat, der ihr wie ein Wink des Himmels, wie eine direkte Erhörung ihrer endlosen Gebete erschien. Ellis-Eiland war nicht die einzige Pforte, durch die man in das gelobte Land kam. Man konnte grade so gut über Kanada reisen, und dort nahm man es nicht so genau. Man fuhr dann von Montreal aus mit der Eisenbahn nach New-York ohne irgendwelche Belästigung. Natürlich, es kostete ja etwas mehr!

Die Kosten! Miriam würde freudig den letzten Rubel

geopfert haben, um Biela mit ihrem Bräutigam zu vereinen. Man durfte keinen Augenblick zögern. Ein für Kanada bestimmtes Schiff war zur Abfahrt bereit. Wie dumm von ihr, daß sie diesen Ausweg nicht selbst gefunden hatte. Das einzige, was man bedenken mußte, war Bielas große Schüchternheit! Woher sollte sie den Mut nehmen, allein durch das ihr ganz unbekannte Kanada zu reisen? Aber wenn man es dort nicht so genau nahm, würde man da nicht auch Miriam anstandslos durchlassen?

„Ja, aber meine Augen fallen wirklich auf; ich könnte dir wieder Schwierigkeiten bereiten!"

„So werden wir uns am Landungsplatze und an der Grenze voneinander trennen. Wir werden so tun, als ob wir gar nicht zueinander gehörten." Biela war es, die diesen Ausweg fand. Die kritischen Verhältnisse hatten ihren Verstand geschärft.

„Gut; im schlimmsten Falle ist nur das Reisegeld verloren," sagte Miriam, fest entschlossen, die Sache zu riskieren. Sie schrieb einen Brief an Srul, in dem sie ihm von dem neuen Plane in Kenntnis setzte, aber als sie ihn abschicken wollte, sagte Biela:

„Der arme Srul! Wenn es mir nun trotz all unsrer Mühe nicht gelingen sollte, durchzukommen?" Miriams Mut sank.

„Das ist wahr!" sagte sie überlegend, „dann würde er ganz gewiß es sich noch mehr zu Herzen nehmen als das erstemal."

„Wir wollen ihm vorher keine Hoffnung machen. Wenn es uns gelingt, durchzukommen, dann würden wir ja nur ein paar Tage später als unser Brief dort sein. Denke nur, wie freudig überrascht er dann sein würde."

„Du hast recht, Biela!" Miriams Antlitz glühte vor Freude, wenn sie an die bevorstehende Überraschung dachte.

Die Reise nach Kanada dauerte etwas länger als die nach den Vereinigten Staaten, auch fanden sie wenig Anschluß auf dem Schiffe. Es waren nur ein paar Juden und Frauen an Bord; die meisten Zwischendeckpassagiere waren Hirten, Bergleute und Werftarbeiter. Nach elf Tagen kam Land in Sicht und blieb für den Rest der Reise am Horizonte sichtbar. Endlich befanden sich die Schwestern auf einer der vielen Werften Montreals, wo man sie ganz unbehelligt passieren ließ. Sie hielten sich keine Minute länger als nötig in der fremden Stadt auf; am andern Morgen schon kamen sie betäubt und übermüdet, aber leichten Herzens in New-York an, wo ihnen ein polnischer Gepäckträger ihre Bündel in einen der großen elektrischen Straßenbahnwagen hob und sie zu Sruls Magazin führte.

Welch Entzücken, frei und unbeobachtet durch das chaotische Gedränge der großen Stadt zu fahren! Vor dem Laden — es war ein wundervolles Magazin, und in der ganzen Weberkolonie gab es kein so großartiges Geschäft — blieben die Schwestern einen Augenblick stehen, um sich zu sammeln und auf den großen Augenblick vorzubereiten. Dann schauten sie hinein. Ach, dort stand Srul hinter dem Ladentisch und erwartete seine Kunden!

Er ahnte nicht, was für Kunden heute kommen würden. Sie wandten sich um und küßten einander vor Freude.

„Zieh den Schal über dein Gesicht," flüsterte Miriam fröhlich, „dann geh zu ihm und frage ihn, ob er einen Brautschleier habe." Biela schlüpfte hinein; sie zitterte vor Freude und Aufregung.

„Womit kann ich dienen, Fräulein?" sagte Srul in höflichstem Tone.

„Ich möchte gern einen Brautschleier mit weißen Spitzen haben," sagte sie in jüdischem Dialekt. Beim Klang ihrer

Stimme stutzte Srul. Biela konnte den Scherz nicht mehr aufrechterhalten. „Srul, mein lieber Srul!“ rief sie laut, und streckte die Arme über den Ladentisch nach ihm aus.

Leichenblaß und nach Atem ringend wich er zurück.

„Ach, meine lieben Kinder,“ rief Miriam, die nun auch rasch näher trat. „Gott hat es nach alledem doch gut mit uns gemacht!“

„Aber — aber — wie ist es euch gelungen, durchzukommen,“ rief er ganz verstört.

„Gleichviel wie uns dies gelungen!“ sagte Miriam, und ihr pockennarbiges Gesicht lächelte unter Tränen. „Da sind wir! Wo aber ist Tsirrélé, meine liebe, kleine Tsirrélé?“

„Sie — sie ist mit der Mutter auf den Markt gegangen.“

„Und die Mutter?“

„Sie ist wohl und glücklich!“

„Gott sei Dank!“ sagte Miriam fröhlich, und rief den Gepäckträger mit den Bündeln heran.

„Aber — aber — ich habe das für euch bestimmte Zimmer vermietet. Ich wußte ja nicht, daß ihr — — ich konnte es nicht erschwingen — ich —.“

„O das tut nichts; es ist noch früh am Tage; wir werden schon irgendwo ein Zimmer finden.“ Sie lohnte den Gepäckträger ab.

Unterdessen fing Srul an, nervös mit einer Schere zu spielen. Er schnitt ein Stück guten Stoffs in kleine Stückchen.

„Was tust du denn da?“ fragte Biela endlich.

„O ich — ich,“ er brach in ein nervöses Gelächter aus. „So habt ihr also doch die Blockade zu durchbrechen gewußt? Aber — aber — jetzt — ich erwarte jeden Augenblick einige Kunden — wir können daher jetzt nicht miteinander sprechen. Gehe in das Zimmer hinter dem Laden, Biela, und ruhe dich aus, du wirst ein Sofa dort

finden. Miriam, ich möchte — ich möchte einen Augenblick mit dir allein sprechen."

Miriam warf der Schwester einen raschen Blick zu, während Biela wie mit kaltem Wasser übergossen sich durch die hintere Tür in das Wohnzimmer zurückzog, dessen behagliche Einrichtung sie sehr angenehm berührte.

„Es ist etwas nicht in Ordnung, Srul," sagte Miriam mit heiserer Stimme. „Tsirrélé ist nicht hier; ist etwas mit ihr vorgefallen? Du fürchtest dich, es mir zu sagen!"

Er ließ den Kopf hängen. „Ich habe mein Bestes getan."

„Sie ist krank — ist vielleicht schon tot? O mein schöner Engel."

Er öffnete die Augen weit und sah sie erstaunt an. „Tot? Nein. Verheiratet!"

„Was? Mit wem?"

Er wurde leichenblaß. „Mit mir."

Der Boden schien unter Miriam zu wanken; zum ersten Male in ihrem Leben war sie einer Ohnmacht nahe. Der Schrecken, den sie in Ellis-Eiland gehabt, war nichts dagegen — und doch stieg die Erinnerung an jene Szene lebhaft in ihr auf. Sie sah die Schwestern beide: Tsirrélé, das Kind, das zu einem lieblichen Mädchen von 15 Jahren erblüht war, im ganzen Reize ihrer fleckenlosen Schönheit, während die arme Biela matt und noch angegriffen von der Seekrankheit und halb verblüht durch das jahrelange, hoffnungslose Warten vor der Zeit gealtert erschien.

„Aber — aber, das wird Bielas Herz brechen," flüsterte sie in verzweifeltem Tone.

„Wie konnte ich wissen, daß Biela überhaupt hereingelassen würde," sagte Srul und gab sich Mühe, in gereiztem Tone zu antworten. Sollte ich vielleicht mein Leben lang Junggeselle bleiben und dadurch die Gebote Gottes übertreten?

Habe ich nicht all diese langen Jahre hindurch treu auf Biela gewartet?"

„Du hättest irgendwo anders hin gehen können," sagte sie matt.

„So, und sollte mein kaum in die Höhe gebrachtes Geschäft verschleudern und mich ruinieren?" Jetzt war er wirklich ärgerlich. „Außerdem — — außerdem habe ich in die Familie geheiratet. Das ist fast ganz dasselbe. Meine Mutter ist sehr zufrieden damit."

„O sie!" Und die ganze Bitterkeit, die sich jahrelang gegen die egoistische alte Frau in Miriam angesammelt hat, lag in dem Ausrufe. „Das einzige, was sie begehrt, sind Enkel."

„Nein, sie begehrt mehr," gab er ihr zurück. „Sie will Enkel mit guten, gesunden Augen haben."

„Möge Gott dir vergeben." Das war alles, was Miriam mit gepreßter Stimme hervorzubringen vermochte. Sie hielt sich mit einer Hand an dem Ladentische und kämpfte verzweifelt, um Bielas willen die Selbstbeherrschung zurück zu erlangen.

Ein Kunde kam in den Laden, und die tragische Unterhaltung wurde abgebrochen, um durch eine prosaische Anpreisung bunter Seidenbänder ersetzt zu werden.

„Natürlich müssen wir sofort wieder gehen," sagte Miriam, während Srul die eingenommenen Geldstücke in die Ladenkasse warf. „Biela kann nicht mit euch hier wohnen."

„Ja, das wird am besten sein," gab er verdrießlich zu. „Übrigens magst du nun gleich alles auf einmal erfahren. Ich halte meinen Laden auch am Sabbath offen, und das würde Biela nicht gefallen haben. Das ist auch noch ein Grund, weshalb es nichts getaugt hätte, wenn ich Biela geheiratet hätte. Tsirrélé macht sich nichts daraus."

Nun schien es Miriam wirklich, als ob die Welt um

sie zusammenbräche. Daß Srul und Tsirrélé so gottlos sein konnten, den Sabbath zu schänden, schien ihr fast noch schlimmer wie der an Biela begangene Verrat.

„Ihr schändet den Sabbath!"

Er zuckte die Achseln. „Wir sind nicht mehr in Polen. Niemand klebt hier an altmodischen Gebräuchen. Jeder macht es wie ich. Eine schöne Geschichte, wenn ich zwei Tage hintereinander den Laden schließen wollte! Ich würde mich ruinieren!"

„Aber nun wirst du das graue Haar deiner alten Mutter mit Kummer in das Grab bringen."

„O, meine Mutter ist nicht so dumm, ihr graues Haar noch länger unter einem scheußlichen, schwarzen Scheitel zu verstecken. Die denkt wie wir. Ich habe ihr erklärt, daß Amerika das Land der Aufklärung und der Freiheit ist. Ihre Augen sind geöffnet."

„Ich hoffe zu Gott, daß die deines Vaters — Frieden seiner Asche — immer noch geschlossen sind!" sagte Miriam, als sie langsamen Schrittes und hoch aufgerichtet in das Wohnzimmer schritt, um ihr armes, verwundetes Lamm mit sich zu nehmen.



In Jerusalem sterben!

I.

Je älter Isaak Lewinsky wurde, und je mehr er — nach den Geschäftsstunden — von der Welt sah, um so mehr schämte er sich des russischen Rabbi, den der Himmel ihm seltsamerweise zum Vater gegeben hatte. Im Anfang war es ihm ganz natürlich erschienen, in die muffige, kleine Synagoge zu gehen, um endlose Gebete herzusagen und ermüdende Zeremonien mitzumachen. Er genoß dort als Sohn und Erbe des berühmten Maggid[1] ein gewisses Ansehen; der alte, unermüdliche Rabbi, der in vierstündigen, schier endlosen Predigten die heilige Schrift auszulegen pflegte, und dessen hinreißende Beredsamkeit weithin bekannt war, lockte selbst die Pietisten des Westendes in seine enge Synagoge. — Isaak besuchte eine englische Schule; denn die umsichtigen Philanthropen bemühten sich unablässig, die jüngere jüdische Generation soviel als möglich zu anglisieren — und schon in den ersten Schuljahren entdeckte er, daß die Väter seiner Kameraden sich nicht dadurch in lächerlicher Weise auffällig machten, daß sie den „Gaberdire" (den Kaftan), das Filzmützchen und die langen Ohrlocken der Juden Osteuropas beibehielten, ja, daß einige von ihnen — o, wie er deren Söhne beneidete, kaum von den Lehrern zu unterscheiden waren.

---

[1] Maggid = Prediger.

Als die Schutzengel des Ghettos entdeckten, daß er ein hübsches Zeichentalent hatte, brachten sie Isaak zu einem Lithographen in die Lehre; damals erduldete der Knabe wahre Seelenqualen, als er daran dachte, daß der Vater in seinem grotesken Anzuge kommen würde, um den Lehrkontrakt zu unterschreiben.

„Könntest du nicht morgen einen Rock anziehen?“ bat er in Jüdisch.

Der Maggid erhob seinen langen, schwarzen Bart langsam von dem wurmstichigen Pergamentbogen des babylonischen Talmuds, in dem er studierte, um festzustellen, wie hoch die Kopfsteuer im alten Palästina gewesen sei. „Ob er nun das Geld von den Zehnten oder der Jahresernte nahm,“ summte er in seinem seltsamen Singsang, „er mußte den vollen Wert in Jerusalem verausgaben.“ Als sein Blick auf das bittende Gesicht seines Sohnes fiel, verschwand seine Traumstadt; Salomos schimmernder Tempel zerfiel in Staub, und er erinnerte sich daran, daß er im Exil war.

„Einen Rock anziehen?“ wiederholte er freundlich. „Nein, du weißt ja, daß es gegen die Gesetze unsrer heiligen Religion verstößt, wie die Heiden gekleidet zu gehen. Ich bin nach England ausgewandert, um mir die Freiheit zu bewahren, ein jüdisches Gewand zu tragen, und Gott, der Herr, hat mich dafür gesegnet.“

Isaak unterdrückte ein zorniges „Verdammt“. Er hatte oft genug die Geschichte gehört, wie der grausame Zar Nikolaus versucht hatte, es durchzusetzen, daß die Juden sich wie Christen kleideten, um dadurch sie allmählich mit diesen zu assimilieren; wie die Polizei sogar zu verhindern gesucht, daß die verheirateten Frauen ihr Haar abschnitten, um unkleidsame, häßliche, schwarze Scheitel zu tragen. Wie die jungen jüdischen Frauen sich so darüber gefreut hatten, ihr Haar nun wachsen ließen und sich sogar seines gottlosen

Reizes freuten. Wie oft hatte er nicht die fast legendenhaft klingenden Berichte hören müssen, wie die armen jüdischen Rekruten von den Sergeanten gezwungen worden seien, auf kleinen, scharfen Steinen niederzuknien, bis sie die Überlegenheit des Christentumes anerkannten.

Wie würde es dem alten Maggid das Herz zerrissen haben, wenn er gewußt hätte, daß Isaak all diesen Legenden auch nicht die geringste Sympathie entgegenbrachte.

„Die blinden Narren!“ dachte der Knabe mit immer zunehmender Bitterkeit. „Sich einzubilden, daß die Religion in den Kleidern liege, beinahe so, als ob man sie in der Tasche umhertragen könnte! Aber das ist's ja eben! Bei den Juden liegt die Religion meistens in der Tasche.“ Ihm schauderte, wenn er der schmierigen, fettigen Trödeljuden gedachte.

„Wenn ich mir vorstelle, daß ich verliebt in ein junges Mädchen wäre, das sich dann, nach der Hochzeit, ihr schönes Haar abschneiden ließe! Jenen einfältigen Rekruten ist ganz recht geschehen; sie hätten Christen werden sollen! Als ob das Judentum etwas Besseres wäre! Der alte Mann denkt niemals daran, wie er mich quält — wahrhaftig, ich dulde mehr, als wenn er mich auf scharfen, spitzen Steinen knien ließe.“ Er war sich seiner geistigen Vorzüge bewußt und voller Ehrgeiz, aber ihm war, als ob der väterliche Kaftan sein Leben verdüstere und seinem Streben überall hinderlich wäre.

II.

An einem Freitagabende — Isaak hatte seine Lehrzeit schon vollendet — herrschte in dem Haushalte des Maggids eine ängstliche Aufregung statt der sonst gewohnten Sabbathruhe. Isaaks Platz am elterlichen Tische war leer. Das koschere, geflochtene Brot schien ohne Salz, der geweihte

Wein ohne Wohlgeschmack zu sein. Die Mutter war von banger Ahnung erfüllt. „Störe den Sabbathfrieden nicht," ermahnte der von seinem Kaftan umhüllte Heilige sie freundlich und zitierte aus dem Talmud: „Es wird keinem ein Finger gekrümmt, wenn nicht der Allerhöchste es befiehlt."

„Isaak wird irgendwo anders hin zum Abendessen gegangen sein," meinte seine kleine Schwester Miriam.

„Kinder und Narren sprechen die Wahrheit," sagte der Maggid und kniff sie in die Wange.

Aber man mußte zu Bette gehen, ohne daß Isaak zurückgekommen wäre, ganz als ob dies ein gewöhnlicher Abend sei, an dem er sich mit seinen Freunden, die er in der lithographischen Anstalt kennen gelernt, zu amüsieren pflegte. Man wartete, bis die Kerzen von selbst erloschen, und das Dämmerlicht, in dem sie die Treppe hinaufstiegen, schien etwas Symbolisches zu haben. Sie zitterten alle vor Kälte, denn das Feuer war längst erloschen; die Arbeitsfrau aber, die am Sabbath das Feuer versorgte, hatte schon die letzte Runde gemacht, und ihnen selbst war es ja verboten, nur eine Kerze auszublasen oder den Feuerhaken in die Hand zu nehmen.

Als die Mutter am andern Morgen früh beim Sonnenaufgange nach einer schlaflosen Nacht ihr Lager verließ, fand sie, daß das Bett ihres Sohnes unberührt geblieben war. Sie entdeckte ferner — was sie schon am vorhergehenden Abend hätte merken können, wenn die Vorschriften der Religion ihr erlaubt hätten, sein Zimmer mit Licht zu betreten — daß sein Gemach ausgeräumt war: Bücher, Skizzen, Kleider, alles, was Isaak nur besaß, war verschwunden.

„Gott im Himmel!" rief sie entsetzt. Ihr Sohn war davongelaufen. Sie rang die Hände und begann mit orientalischer Weitschweifigkeit zu wehklagen, ja, sie würde

sich die Haare ausgerissen haben, wenn diese nicht längst abrasiert gewesen und durch eine in der Mitte gescheitelte kleine Perücke, die ihr ein groteskes Aussehen verlieh, ersetzt worden wären.

Der Maggid wußte die äußere Ruhe zu bewahren. „Vielleicht finden wir ihn heute morgen in der Synagoge,“ sagte er zitternd.

„Er ist von uns gegangen, er wird niemals zu uns zurückkehren. O wehe über uns!“

„Er hat bis jetzt noch niemals den Sabbathgottesdienst versäumt!“ protestierte der Maggid. Aber sein Herz bebte vor Angst, daß sie wahr prophezeit habe. Es war ihm schon öfter so vorgekommen, als ob dieses England, in dem seine Glaubensgenossen so leicht dazu verführt wurden, christliche Tracht anzunehmen, ihm seinen Sohn noch rauben werde, obwohl er sich niemals von dieser bangen Befürchtung etwas hatte merken lassen. Seine Predigt an diesem Morgen war mustergültig; er gedachte darin des eigenen schweren Leides nicht mehr als des Druckes, der auf allen Glaubensgenossen lastete. Er sprach von der Herrlichkeit des alten Jerusalems und träumte davon, daß Israel in einem Zeitalter ewigen Friedens dahin zurückkehren würde. Als er nach Hause kam, hatte der Postbote eben einen Brief gebracht. Seine Frau griff hastig danach.

„Was willst du tun?“ rief er. „Nicht heute, warte bis der Sabbath vorüber ist.“

„Ich kann nicht warten. Der Brief ist von ihm, er ist von Isaak.“

„So warte wenigstens, bis die Feuerfrau kommt, um ihn zu öffnen.“

Statt jeder Antwort zerriß die Mutter den Briefumschlag. Es war die kühnste Handlung, die sie in ihrem Leben vollbracht hatte — zum ersten Male übertrat sie die

Vorschriften der Religion. Der Rabbi stand wie gelähmt vor Schrecken da und hörte halb betäubt auf den Inhalt des Briefes, den sie ihm unter heißen Tränen vorlas.

Der Brief war hebräisch geschrieben (denn keines von ihnen konnte Englisch lesen), er war in sichtbarer Erregung abgefaßt, ohne Datum, Adresse oder die sonst übliche liebevolle Anrede.

„Dies ist zum letzten Male, daß ich in der heiligen Sprache schreibe. Meine Seele ist bis zum Tode ermüdet von den Juden, diesem blinden und undankbaren Volke, das sich selbst überlebt hat und noch weiter besteht, obwohl die Welt seiner nicht mehr bedarf, obwohl es ein Volk ohne Vaterland und dabei viel zu starrsinnig ist, sich mit dem Blute der Völker zu vermischen, die es gastlich aufnehmen und ihm die Hand entgegenstrecken. Versucht daher nicht mich zu suchen, denn ich gehe in eine neue Welt. Streicht meinen Namen aus und vergeßt mich, wie ich Euch vergessen werde. Laßt es so sein, als ob ich nie geboren wäre."

Die Mutter ließ den Brief fallen und brach in hysterisches Weinen aus. „Das mir, die ich ihn geboren habe, mir, die ich ihn geboren habe!"

„Sei ruhig", sagte der Vater, dessen Glieder schlotterten, mit fester Stimme. „Er ist tot. Der Herr hat ihn gegeben, der Herr hat ihn genommen, der Name des Herrn sei gebenedeit. Am Abend werden wir die Todesklage für ihn beginnen und sieben Tage in Sack und Asche trauern. Aber heute ist Sabbath."

„Für mich gibt es keinen Sabbath mehr. Du hast meinen Sohn durch deine endlosen Gebete von uns getrieben."

„Nein! Gott hat ihn deiner Sünde wegen von uns genommen, du gottlose Sabbathschänderin. Nun ruhig, damit ich den Segen sprechen kann."

„Mein Isaak, mein einziger Sohn! Wir werden Kaddisch (die jüdischen Trauergebete) für ihn sprechen, aber wer wird einst für uns beten?"

„Ruhe, damit ich den Segen sprechen kann." Er sprach das Weihegebet über den Wein, aber die Mahlzeit blieb unberührt.

III.

Als sie den Brief nochmals gelesen, begriffen die armen Eltern, daß das Schlimmste sich ereignet habe. Die Anspielungen auf Vermischung des Blutes und auf die „Neue Welt" waren nicht falsch zu verstehen. Isaak hatte sich von einer schönen heidnischen Frau bestricken lassen; er heiratete sie in einer Kirche und wanderte dann mit ihr nach Amerika aus. Ob sie nun wollten oder nicht, sie mußten ihn aus ihrem Leben ausstreichen.

So gingen Jahre vorüber, in denen sie stets mit tiefer Sorge des lebenden, aber für sie gestorbenen Sohnes gedachten. Der einzige Glücksschimmer, der ihr Dasein erhellte, leuchtete, als Miriam heiratete und von dem Präsidenten der Kongregation, der ein Schnittwarengeschäft hatte, unter den Traubaldachin geführt wurde. Es ist wahr, er sprach ein sehr gutes Englisch und kleidete sich wie ein Kommis; aber in dieser degenerierten Zeit mußte man schon dankbar dafür sein, einen Schwiegersohn zu bekommen, der seinen Laden am Sabbat geschlossen hielt.

Eines Abends — es war ungefähr zehn Jahre, nachdem Isaak verschwunden war, — saß Miriam und las die wöchentliche Zeitung, durch die allein sie von der Welt und dem, was sich darin ereignete, einigermaßen unterrichtet wurde — als sie plötzlich einen Schrei der Überraschung ausstieß.

„Nun, was gibt es?" frug der Schnittwarenhändler.

„Nichts — ich dachte —“ sie starrte auf den grob ausgeführten Holzschnitt eines Kopfes, der über einem Artikel stand.

Aber nein, es konnte nicht sein!

„Man sagt, daß Herr Ethelred P. Wyndhurst, dessen vielseitige Begabung ihn so rasch populär gemacht hat, sich nach einer neuen Richtung hin betätigt habe. Es heißt, er schreibe ein Lustspiel, in dem Frau Donald O'Neill die Hauptrolle spielen wird. Man wird sich erinnern, daß er das Porträt der berühmten Schauspielerin im „Azurblauen Kunstklub“ ausgestellt hat. Das Stück soll im Herbst herauskommen. Herrn Wyndhursts witzige Einfälle und geistreiche Reden gehen ja längst von Mund zu Mund, aber es bleibt abzuwarten, ob er sie auch in den Mund der Charaktere seines Stückes zu legen versteht.“

Was hatten diese Worte mit Isaak Lewinsky zu tun? Mit Isaak und der heidnischen Frau, mit der er nach Amerika ausgewandert war? —

Und doch — und doch — die Züge dieses Ethelred P. Wyndhurst waren denen Isaaks zum Verwechseln ähnlich! Es war dieselbe charakteristisch geschwungene Nase, die dicken buschigen Augenbrauen! Vielleicht hatte Isaak sich zum Porträtmaler heraufgearbeitet! Warum nicht? War nicht die Skizze, die er vor so viel Jahren von ihr gemacht hatte, noch heute der Hauptschmuck ihres „guten“ Zimmers? Ihr Herz klopfte vor stolzer Freude bei diesem Gedanken. Aber nein! Es war viel wahrscheinlicher, daß dies ein schlecht abgezogener Druck war, und daß die Ähnlichkeit mit ihrem Bruder eine rein zufällige war. Sie seufzte und legte die Zeitung hin.

Aber sie konnte den Gedanken nicht mehr los werden; er hielt sie gefangen und beschäftigte sie unaufhörlich. Wann immer der Name Ethelred P. Wyndhurst in den Zeitungen

erwähnt wurde — es war überraschend, wie oft dies geschah, obwohl sie früher nie darauf geachtet hatte — fühlte sie ihr Herz lauter klopfen. Sie kaufte andre Zeitungen, in der Hoffnung, mehr zu erfahren, und diese Hoffnung wurde oft genug erfüllt. Unwillkürlich malte ihre Phantasie sich ein Bild der glänzenden romantischen Karriere, die ihr Bruder möglicherweise gemacht, in verlockendsten Farben aus. Sie fing an, Theater- und Gesellschaftsberichte zu lesen, und verfolgte alles, was sie nur immer darüber erfahren konnte, mit regstem Interesse. Und wieder und immer wieder fesselte der Name Ethelred P. Windhurst ihre Aufmerksamkeit. Das Gerücht, daß er Verfasser eines Lustspiels sei, schien sich zu bestätigen. — Das Stück hieß: „Die Sünden der Gesellschaft." — Es sollte bald herauskommen. — Es war noch gar nicht geschrieben. — Ein andrer Schauspieldirektor hatte sich darum beworben. -- Man war schon mit der Einstudierung des Stückes beschäftigt. — Es hieß: „Der Zigeunerjunge". — Es würde in dieser Saison noch nicht herauskommen. — Miriam verfolgte mit fieberhafter Aufmerksamkeit alle diese so verschieden klingenden Berichte. Aber eines Tages brachte ein Blatt ein größeres, gutes Bild Ethelred P. Wyndhursts — — — und es war Isaak! Isaak, wie er leibt und lebte! Sie war außer sich vor Entzücken. Das Bild war die Illustration zu einem Artikel, der ein Interview mit dem berühmten Manne schilderte. Nachdem sie ihn gelesen, fühlte sie sich grausam enttäuscht. Ethelred erzählte, daß er in Brasilien geboren und der Sohn eines englischen Ingenieurs und einer spanischen Schönheit sei, die eine Virtuosin im Geigenspiel gewesen. Er hatte in dem Felsengebirge auf Hochwild gejagt und in Rom die Kunst der Malerei studiert.

Das Bild ihrer Mutter — wie sie mit ihrer scheußlichen, kleinen Perücke Geige spielen sollte — brachte ein

bitteres Lächeln auf Miriams Lippen! Aber es war hart, Ethelred aufzugeben. Es schien ihr, als ob sie Isaak zum zweiten Male verlieren sollte. Und plötzlich wurde es ihr klar, daß Isaak seinen wahren Namen nicht genannt wissen wollte. Das wäre ja beinahe so, als ob man ihn im Kaftan und mit Hängelocken porträtieren wolle! Hatte er doch in seinem Abschiedsbriefe deutlich genug erklärt, daß er sich für immer vom Judentum lossage! Es war daher selbstredend, daß er sich in der ihm nun offen stehenden Karriere auch einen andern Namen beilegte. Natürlich — wie töricht sie gewesen! Es war doch ganz klar, daß Ethelred P. Wyndhurst nicht zugeben könne, daß er derselbe sei wie Isaak Lewinsky. Aber darum war es doch Isaak.

Nun, sie wollte jedenfalls Gewißheit haben. Sie wußte aus den Zeitungen, daß die Autoren bei den Premieren ihrer Stücke nach Fall des Vorhangs von dem Publikum herausgerufen werden. Sie war fest entschlossen, bei der Erstaufführung des „Wirbelwindes" (das war der endgültige Name des Stückes) in das Theater zu gehen, um sich Ruhe und Gewißheit zu verschaffen.

Unter dem Vorwande, eine kranke Freundin in Bow zu besuchen, wagte sie die große Expedition nach dem Westende und wartete stundenlang vor der Kassenöffnung, um nur einen guten Platz in der ersten Reihe der Galerie zu erhalten, da sie zu sparsam war, um mehr als einen Schilling daran zu wagen, sich die Gewißheit zu verschaffen, ob der Autor des Stückes wirklich ihr Bruder sei.

Während der Aufführung des Lustspiels — es spielte in der vornehmen Welt Belgravias — sank ihr der Mut. Obgleich sie nur sehr wenig von den geistreichen Paradoxen der Konversation verstand, so fühlte sie doch, da sie nun zum ersten Male in ihrem Leben die elegante Gesellschaft auf der Bühne wie in den Logen erblickte, und daß es

unmöglich Isaaks Geist sein könne, der diese sich in so meisterhafter Weise in eleganten Salons und unter vornehmen Leuten abspielende Komödie erdacht habe. Was aber ganz besonders abkühlend auf sie wirkte, war die satirische Art, in der die Juden, die durch Besfechung sich in die vornehme Welt einzudrängen suchten, besprochen und verhöhnt wurden.

Als aber schließlich der Vorhang gefallen war und alles stürmisch nach dem Autor rief, als Isaak Lewinsky wirklich vor den Lampen erschien, ihr Bruder Isaak, der freilich wie ein Prinz und ebenso elegant und vornehm wie die Herren der ersten Gesellschaft aussah, da machte sich Miriams gepreßtes Herz in einem jubelnden Freudenrufe Luft.

„Isaak", rief sie und streckte die Arme weit über die Balustrade der Galerie.

Aber ihr Ruf verlor sich in dem von allen Seiten des Hauses ertönenden Applaus.

IV.

Sie schrieb an ihn und adressierte ihren Brief an das Theater. Sie mußte das zuerst beschriebene Kuvert zerreißen, weil sie es unversehens an Isaak Lewinsky adressiert hatte.

Ihr Brief war ein schwärmerischer Herzenserguß, voller Freude, endlich ihren lieben Bruder Isaak wiedergefunden zu haben, und voll Stolz auf seine wunderbare Stellung. Wer hätte es je für möglich gehalten, daß der einstige Lehrling des Lithographen dazu kommen würde, eine tonangebende Stellung in den ersten Klassen der Gesellschaft einzunehmen? Aber sie hatte immer an sein Talent geglaubt; sie hatte die Aquarellskizze, die er einmal vor Jahren von ihr gemacht, stets zu würdigen gewußt, sie hing in der guten Stube hinter dem Schnittwarenlager, dessen Besitzer sie geheiratet hatte. Isaak war wohl auch verheiratet, sie hätten dies wenigstens alle geglaubt und

gemeint, daß er mit seiner Frau nach Amerika gegangen sei. Vielleicht war er verheiratet, obwohl er in England geblieben? Ob er ihr nicht alles erzählen wollte? Natürlich hatten die Eltern ihn aus dem Herzen zu reißen gesucht, aber sie hatte oft genug gehört, wie die Mutter im Schlafe seinen Namen gerufen hatte. Sie selbst dachte sehr oft an ihn und hoffte, daß er ihr gestatten würde, ihn zu besuchen. Sie würde ganz unbemerkt zu ihm kommen und zu einer Zeit, wo die vornehmen Leute nicht da wären; sie würde es auch keinem Menschen verraten, daß er ein Jude und nicht aus Brasilien gebürtig sei. Der Vater war ja, gottlob! noch recht kräftig, aber die Mutter hatte in letzter Zeit sehr abgenommen. In der Hoffnung, ihn bald sehen zu dürfen, blieb sie seine ihn liebende Miriam.

Sie wartete sehnsüchtig auf eine Antwort, aber ein Tag folgte dem andern, und sie erhielt keine.

Als die Tage vergebenen Harrens zu Wochen geworden, fing sie an, die Hoffnung zu verlieren; aber erst nachdem der „Wirbelwind“ nach viel kürzerer Zeit, wie man dies nach dem ersten guten Erfolg hätte annehmen können, wieder von dem Repertoire verschwand, begriff sie, daß sie keine Antwort bekommen würde. Vielleicht war der Brief doch nicht in Isaaks Hände gekommen. Es war ja jetzt nicht mehr schwer, die Wohnungsadresse Ethelred P. Wyndhursts zu erfahren, und sie schrieb ihm daher noch einmal.

Aber auch jetzt bekam sie keine Antwort. Nach Verlauf eines Monates verstand sie, daß jener hebräisch geschriebene Brief wirklich das letzte gewesen, daß Isaak sich ein für allemal von seiner Familie und von allem, was ihn an das Judentum erinnern konnte, abgelöst hatte und durch nichts daran erinnert werden wollte. Sie weinte bitterlich darüber, daß sie den Bruder zum zweiten Male verloren hatte; denn da sich ihre Gedanken in der letzten Zeit un-

abläßig mit ihm beschäftigt hatten, war manch liebes halb vergessenes Bild aus der Kindheit in ihr aufgetaucht. Es erschien ihr unglaublich, daß er nun wirklich nie mehr zu ihr in Beziehung treten und für immer aus ihrem Leben ausgelöscht sein solle. Er hatte ihren Gesichtskreis erweitert und sie fuhr fort, seine Karriere in den Zeitungen zu verfolgen, die ihrem bescheidenen Sinne wie etwas unerhört Großes erschien. Allmählich fing sie an, in den mehr englischen Kreisen, in denen sie verkehrte, mit dem berühmten Bruder zu renommieren, und es dauerte gar nicht allzu lange, daß außer seinen Eltern es fast alle wußten, daß der verschollene Isaak nun eine führende Stellung in der vornehmen Welt einnähme, und in die Verachtung für den abtrünnigen Juden mischte sich bei den Ghettobewohnern eine geheime tiefe Bewunderung für Ethelred P. Wyndhurst.

V.

In der großen Welt jedoch mischte sich mit der für Ethelred P. Wyndhurst empfundenen Bewunderung eine gewisse geheime Verachtung. Es ist wahr, daß er sehr en vogue war, aber hinter seinem Rücken nannte man ihn dennoch „einen Juden". Er verdiente wenigstens nach einer Richtung hin diese Bezeichnung nicht; denn es war ihm nicht gelungen, finanziell in gute, geordnete Verhältnisse zu kommen. Er war ein sogenanntes Universalgenie, und grade seine vielen Talente hinderten ihn vielleicht daran, eins derselben vollständig zu entwickeln und auszunutzen. Er hatte zuerst einen kleinen Erfolg mit Illustrationen, die ziemlich schlecht gezeichnet, aber von einem ausgezeichneten Text begleitet waren; dann hatte er Liebeslieder geschrieben und in Musik gesetzt und hatte häßlichen, sich unglücklich fühlenden Damen der Gesellschaft den Hof gemacht. Er fehlte bei keiner Premiere, und man vermutete, daß er Theaterkritiken

schreibe, sogar über sein eigenes Lustspiel. In jenen undefinierbaren, sozialen Kreisen, in denen Kensington und die Bohême sich mischen, war er eine bekannte Gestalt — zu bekannt, wie mancher alte Philister meinte — mit dem gerade nicht beneidenswerten Rufe, daß er jede Einladung zum Mittagessen, eben des Essens wegen, annähme.

Aber trotzdem waren gerade die Leute, die ihn hinter seinem Rücken einen Schmarotzer nannten, durchaus nicht abgeneigt, seinen feinen Getränken zuzusprechen, wenn er den liebenswürdigen Wirt spielte. Es war an einem Sonntagabende; er hatte eine bunte Gesellschaft in seinem phantastisch aufgeputzten Atelier versammelt und verspeiste gerade mit großem Appetit ein sorgsam mit Schinken belegtes Schnittchen, als ihm ein Telegramm überreicht wurde.

„Wieder eine von diesen gesegneten, kleinen Schauspielerinnen, die nicht ohne mich fertig werden können! Werden sie denn nie ihre Rollen begreifen lernen!"

Aber er wechselte die Farbe, als er schnell das rosa Papier zusammenknüllte.

„Die Mutter liegt im Sterben. Keine Hoffnung. Sie jammert danach, Dich zu sehen. Habe ihr gesagt, daß Du in London bist. Vater willigt ein. Komm sofort. Miriam."

Er hielt das zerdrückte Papier an die Gasflamme und steckte sich eine neue Zigarette damit an.

„Es ist so, wie ich dachte," sagte er lächelnd. „Wenn eine Frau ebensosehr Schauspielerin als Frau ist — — —."

VI.

Frau Lewinski starb, nachdem sie vergebens nach ihrem Sohne gerufen hatte, und der alte Maggid blieb allein und gebrochenen Herzens zurück. Er empfand genau das, was der Talmud sagt: „Wer seines ersten Weibes Tod sieht,

der ist wie einer, der mit eigenen Augen die Zerstörung des Tempels gesehen."

Was konnte das Leben ihm noch Begehrenswertes bieten, nachdem der Tempel seines Glückes in Trümmer zerfallen war? Er würde bald sterben, und der Wunsch, den er sein ganzes Leben lang im geheimen gehegt, trat immer mehr in den Vordergrund seiner Gedanken. Wenn er doch in Jerusalem sterben könnte!

Hier in England hatte er natürlich nichts mehr zu tun. Seine Miriam war verheiratet und war so anglisiert, daß ein wirklich inniger Verkehr mit ihr unmöglich war. Freilich, seine Gemeinde war ihm teuer, aber er hatte den alten Einfluß über sie verloren und war durch andere Maggids verdrängt worden, die noch länger predigen konnten als er.

O, er wollte das heilige Land sehen und küssen, wollte dort andächtig beten, wo einst Salomos Tempel gestanden! Dann würde er in ekstatischer Freude heimgehen, in einer Freude, die schon der des Paradieses glich! Ob wohl wirklich das Leben ihm noch solche Glückseligkeit bescheren würde, dieses Leben, das ihm bisher soviel Bitteres gebracht hatte?

Darin stimmte er mit dem längst heimgegangenen Bruder-Rabbi des alten Babylon überein, daß das Leben an und für sich nicht lebenswert sei. Aber wenn das Leben nicht lebenswert war, so war doch der Tod — in Jerusalem — sterbenswert! — Jerusalem! Dreimal täglich hatte er, wenn er seine Gebete hersagte, sein Antlitz gen Osten gewandt; der heilige Name war in sein Herz geschrieben, wie in das des mittelalterlichen spanischen Dichters, mit dem er sang:

„Wer gibt mir Flügel, ostwärts zu fliegen,
Bis ich des Tempels Ruinen erreicht?
Mit meiner Stirn dort wollt' ich berühren
Den Boden, dem nichts auf Erden mehr gleicht!

Heilig dort sind die zerfallenen Trümmer,
Dreimal gelobt ist der heilige Hain,
Küssen dort wollt' ich die staubigen Trümmer,
Mich ehrfurchtsvoll neigen vor jeglichem Stein.
Duft von Myrrhen erfüllt dort die Lüfte,
Das Wasser ist süß dort wie Honigseim —
Barfuß möcht' ich die Erde durchwandern,
Um Frieden zu finden im heiligen Hain!
O selig, könnt' ich die Stätte erreichen,
Wo Salomon einst seinen Tempel erbaut,
Und wo die Propheten in heiligem Schauder
Jehovahs Gegenwart bebend erschaut! —"

In Jerusalem sterben! — Das war das Ziel seines Lebens.

Hier war er allein. In Jerusalem würde er von einer verständnisvollen und ruhmreichen Gesellschaft umgeben sein. Patriarchen, Propheten, Könige, Priester, Rabbiner — sie alle würden ihn die Verlassenheit vergessen machen und ihm himmlische Trostesworte zuflüstern.

Aber nun entstand eine ganz seltsame Schwierigkeit. Der Maggid wußte aus seiner Korrespondenz mit den Rabbinern in Jerusalem, daß einem russischen Untertan die größten Schwierigkeiten gemacht wurden, um in Jaffa oder Beirut Einlaß zu finden, selbst wenn er das Backschisch nicht sparte. Der einzige sichere Weg war, als britischer Untertan Einlaß zu begehren. Es war wirklich eine groteske Ironie des Schicksals. Länger als ein halbes Jahrhundert hatte der alte Mann in England gelebt und war immer seinem Kaftan treu geblieben; nun, da er England verlassen wollte, um im Lande der Kaftane zu sterben, war er gezwungen, seine Naturalisation als Engländer nachzusuchen! Er war sogar gezwungen, Scheingründe für seinen plötzlichen Wunsch, sich mit den Institutionen und patriotischen Vorurteilen John Bulls zu identifizieren, aufzufinden. Durch Hilfe eines sehr reichen, aber frommen Juden aus dem West-

end, der zuweilen durch des Maggids zwingende Beredsamkeit zum Osten Londons gelockt wurde, wurden alle Schwierigkeiten überwunden. Mit einem Passe bewaffnet, fuhr der Maggid, nachdem er Miriam gesegnet und noch vom Fenster des Zuges aus seine Hände auf ihren besten Hut gelegt hatte, davon, seinem heiligen Sterbeorte entgegen.

VII.

Die Enttäuschungen, die der meisten frommen Schwärmer harren, wenn sie endlich das Land ihrer Sehnsucht erreichen, wurden nun freilich dem Maggid erspart, denn er blieb auch angesichts der Wirklichkeit ein Schwärmer und sah alles in verklärtem Scheine; selbst die überall in den Alleen herumlungernden, Hilfe erbittenden, oft sehr dreisten, habsüchtigen „Schnorrer" [1] vermochten nicht, ihm seine Illusion zu zerstören. Er lebte in einem Traumzustande und wartete sehnsuchtsvoll des Augenblicks, der ihm die Pforte einer besseren Welt eröffnen sollte. Selbst seine Gebete an der Klagemauer um Wiederherstellung des alten Ruhmes Zions hatten trotz ihrer Innigkeit einen ganz unpersönlichen Charakter, da er selbst nur noch auf Eintritt in das Reich Gottes hoffte. Sein Leben spielte sich fast ausschließlich in der Synagoge oder in dem Hause ab, in dem die Versammlungen der Rabbiner und Gelehrten stattfanden. Um seine kleine Privatwohnung zu erreichen, mußte er einen engen, düsteren Hof durchschreiten und eine ebenso dunkle Treppe emporklettern. Seine Wohnung bestand aus einem engen Zimmer, auf dessen Vorplatz ein Ofen stand, der als Küche diente. Dieser enge Raum wurde jedoch der Mittelpunkt der Besuche unzähliger „Schnorrer", für die der reiche, gutmütige englische Maggid eine große Anziehungskraft besaß.

[1] Schnorrer, jüdische Bettler.

Reich und englisch waren in den Augen der in Jerusalem herumlungernden Tagediebe gleichbedeutende Begriffe; freilich waren die Ansprüche der meisten dieser Bettler sehr bescheiden, und die Landesmünze war so teilbar, daß der Maggid mit einem Penny ein Dutzend „Schnorrer" beglücken konnte. In unregelmäßigen Zwischenräumen erhielt er in englischer Sprache geschriebene Briefe von seiner Tochter Miriam. Die Tochter war nicht wie ihre Mutter der hebräischen Sprache mächtig, und der alte Maggid, der sich nie mit der englischen Schriftsprache befreundet hatte, war gezwungen, zum Vorsteher der philanthropischen technischen Schule zu gehen, um sich Miriams Briefe ins Hebräische übersetzen zu lassen. Sie schrieb übrigens wirklich nicht viel Interessantes. Die Welt, in der Miriam lebte, war ihm eine ganz fremde; sie schrieb sehr wenig, was den seinem Tode entgegensehenden alten Mann interessiert hätte. So wurden die letzten Bande, die ihn mit dem Leben verknüpften, schwächer und schwächer. Er selbst wurde auch immer hinfälliger, bis er zuletzt vor Alter und Mattigkeit so tief gebeugt einherging, daß sein langer, weißer Bart bis zur Erde herabwallte. So wankte er durch die heilige Stadt, wie eine Verkörperung ihres Verfalles. Er erschien wie jemand, der mit einem Fuße schon in einer andern Welt stand — — sicher würde Gott ihm nun bald den Todesengel senden.

Da erhielt er eines Tages plötzlich einen Brief von Miriam, der ihn mit einem Rucke in das diesseitige Leben zurückzerrte.

Isaak, sein Isaak war heimgekehrt! Er war heimgekehrt, um kein Heim mehr zu finden! Dann hatte er seine Schwester aufgesucht, und diese hatte ihn liebevoll aufgenommen und pflegte ihn in der schweren, tödlichen Krankheit, der er verfallen war. Sein Leben war nach jeder

Richtung hin zu einem vollständigen Bankrotte geworden: sein Hab und Gut wurde durch ein grausames Zusammentreffen in derselben Stunde von seinen Gläubigern verkauft, da ihm die Ärzte rückhaltlos mitteilten, daß er ein verlorener Mann sei. Sein Krankenlager war eine Hölle auf Erden; zu den körperlichen Leiden kamen die Qualen des Gewissens. Er verlangte unaufhörlich nur nach seinem Vater. Würde er nicht den auf ihm ruhenden Fluch von ihm nehmen, ihm seinen Segen gewähren, ihm versprechen, den Kaddisch[1] für seine Seele zu beten, damit er von der ewigen Verdammnis errettet würde? Konnte er nicht mit umgehender Post die Nachricht senden, daß er dem Sohne vergeben habe — denn Isaaks Tage waren gezählt, es konnte kaum länger wie einen Monat dauern.

Der alte Maggid war furchtbar erschüttert. Er erinnerte sich des bitteren Herzeleids, das er empfunden, als Isaaks Mutter auf ihrem Sterbebette vergebens den Sohn gerufen hatte; aber je schwerer die Sünde des Sohnes war, um so schwerer traf ihn nun Gottes Zorn.

Und die Mutter — würde ihr nicht selbst die Freude des Paradieses vergällt werden, wenn sie daran dachte, daß ihr Sohn die Qualen der Hölle erleiden müsse. Nein, schon um ihretwillen mußte er dem widerspenstigen Sohne vergeben; vielleicht würde auch Gott dann Barmherzigkeit üben. Die Verdienste des Vaters würden ihm angerechnet werden; war er selbst doch auch gesegnet gewesen um der Verdienste seiner Väter, um Abrahams, Isaaks und Jakobs willen. Er hatte eine Pilgerfahrt nach Jerusalem gemacht, vielleicht würden seine Gebete am Throne Jehovahs erhört werden.

Mit zitternder Hand schrieb der alte Mann einen Brief

[1] Kaddisch = Sterbegebet.

an seinen Sohn, in dem er ihm volle Verzeihung für alles, was er ihm getan, zusicherte, ihn aber bat, Tag und Nacht zu Gott zu beten. Zugleich sandte er ihm eine Anthologie tröstender Texte aus dem Talmud, wie: „Der Mensch soll um Gnade bitten, bis er begraben wird . . . denn Reue, Gebet und Mildtätigkeit wenden Gottes verdammendes Urteil von uns ab.“ Die Mildtätigkeit übte er selbst, indem er fast alles, was ihm geblieben, unter die erstaunten „Schnorrer“ verteilte.

Der Schullehrer schrieb die Adresse auf das Kuvert, wie er dies gewöhnlich tat, aber der Maggid brachte den Brief nicht zur Post. Das Bild seines auf dem Totenbette liegenden Sohnes verfolgte ihn. Ihm war stets, als riefe Isaak ihn mit seiner früheren Knabenstimme! Konnte er den Jungen sterben lassen, ohne zu ihm zu eilen und ihm dadurch die Gewißheit zu geben, daß er ihm verziehen; war es nicht seine Pflicht, zum Abschied segnend die Hände auf das Haupt seines Sohnes zu legen? Nein, er mußte zu ihm gehen! —

Aber sollte er Jerusalem jetzt, nachdem er ein so hohes Alter erreicht, noch verlassen? Wer wußte, ob er dann noch Zeit haben würde, dahin zurückzukehren, um zu sterben? Sollte er der schönsten Hoffnung seines Lebens verlustig gehen? Aber Isaak rief ihn — und Isaaks Mutter! Ja, er hatte noch Kraft genug, die Reise zu unternehmen. Sie schien ihm in wunderbarer Weise geschenkt zu werden, wie eine Gabe des Himmels, wie ein Pfand seiner Gnade.

Er reiste nach Beirut und schiffte sich einige Tage später nach Marseille ein.

VIII.

Unterdessen fand der unglückselige Ethelred P. Wyndhurst, der schwer krank im Londoner Ghetto lag, daß jeder

Tag länger wie ein Jahr sei! Er litt an der galoppierenden Schwindsucht. Das unregelmäßige Leben, das er geführt, hatte seine körperlichen Kräfte ebenso wie seine Finanzen rettungslos ruiniert. Mit diesem doppelten Zusammenbruch kamen seltsame unwiderstehliche Erinnerungen aus alten Zeiten und an den halb vergessenen Glauben. Die rächende Hand des Allerhöchsten lag schwer auf ihm: welch grauenvolle Zukunft harrte seiner jenseits des Grabes? Der Gedanke an den Tod und an das Jüngste Gericht beschäftigten ihn unausgesetzt und erfüllten sein Gehirn mit an Wahnsinn grenzenden Schreckbildern.

Für ihn gab es keine Vergebung — der Vater war zu weit entfernt, um auf ihn hoffen zu können. Er erkannte die rächende Hand der Nemesis, er fühlte, daß er dadurch, daß er dem Rufe seiner sterbenden Mutter nicht gefolgt war, nichts Besseres verdient hatte. Gott hatte den Vater dem Bereiche seiner Bitten entzogen, hatte ihn in eine reinere und heiligere Luft entrückt. Wie sollte Miriams Brief nach Jerusalem gelangen, wie das Herz seines Vaters erweichen, das sicher seit den zwanzig Jahren, die seit Isaaks Flucht verstrichen, sich vollständig gegen ihn verhärtet hatte.

Und dann, der Vater wollte in Jerusalem sterben!

Ein halb vergessener Text aus dem Talmud klang in seinen Ohren. „In dem gelobten Lande sollen alle Sünden vergeben werden."

Er stand mit großer Mühe von seinem Lager auf. Als er sich vom hellen Sonnenschein erwärmen ließ, fand er, daß es töricht sei, im Bette zu liegen, und daß er darin erst recht elend und eine Beute der hoffnungslosesten, selbstquälerischsten Gedanken wurde. Er wollte den Tod stehenden Fußes erwarten, ja, er wollte selbst in das Land der Sonne reisen. Als Miriam, nachdem sie den ersten Schrecken über

sein Aufstehen überwunden, selbst davon träumte, daß das warme Klima Palästinas ihm möglicherweise Genesung bringen könne, da faßte er noch einmal Mut, und mit dem alten Optimismus schilderte er die Glut und die Farbenpracht des Ostens, den er nie gesehen, die er aber, wenn er erst neue Lebenskraft gewonnen, doch noch auf seiner Leinwand zu fesseln hoffte. Ja, er wollte an demselben Tage noch aufbrechen! Miriam verpfändete alles, was sie an Schmuck besaß, um ihm die nötigen Mittel zu verschaffen; denn sie wagte es nicht, ihren Mann um Hilfe zu bitten.

Aber lange ehe Ethelred P. Wyndhurst Jaffa erreichte, wußte er es, daß nur die Hoffnung auf den Segen seines Vaters ihn am Leben erhielt.

Irgendwo auf dem Meere müssen die Schiffe aneinander vorbeigefahren sein! —

IX.

Als der alte, von seinem Kaftan umwallte Maggid endlich Miriams Haus erreichte — die lange, beschwerliche Reise hatte den Rest seiner Kräfte verzehrt — da fiel er ohnmächtig auf der Schwelle zusammen, als er erfuhr, daß seine Reise vergebens gewesen sei.

„Es ist Gottes Wille," sagte er hoffnungslos. „Der Sünder sollte keine Gnade finden." Er brach in Weinen aus, und die heißen Tränen rollten über seine bleichen Wangen und tropften in den langen, weißen Bart.

„Du hättest uns dein Vorhaben mitteilen sollen," sagte Miriam sanft. „Wir dachten gar nicht daran, daß du selbst herkommen würdest."

„Ich bin in derselben Zeit gekommen, die ein Brief zu der Reise gebraucht haben würde."

„Aber du hättest doch telegraphieren können."

„Telegraphieren?" Der Gedanke daran war ihm noch

nie gekommen. „Aber wie konnte ich denken, daß er selbst reisen würde? Du schriebst mir, daß er auf dem Sterbebette läge. Ich betete immer zu Gott, er möge mir vergönnen, noch rechtzeitig hier anzukommen."

Er wollte gleich die Rückreise antreten, aber Miriam brachte ihn zu Bett — in dasselbe Bett, auf dem Isaak dem Tode entgegengesehen.

„Du kannst ihm wenigstens jetzt telegraphieren, daß du ihm vergeben hast," und obwohl er den Sinn ihrer Worte kaum mehr begriff, bat er Miriam, an den Schulmeister zu telegraphieren und ihn zu beauftragen, dem Sohn seine volle Vergebung zu übermitteln.

„Isaak wird nach mir fragen, wenn er lebend ankommt," sagte er. „Der Schulmeister wird jedenfalls von ihm hören. Es ist leider nur ein sehr kleiner Ort, von dem Gott unserer Sünden willen den Ruhm genommen hat."

Die Rückantwort kam am selben Nachmittage. „Die Botschaft kam noch gerade zur rechten Zeit. Sohn starb in Frieden."

Der Maggid zerriß sein Nachthemd. „O Gott sei Dank!" rief er. „Er starb in Jerusalem. Besser er als ich! Isaak starb in Jerusalem! Gott wird sich seiner Seele erbarmen."

Freudentränen füllten seine Augen. „Er starb in Jerusalem," wiederholte er wieder und immer wieder „Mein Sohn, mein Isaak starb in Jerusalem."

Drei Tage später starb der Maggid in London.



Bethulah.

I.

Durch das geschäftige Treiben des Tages und die Prosa des Lebens, die mich umgibt, verfolgt mich immerfort ihr süßes, trauriges Bild, so wie es mir damals in dem einsamen Bergdorfe der Bukowina erschienen. Ich versuche vergebens, davon los zu kommen. Eine, die meinem Herzen sehr nahe steht, rät mir, meine Erinnerungen niederzuschreiben, und meint, daß ich dadurch Frieden finden würde. Ob mir dies gelingen wird, weiß ich nicht. Jedenfalls aber kann die Erzählung dieser seltsamsten Episode meines bewegten Lebens dazu beitragen, meine jüdischen Glaubensgenossen in New-York darüber zu belehren, in wie wunderlicher und verschiedener Weise unsre Religion auf dieser seltsamen Erde aufgefaßt und ausgeübt wird. Zweifellos wissen viele von ihnen ebensowenig, wie ich seinerzeit, von dem Leben ihrer in mittelalterlichen Gebräuchen steckengebliebenen Glaubensgenossen des östlichen Europa. Sie haben ja allerdings jetzt in ihrem eigenen Ghetto, das vollständig kosmopolitisch ist und ein New-York für sich in New-York bildet, Gelegenheit genug, die verschiedenen Richtungen des Judentums zu studieren. In meiner Jugend jedoch gab es solche Gelegenheit noch nicht. Es gab nur in Baltimore und vielleicht in ein paar andern größeren östlichen Städten Juden, und diese waren alle — gute Yankees oder bemühten sich wenigstens sehr, als solche zu gelten. Aber jenseits des Mississippi,

wo meines Vaters Farm lag, und wo er wie ein Christ jagte, hätte man tausend Quadratmeilen absuchen können, ohne ein Minjan[1]) zusammen zu bekommen. Es war daher nur natürlich, daß unsre malerischen Gebräuche und Zeremonien, aus Mangel jeden Verkehrs mit Glaubensgenossen, immer mehr verloren gingen. Mein Vater erzählte öfters von einem bronzefarbigen Trapper, mit dem er einmal auf der Prärie gefrühstückt hatte, und der ihn sehr dadurch in Erstaunen versetzte, daß er plötzlich ihn frug, ob er ein Jude sei. „Ja," sagte mein Vater. „Dann reichen Sie mir die Hand!" sagte der Trapper. „Es ist das erstemal seit zwanzig Jahren, daß ich einem Glaubensgenossen begegne." Obgleich mir mein Vater schon, als ich noch ein Kind war, Unterricht in der hebräischen Sprache gegeben hat und es auch liebte, mir in seiner deutschen Muttersprache drollige Judengeschichten zu erzählen, so wird man es doch begreifen, daß mein Hauptinteresse den großen amerikanischen Idealen der Freiheit und Menschlichkeit, der Emanzipation und des Fortschrittes galt, daß deshalb die seltsamen Dinge, die ich in den Karpathen erlebte, auf mich mehr Eindruck machen mußten, wie auf die heutigen Juden Amerikas, die durch die Einwanderung der östlichen Israeliten der Alten Welt schon mehr mit deren Seltsamkeiten bekannt geworden sind. Dennoch glaube ich, daß selbst diejenigen, die in New-York die Bekanntschaft manch wunderlicher Sekte gemacht haben, über die Tradition erstaunt sein werden, die ich bei meiner ersten europäischen Reise so unversehens kennen lernte. So viel ich erfahren habe, steht die Zloczszoler Legende ganz allein in der jüdischen Geschichte und beschränkt sich ausschließlich auf diesen gottvergessenen Erden-

---

[1]) Minjan — eine Versammlung von wenigstens 10 Glaubensgenossen, die zur Abhaltung eines Gottesdienstes notwendig sind.

winkel, obwohl ja der Begriff und der Glaube an eine unbefleckte Empfängnis ein uralter ist. Die Ansicht meines Wirtes Yarchi, daß diese ganze Mythe künstlich gemacht und ein großartiger, lokaler Betrug sei, dem gewinnsüchtige Absichten zugrunde lägen, würde wenigstens eine Erklärung dafür sein, daß er einzig in seiner Art sei. Übrigens glaube ich das nicht.

Ich fuhr von New-York nach Hamburg, wohin ich durch die Ostsee zurückzukehren gedachte, nachdem ich Berlin, Prag, Wien, Budapest, Lemberg (wo mein Großvater einst ein berühmter Rabbi gewesen), Moskau und Petersburg besucht hatte. Ich blieb nicht lange in Hamburg; ich kaufte mir dort ein kräftiges Pferd und begann meinen langen Ritt. Natürlich erschien mir diese Art des Reisens nicht so beschwerlich, wie sie den modernen jungen Leuten gewesen wäre, die an Eisenbahnen und Salonwagen gewöhnt sind; hatte ich doch von Kansas aus das ganze Land, nach beiden Meeresufern hin, durchritten! Das einzige, was mir ein bischen ungemütlich vorkam, war der fortwährende Wechsel der Sprachen und des Essens.

Geld jedoch spricht alle Sprachen, und ein guter amerikanischer Magen verdaut schließlich auch alles, was ihm vorgesetzt wird. Nur mit schlechtem Wasser kann auch der beste Magen sich nicht befreunden; so kam es, daß ich in Prag das Fieber bekam und dadurch so schwach wurde, daß ich meine Reise nicht fortsetzen konnte. Ich schlenderte im Ghetto — der Judenstadt — umher; ich bekam dort zum ersten Male einen Einblick in das mittelalterliche Judentum und war entzückt von den seltsamen Alleen und Häusern, dem jüdischen Rathause und der kellerähnlichen „Alt-Neu-Synagoge“, die eine mehrere Jahrhunderte alte, wunderbare Geschichte hat. Ich ließ mir die Geschichte der roten Flagge auf der Säule mit dem Schilde Davids und

dem Schwedenhute erzählen, und man zeigte mir an den Wänden die Spuren des im Jahre 1389 von den Märtyrern verspritzten Blutes.

Ganz besonders interessierte mich der alte Friedhof — ein Ghetto der Toten — wo immer drei, vier und mehr Tote übereinander begraben liegen, und wo zu Zeiten der Judenverfolgungen selbst die Toten in ihren Gräbern nicht verschont wurden! Eine neue Welt erschloß sich mir, als ich durch die engen Straßen des Ghetto ging, in denen das Leben ein so ganz andres war wie das, was ich in meinen freien, blumenüberdeckten Prärien geführt hatte. Langsam durchschritt ich diesen Judengarten, studierte die hebräischen Inschriften, die seltsamen, symbolischen Skulpturen der Grabsteine — die segnende Hand des Priesters — den Wassereimer der Leviten — die Traubenbüschel — die Jungfrau mit Rosen — und versuchte, mir das Leben dieser längst Heimgegangenen aus diesen Bildern zu rekonstruieren. Die Erinnerung an die Erzählungen meines Vaters halfen mir manches verstehen. Wie oft hatte er nicht von dem hochberühmten Rabbi Löw gesprochen und von dem „Golem", den er geschaffen, der ihn bei den Mahlzeiten bediente und seines Winkes gewärtig war! Hier zeigte man mir sein Grab und dort sein Haus, auf dem das Bild eines Löwen auf blauem Hintergrunde gemalt war. Ich lauschte all diesen Geschichten mit größtem ererbten Interesse, aber auch mit echt amerikanischer Ungläubigkeit. Ich war sehr überrascht, hier Leute zu finden, die noch an einen gewissen Sabbatäi Zevi, den Messias der Juden, glaubten. Einer zeigte mir sogar ein Gebetbuch, in dem das turbangeschmückte Haupt dieses Erlösers neben dem Bilde des Königs David zu sehen war. Ein andrer Jude jedoch lachte über diesen Betrüger des 17. Jahrhunderts und erzählte mir die Tradition seiner Familie, wonach diese ihr

Geschäft verkauft hatte und im Begriff gewesen sei, nach Palästina aufzubrechen, als sie erfuhr, daß dieser Erlöser Israels, weit davon entfernt, den Sultan zu entthronen, dessen Türhüter geworden und zum Islam übergetreten sei.

Das Jahr näherte sich seinem Ende, ehe ich Budapest erreichte. In jenen Tagen war diese Stadt noch nicht so zivilisiert wie heute, sie galt als die entzückende Pforte des Orients, in der den ganzen Tag Zigeunermusik ertönte. Von dort wandte ich mich nördlich, und bald, nachdem ich die Karpathen überschritten hatte, wurde ich in dem Bergdorfe Zloczszol durch eine plötzliche Überschwemmung des Dniester an der Weiterreise gehindert und zum Gefangenen gemacht. Das Dorf selbst wurde durch einen Berg, der zwischen ihm und dem Nebenfluß des Dniester lag, vollständig vor den Fluten geschützt; aber alle nach Norden führenden Straßen waren unpassierbar, und das Wasser drängte sich durch die Felsenspalten, überflutete die angrenzenden Felder und ersäufte beinahe den mit Mais bepflanzten, kleinen Garten von Narchis Holzhütte, in die ich mich aus dem schmutzigen Wirtshaus gerettet hatte, wo ein schreiendes Kind in einer Wiege den ganzen Tag mein Zimmer teilte. Es war ein sehr verstreut angelegtes Dorf, dessen Häuschen einzeln am Fuße des Berges an Stellen lagen, die vor Lawinen geschützt waren. Erst eine halbe Stunde weiter in der Ebene wohnten die Menschen näher und geselliger beieinander. In der Mitte des Dorfes befand sich ein gepflasterter Marktplatz, um den ein paar Straßen mit Läden sich befanden, die in dieser Zeit, wo die Hochflut den Import von Lebensmitteln erschwerte, die besten Geschäfte machten. Hier hauste eine jüdische Kolonie, und nur in einigen nach außen gelegenen Höfen wohnten christliche Bauern, deren farbenreiche Kleidung etwas Abwechslung in die dunkeln Kaftans der Israeliten brachte. Es erschien

mir seltsam genug, in einem Orte zu sein, wo sich fast an jeder Tür ein „Mezusah“ [1]) befand. Es gab mir die mir neue Empfindung, als ob ich mitten im Lande Israels lebe, und manchmal wunderte es mich, daß die Leute hier so viel Lokal-Patriotismus zu haben schienen. Ich sagte mir dann, daß Israel der riesigen Zeder Libanons gleiche, die hierher verpflanzt worden, so prächtig gediehen war und so seltsam mit den in Zloczszol heimischen Bäumen kontrastierte. Wie der Zederbaum, so konnte auch Israel unter jeden Himmelsstrich verpflanzt werden und gedeihen, ohne etwas von seinen Eigentümlichkeiten und Charaktereigenschaften einzubüßen. Daher kam es, daß sich die Juden überall zu Hause fühlten und ein gewisser Lokal-Patriotismus sich entwickeln konnte. Dennoch war es eine Überraschung für mich, daß ich, wohin mich immer meine Reise führte, in allen Gegenden Europas Juden fand, die der Landessprache vollkommen mächtig waren und mit so großem Patriotismus an dem Lande hingen, in dem sie lebten, daß sie sogar aus andern Gegenden einwandernde Juden mit mißgünstigen Augen wie fremde Eindringlinge ansahen. Man nannte mich zwar allgemein auch „den Fremden“, aber man kam mir zuvorkommend und freundlich entgegen. Da ich bei meinem ersten Besuche der Synagoge, einem kleinen gotischen Gebäude, das in einem Hofe stand, ein paar Dollars geopfert hatte, um „die Bundeslade“ öffnen zu dürfen, hielt man mich für sehr wohlhabend und nannte mich daher „den reichen Fremden“. Nachdem ich ein paarmal hörte, daß man von mir auch als dem „hübschen Fremden“ sprach, studierte ich meinen kleinen zersprungenen Spiegel mit erneutem Interesse, um

[1]) „Mezusah“ nennt man eine kleine Hülse, die an jeder Haustür befestigt wird und eine Rolle mit hebräischen Versen enthält.

mir bescheiden zu gestehen, daß ein kräftiger Sohn der Prärie immer einen gewissen Vorteil vor diesen überschlanken, sich schlecht haltenden, hohlwangigen Juden habe. Ich war mir meines guten Aussehens sowie meiner Jugend froh bewußt, als ich das „Beth-Hamidrasch", die Gelehrtenschule, die ich zuerst für eine kleine Moschee gehalten, wie ich solche in den Tälern Budas gesehen, betrat und die seltsamen, verwitterten, alten Graubärte beobachtete, wie sie den ganzen Tag, leise summend und sich hin und her wiegend, über den wurmzerfressenen Folianten hockten. Aber trotz dieser interessanten Beobachtungen wurde es mir gerade so langweilig, auf den Abfluß des Wassers zu warten, wie es Noah einst in seinem zoologischen Institute langweilig geworden ist.

Als ich eines Tages aus dem Fenster meines in der ersten Etage gelegenen Zimmers auf die melancholische, graue Wasserfläche blickte, die das Land ringsum bedeckte, sagte ich mißmutig zu meinem buckligen Wirte, der schnupfend hinter der Haustür stand: „Ich glaube, daß es noch eine ganze Woche dauern kann, ehe ich fortkomme."

„Ach ja, leider!" antwortete Harchi.

„Warum leider?" fragte ich ihn. „Es ist eine böse Zeit, die niemand Gutes bringt, und je länger ich bleibe, desto besser wird es für euch sein."

Er schüttelte den Kopf. „Die Flut, die Sie hier gefangen hält, verhindert den Zuzug der Pilger."

„Der Pilger?" wiederholte ich.

Er starrte mich erstaunt an. „Wissen Sie nicht, daß sehr bald das ‚Neue Jahresfest' gefeiert wird?"

„O natürlich," log ich munter, denn ich schämte mich einzugestehen, daß ich nicht so genau wußte, wann die feierliche Festzeit beginne, in der der Hornruf zu Buße und Gebet aufforderte.

„Nun, um die Neujahrszeit wandern die Pilger von weither zu ihrem ‚Wunderrabbi‘, damit er ihre Gebete höre und sie Jehovah vortrage, damit er mit dem Teufel ringe und für alle Sünder vor dem Gnadenthrone Vergebung erlange.“

„Gibt es heutzutage noch Wunderrabbis?“ fragte ich.

Die Prise Tabak, die Narchi zwischen den Fingern hielt, fiel ihm vor Erstaunen auf die Erde. „Ob heute noch Wunderrabbis leben?“ rief er. „Ja — und von seinem weißen Brote leben sie — — aus Armut.“

„In Amerika haben wir keine,“ sagte ich entschuldigend. „Aber als ich in Prag war, habe ich von einem sprechen hören.“

„Ach ja, das war der große Rabbi Löw! Gesegnet sei sein Andenken,“ sagte er ehrfurchtsvoll. „Aber diese neuen Wunderrabbis verstehen sich nur auf ein Wunder.“

„Und was für ein Wunder ist das?“

„Nun, das größte von allen — sie wissen es fertig zu bringen, daß ihre Verehrer dafür sorgen, daß sie wie Fürsten leben.“ Er lachte, seinen eigenen Humor bewundernd.

„Dann sind Sie ein Ketzer?“ sagte ich.

„Ketzer!“ Das schelmische Lächeln in Narchis Augen verwandelte sich in einen zornigen Ausdruck. „Nein; sie sind die Ketzer, die Zwietracht unter den Kindern Israels säen. Haben sie nicht auf dem Grabe des heiligen Elias Wilna getanzt?“

Da die Unterhaltung von oben herunter mich ermüdete, verließ ich mein Fenster und gesellte mich zu dem unter seiner Tür stehenden Philosophen, der mir seine Ansicht über die Bewegung der Chassidim, der frommen Juden, mitteilte, die sich im 18. Jahrhundert vollzogen hat: Ansichten, die heute, wo es so viele englische Bücher über das Judentum

gibt, den amerikanischen Juden nicht mehr so unbekannt sind, wie sie es mir damals waren. Diese Quäker oder, wie wir sie vielleicht heute nennen würden, diese „Heilssoldaten", die sich gegen das orthodoxe Judentum auflehnten, traten zuerst in den Karpathen auf. Ihr Führer war ein gewisser Becht, ein Name, der, wie Narchi mir erklärte, aus den Initialen Baal-Schem-Tobs gebildet war. Sehr bald zersplitterten sich die Anhänger der neuen Richtung in unzählige verschiedene Sekten, wovon jede sich nach dem Namen des Wunderrabbi nannte, auf den sie schwor, und an dessen „ausschließliches göttliches Recht" — so war Narchis Ausdruck — sie glaubten.

„Aber wir haben den göttlichsten Führer," schloß Narchi grinsend.

„Das sagen sie ja wohl alle, was?" gab ich lächelnd zur Antwort.

„Ja, aber der Rabbi von Zloczszol ist mit dem göttlichen Siegel gekennzeichnet. Er behauptet, ein direkter Abkömmling des Königs David, des Sohnes Jesse, zu sein, aus dem der Messias erstehen wird." Der bucklige, kleine Mann schüttelte sich vor Lachen.

„Ich möchte ihn sehr gern sehen," sagte ich und freute mich, etwas gefunden zu haben, das Abwechslung in mein langweiliges Leben brachte.

Narchi deutete schweigend mit dem schmutzigen Daumen über die Ebene.

„Sie wollen doch nicht sagen, daß er dort in jenem Warenhaus wohnt?"

Narchi lachte vor Vergnügen.

„Das ein Warenhaus? Das ist ja die Klause."

„Und was bedeutet das, ‚die Klause'?"

„Das Stübchen der Frommen."

„Ist es dort, wo die Wunder vollzogen werden?"

„Nein; dies Haus ist ihre Synagoge.“

„O, sie beten also dort!“

„Beten? Sie betrinken sich da, wie Lot es einst getan.“

II.

Ich kehrte an mein Fenster zurück und blickte neugierig auf die „Klause“ hin. Nun, da ich sie aufmerksam beobachtete, bemerkte ich, daß dort ein reges Leben herrschte. Unausgesetzt kamen und gingen die Menschen. Ich blickte dann auf die Synagoge und bemerkte, daß dies viel anspruchsvollere Gebäude wie ausgestorben erschien. Ich erinnerte mich, daß Narchi mir erzählt hatte, daß die Chassidim — die Frommen — sich gegen die festgesetzten Gebetszeiten empört hatten. („Sie trinken und beten zu jeder Tageszeit,“ meinte mein Wirt.) Mir kam es aber vor, als ob heute etwas ganz Besonderes in der „Klause“ los sein müsse; ich ergriff Hut und Stock und beschloß, auf eine kleine Entdeckungsexpedition auszugehen. Ich steckte instinktiv meine Pistole in die Rocktasche, um mir gleich darauf lachend zu sagen, daß die „Frommen“ mir schwerlich etwas tun würden. Da die Pistole aber nicht geladen war, ließ ich sie in der Tasche stecken.

Ich schlüpfte in das Gebäude und setzte mich auf eine Bank am Eingang. Wenn nicht im Hintergrunde die verschleierte Bundeslade gestanden hätte, würde ich kaum gedacht haben, daß ich mich in einem Saale befände, in dem religiöse Versammlungen abgehalten wurden. Freilich saßen und standen einige Männer umher, die Gebete sangen und plärrten und mit seltsamen Gebärden begleiteten, aber die meisten saßen bequem da und rauchten aus Tonpfeifen, tranken Kaffee und plauderten, während einige, die wie richtige Landstreicher aussahen, auf den harten Bänken lang ausgestreckt lagen und trotz allen sie umgebenden Lärmes

fest schliefen und laut schnarchten. Mein Auge blickte forschend umher; ich suchte den Wunderrabbi. Aber unter all diesen, oft recht seltsamen Physiognomien war keine, die darauf schließen ließ, daß sie einer führenden Persönlichkeit angehörte. Die meisten dieser Leute hatten einen harmlosen und gutmütigen Ausdruck, und selbst die lauten Gebete der Andächtigen, die Gesten, die sie dabei vollführten, die Art, wie sie die Hände rangen oder sich auf die Brust schlugen, hatten durchaus nichts Tragisches, sondern machten einen ganz heiteren Eindruck. Sie schienen sich selbst ihrer Tränen zu freuen. Ab und zu schien einer der Plaudernden von der Andacht der Beter angesteckt zu werden, stimmte in den Singsang ein und verdrehte die Glieder. Oder einer der Andächtigen hatte genug vom Beten und gesellte sich den Plaudernden zu.

Ein alter Mann, den ich am Tage vorher auf dem Friedhofe am Bergabhang gesehen, wo er die welken Blätter von einem Grabe fegte, und dabei wie der Totengräber in „Hamlet" melancholische Weisen sang, bemerkte mich, kam auf mich zu und fragte mich, ob ich Branntwein haben wollte. Ich hielt es für ratsam, zu sagen, daß ich gern etwas haben möchte, und wurde sofort aus einem Fäßchen bedient, das der alte Bursche unter der Bundeslade versteckt zu haben schien. Der Preis dafür war so bescheiden, daß ich ihm ein ebenso großes Trinkgeld gab, was entschieden mein Renommee, ein reicher Fremder zu sein, noch befestigte. Während ich langsam den Branntwein schlürfte, versuchte ich mit etwas mehr Ruhe einiges aus der lebhaft geführten Unterhaltung zu erhaschen. Einige sprachen von der Überschwemmung, andre von Politik, noch andre von Bibeltexten und Gesetzesrollen. Aber es gab ein Gesprächsthema, das immer und immer wieder auftauchte und wie ein Leitfaden alle Plaudereien

durchwebte — das waren die Wunder, die ihr Rabbi getan.

Sie zählten mit Entzücken Wunder nach Wunder auf, die er verrichtet, einige auf der Erde, einige aber in höheren Sphären, zu denen seine Seele Zutritt hatte. Meine Neugierde wurde allmählich immer erregter; ich bestellte mir noch einen Schnaps und fragte dann den Küster: „Wo ist denn euer Rabbi?"

„Es ist möglich, daß er zum Frühstück herunterkommt," sagte er in ehrfurchtsvollem Tone, als ob er andeuten wolle, daß der Rabbi jetzt in höheren Sphären schwebe. Ich wartete, bis die Tische in der Klause gedeckt und ein einfaches, aber gutes Frühstück aufgetragen wurde. Bei dem Dufte der schmackhaften Speisen versiegte die Quelle der Andacht, und die hartnäckigsten Schläfer erwachten. Man lud mich freundlich ein, an dem Mahle teilzunehmen, und ich war sehr erstaunt zu finden, daß alles frei war, und daß der Rabbi der Wirt sei, der für alles sorgte.

„Das ist ja wirklich eine königliche Gastfreundschaft," dachte ich. Aber unser königlicher Wirt erschien nicht bei der Mahlzeit.

Mein Nachbar, den ich ein wenig auszuforschen suchte, sagte mir endlich teilnehmend, daß ich mich bis zum Freitag abend gedulden solle, dann würde der Rabbi jedenfalls erscheinen, um den Sabbath willkommen zu heißen. Heute aber war erst Dienstag. „Kann ich ihm denn keinen Besuch machen?" fragte ich.

Er schüttelte den Kopf. „Ben David empfängt in diesem Jahre nicht mehr," sagte er. „Er hat sich zurückgezogen, um sich für die Ekstasen seiner Seele in der bevorstehenden Saison, wenn die Pilger sich einstellen, vorzubereiten. Der Sabbath ist der einzige Tag, an dem er in die Öffentlichkeit tritt."

Es blieb mir also gar nichts andres übrig, als bis zum Freitag abend zu warten; doch ließ ich mir unterdessen durch Pardhi den königlichen Palast zeigen; ein sehr einfaches, zweistöckiges, orientalisch aussehendes Gebäude mit einem flachen Dach und einem Türmchen an der östlichen Seite, dessen hohes, mit Efeu umranktes Fenster bei Sonnenaufgang wie ein großer Edelstein schimmerte und blitzte.

„Er konnte nicht herunterkommen — konnte er wirklich nicht?" sagte Pardhi. — „Wahrscheinlich war er zu betrunken dazu!"

Das reizte mich. Ich hatte mir ein romantisches Bild von dem Wundermanne gemacht, und das, was ich von der Sekte gesehen, machte nicht den Eindruck auf mich, als ob sie dem Trunke ergeben sei.

„Jedenfalls ist er sehr großmütig," sagte ich. „Er gab jedem, der teilnehmen wollte, ein freies Frühstück."

„Ein Frühstück, das ihn nichts kostete," erwiderte der unerbittliche Pardhi. „Seine Verehrer denken, daß er sie bewirte, aber sie müssen es am Ende bezahlen." Er nahm kichernd eine Prise. „Ich will Ihnen sagen, was bei ihm frei ist," fügte er hinzu; „seine moralischen Ansichten."

„Woher wissen Sie das?"

„O, alle diese Burschen führen ein adamitisches Leben."

„Was bedeutet das, ein adamitisches Leben?"

Er blinzelte mir zu. „Kein Leben, wie Adam es vor Erschaffung der Eva geführt."

Ich sah, daß es nutzlos war, mit dem Buckligen über diesen Gegenstand zu sprechen.

Am Freitag abend begab ich mich wieder in die Klause, aber diesmal war es nicht so leicht, einen Platz zu finden. Indessen bekam ich durch die Güte meines Freundes, des Küsters, schließlich einen Sitz in der Nähe der Bundeslade,

wo ich unter der zu meinem Erstaunen ganz weiß gekleideten Versammlung in meinem schwarzen Rocke wie ein Rabe aussah. Es lag eine gewisse fieberhafte Erwartung in der Luft, als ob das bevorstehende neue Jahr und der Gerichtstag die Herzen aller schneller klopfen ließen. Plötzlich schien eine Bewegung die ganze Versammlung zu durchziehen, und aller Blicke wandten sich der Tür zu. Ein großer, alter Mann, der von ein paar offenbar den höheren Ständen angehörigen Personen begleitet wurde, durchschritt hocherhobenen Hauptes, aber mit schwankendem Fuße die Versammlung und bestieg das kleine Podium, das vor der Bundeslade stand. Der Küster näherte sich ihm und überreichte ihm ehrfurchtsvoll einen Gebetschal, den er einen Augenblick wie geistesabwesend in der Hand hielt, ehe er ihn über Kopf und Schultern zog. Während er so, ohne mich zu gewahren, gerade vor mir stand, prägte sich sein Bild unauslöschlich meinem Gedächtnis ein. Er schien sehr alt zu sein; seine üppigen, lang wallenden Locken und sein Bart waren weiß, er trug ein Gewand von weißer Seide, das am Halse tief ausgeschnitten und über der Brust mit reichgestickten Goldlitzen geziert war, die das Schild Davids darstellten.

Auf dem Kopfe trug er ein weißes Barett. Ich bemerkte einen seltsamen, gelben Haarstreifen in seinen buschigen, weißen Augenbrauen, als ob sich die Jugend, wenn man sich so ausdrücken kann, daran hätte klammern wollen. Unter diesen interessanten Brauen funkelten und leuchteten seine Augen in grünlichem Schein. Am Zeigefinger trug er einen Siegelring, auf dem ein großer persischer Smaragd von Amethysten umfaßt, strahlte. Wie er seine Hand erhob und senkte, wie sich seine Hände in inbrünstigem Gebete ineinander verschränkten und wieder losließen, war es mir fast, als starre der Stein dieses Ringes mich wie ein drittes grünes Auge an. Als er zu beten begann, war es, als ob

jede Spur des Alters von ihm wiche; er zitterte, aber nur von innerer Erregung; er wurde immer leidenschaftlicher, bis zuletzt sein ganzer Körper im Gebet gestikulierte. Die Versammlung folgte seinem Beispiele; die Beter rangen die Hände, bebten und stießen wehklagende Töne aus, während sie immer erregter ihre Gebete hersagten. Selbst in Prag hatte ich so etwas nicht gefühlt. Nach dem abgemessenen, kühlen Gottesdienste, den ich in Amerika kennen gelernt, war es wirklich erwärmend, sich unter Betern zu befinden, die sich ihres Gefühls nicht schämten. Es mußten Stunden vergangen sein, aber ich war ganz zufrieden, hier sitzen zu dürfen. Als endlich der Gottesdienst vorüber war, drängten sich alle um den „Wunderrabbi", um ihm zu „gesegnetem Sabbath" die Hand zu drücken. Diese Szene erinnerte mich lebhaft an unsre amerikanischen Empfänge, wo auch der Löwe des Tages jedem Gaste die königliche Pfote hinhalten muß. Aber ich machte es wie die andern und murmelte meinen Gruß. Er sah mich scharf an; es war, als ob er mich erst jetzt merke. Seine hagere, blutlose Hand drückte sich so fest über der meinen zusammen, daß es mir fast war, als wolle er mit seinem Siegelring ein Zeichen darauf drücken.

„Gesegneter Sabbath, Fremdling," erwiderte er. „Sie weilen lange hier?"

„So lange wie die Überschwemmung," sagte ich.

„Sind Sie uns so gefährlich wie diese?" gab er zurück.

„Das hoffe ich nicht," sagte ich etwas verdutzt.

Er trommelte mit seinem juwelengeschmückten Zeigefinger auf dem Lesepulte. Der Blick seiner Augen ruhte jetzt nicht mehr auf mir, er hatte sie gesenkt und schien in tiefes Nachdenken verloren.

„Ihr Großvater, der in Lemberg begraben liegt, war kein Freund der Nachfolger Beschts. Er hatte selbst die

weißen Sabbathgewänder in Bann getan und wollte von keiner Erregung in der Synagoge etwas wissen."

Mich frappierte es viel mehr, daß er überhaupt wußte, wer mein Großvater gewesen, als daß dieser alte Herr sich so entschieden gegen die hier herrschende Religionssekte erklärt hatte.

„Ich habe meinen Großvater nie gesehen," sagte ich einfach.

„Das ist wahr. Der Sohn der Prärie sollte mehr vom allgegenwärtigen Gotte wissen als die Bücherwürmer. Darf ich Ihnen einen Platz an meinem Tische anbieten?"

„Mit Vergnügen, Rabbi," murmelte ich, ganz geblendet von seinem hellseherischen Wesen.

Es wurden zwei Tische hergerichtet. Der eine für den Meister und für die von ihm Auserwählten wurde mit einem weißen Tafeltuche gedeckt, der andre blieb unbedeckt und wurde von den andern Mitgliedern der Versammlung eingenommen, soviel ihrer Platz fanden; sie drängten sich von allen Seiten eifrig heran, einen Sitz zu bekommen. Ich erhielt den Platz zur Rechten des Rabbi und wurde dadurch sofort Gegenstand der allgemeinen Bewunderung. Der Kaddisch [1]), mit dem das Abendessen eingeleitet wurde, war mir keine neue Zeremonie, aber noch niemals hatte ich gesehen, daß die Gäste sich mit solch einem Eifer dazu drängten, aus dem kreisenden Pokale mit dem vom Rabbi geweihten Weine zu nippen, und nie eine solche Enttäuschung beobachtet, wie sie sich auf den Gesichtern derer aussprach, denen es nicht gelungen, ein paar Tropfen davon mitzubekommen. Fast noch heftiger kämpften sie um den Rest der Suppe des Wunderrabbi, nachdem er selbst ein paar Löffel davon gekostet hatte. Obwohl ich neben dem Rabbi saß, hätte

---

[1]) Kaddisch, Gebete zu Ehren Gottes.

ich keine Chancen gehabt, etwas davon mitzubekommen, so heftig drängten sich alle heran. Übrigens bekam ich selbst einen guten Teller voll für mich. Kaum war die Suppe verspeist, als die ganze Gesellschaft laut und begeistert zu singen anfing. Ich wandte mich dem Rabbi zu, um mit ihm zu sprechen, aber sein Aussehen erschreckte mich. Seine Augen schienen wie in ferne, unabsehbare Weiten zu blicken. Seine Brauen erschienen fast ganz weiß zu sein, seine Züge waren wie versteinert. Ich beobachtete dann, wie sein Körper langsam ganz steif wurde, wie er die Augen schloß, während der Kopf nach hinten fiel. Der Gesang verstummte; es lagerte eine so tiefe Stille über der Versammlung, als ob die Jünger wie ihr Meister von einem Traum befallen wären. Ich prüfte mit forschenden Blicken das Antlitz des Rabbi, es war starr und unbeweglich wie das eines Toten, ohne die Würde eines solchen zu tragen. Wenn nicht das Geheimnisvolle dieses Zustandes mich gereizt hätte, würde das Aussehen des Rabbi keinen Eindruck auf mich gemacht haben. Ich entdeckte nun, wie grob und sinnlich gebildet die Lippen, wie niedrig die Stirn, wie häßlich die vorstehenden Backenknochen waren, die sonst durch die jetzt zurückfallenden langen Locken verhüllt waren. Es war der Herrscherblick seiner nun geschlossenen Augen, der dies Antlitz zu dem machte, was es war. Aber wie ich so dasaß und mit gespannter Aufmerksamkeit ihn anschaute, nahm die tiefe Stille, die schwüle Atmosphäre ringsum auch mich gefangen. Mit den andern Gläubigen empfand ich, daß die Seele dieses Mannes der Erde entrückt sei und eine Himmelfahrt mache.

Es dauerte lange — sehr lange. Vielleicht waren es auch nur wenige Minuten, denn in solch absoluter Ruhe verliert man das Zeitgefühl. — Langsam kamen wieder Zeichen des Lebens in das kataleptische Gesicht und die

Gestalt des Rabbi. Endlich öffnete er die Augen — es war lautlos still im Saal, man wagte kaum zu atmen, jeder wartete mit gespannter Aufmerksamkeit auf das, was der Rabbi sagen würde.

„Kinder," sagte er leise, „als ich durch ihre Kreise kam, riefen mir die Seelen zu: ‚Beeile dich, beeile dich, denn der Böse ist rege, und das Erscheinen des Messias wird abermals verzögert.' Und dann kam ich in das Vorzimmer der Gnade, wo die feurigen Räder sich drehten und ‚Heilig, heilig' sangen. Da begegnete ich dem kleinen Giftgotte, der darauf wartete, der Ruhm des kleinen Gerichtes zu sein. Es war aber noch eine andre Seele mit ihm, eine fremde Seele, wie ich solche noch niemals gesehen hatte, weder im Himmel noch in der Hölle, und die der Satan vielleicht geschaffen hat, um ihm als Werkzeug zu dienen. Da rief ich laut den heiligen Namen, und der Giftgott entfloh in großer Angst und ließ die namenlose, nackte Seele hilflos unter den feurigen, versengenden Rädern zurück. Ich aber kehrte durch die Weltkreise zu den Seelen zurück, um sie zu beruhigen, und sie sangen mit mir einen Lobgesang.

„Halleluja!" ertönte aus dem Munde der atemlos horchenden Gemeinde. Dann stimmten sie einen sich in fröhlichen Rhythmen bewegenden Triumphgesang an. Meine Stimmung war aber unterdessen eine andre geworden. Der Reiz der Neuheit fing an zu erblassen. Vielleicht war ich auch durch die zu lange Dauer all dieser Vorgänge ermüdet. Der gewöhnliche Ausdruck auf dem Antlitz des schlafsüchtigen Heiligen wollte sich nicht verwischen lassen. und ich fand, daß die Offenbarungen, die er seiner Gemeinde machte, nachdem seine Seele aus den Himmelssphären zurückgekehrt, einfach blödsinnig waren. —

Ich dankte ihm daher für seine Gastfreundschaft und eilte, daß ich aus dem heißen und überfüllten Saale kam.

Ach, wie köstlich war die frische, reine Luft und der wolkenlose, mit Sternen übersäte Himmel! Der Neumond stand wie ein goldenes Schiff am tiefblauen Firmament, der wahre Zauber und das Geheimnis des Weltalls offenbarte sich mir in dieser herrlichen Nacht wie so oft in unsrer herrlichen Prärie. All das künstliche Abracadraba der Klause mit ihrer überhitzten und lärmerfüllten Luft versank hinter mir. Die Lichter des Dorfes waren erloschen, und als ich auf meine Uhr sah, war ich überrascht, daß es schon beinahe Mitternacht war. Aber als ich am Palaste des Heiligen vorüberkam, wunderte ich mich, daß das Turmfenster noch erleuchtet war. Wer dort wohl noch wachen mochte? Dann aber fiel mir ein, daß es ja Freitag abend sei, an dem man kein Licht auslöschen darf. Es war wohl die Lampe in Ben Davids Schlafzimmer, die dort brannte.

„Ich dachte schon, er hätte Sie in seinem feurigen Wagen himmelwärts entführt," knurrte Narchi mich schläfrig an, als er mir die Tür öffnete.

„Der feurige Wagen darf am Sabbath nicht fahren," sagte ich lächelnd. „Und außerdem nimmt Ben David keine Passagiere mit, wenn er die himmlischen Sphären bereist."

„Himmlische Sphären! Das Gescheiteste wäre, man hinge ihn auf."

„Die Suppe war sehr gut," verteidigte ich ihn und suchte dann mein seltsames, großes Bett auf.

III.

Ich weiß nicht, woher es kam, daß, als Narchi mich beim Sabbathmittagessen spöttisch fragte, ob ich auch zum „Abendessen der heiligen Königin" gehen würde, ich gleich entschlossen war, an diesem geheimnisvollen Mahle teilzunehmen. Vielleicht geschah es, weil ich gerade nichts

Besseres zu tun wußte, vielleicht auch kehrte meine Sympathie für diese seltsamen, gutgelaunten, musikalischen Faulenzer zurück, deren Leben in so grellem Gegensatz zu dem Ideale des New Yorker Lebens stand. Vielleicht auch war ich ein wenig beeinflußt von einem wüsten Traume, der mich die ganze Nacht über verfolgt hatte; ich stand nackt in einem Chaos sich wild drehender, feuriger Räder, die die Melodie der Chassidim anstimmten. Ob ich wohl am Ende mit der namenlosen, unbeschriebenen Seele gemeint war, die dem Bösen als Werkzeug dienen sollte, das Erscheinen des Messias zu verzögern?

Schon war die Sonne untergegangen, drei Sterne blitzten am Himmel; mein frommer Hauswirt hatte eben die Zeremonie der Teilung vollzogen, als ich mich zum Ausgehen anschickte. Yarchi bot mir an, Fisch und Brot für mich einzupacken, aber ich schlug dieses Anerbieten aus. „Aber am Samstag abend muß jedermann sein Essen selbst mitbringen," sagte er.

Ich antwortete ihm, daß ich nicht hinginge, um zu essen, sondern nur, um zuzusehen. Ich kam indessen so spät an, daß, da keine Lichter brannten, von Sehen überhaupt nicht mehr viel die Rede war; ich mußte mich darauf beschränken, zuzuhören. Graues Dämmerlicht erfüllte die Klause, in der sich unheimliche Gestalten hin und her bewegten, die einen monotonen Singsang angestimmt hatten. Das im Zwielicht verschwimmende Antlitz des alten Wunderrabbi hatte einen geisterhaften und zugleich königlichen Ausdruck. Als die Dämmerung tiefer wurde und die Dunkelheit hereinbrach, wurde ich von der faszinierenden Gewalt dieser ganzen seltsamen Szene erfaßt und fortgerissen. Meine Seele wurde von dem allgemeinen Taumel ergriffen, die moderne Welt mit ihrer Zivilisation fiel von mir ab wie die Kleider von einem Badenden. Auch das primitive kleine Bergdorf, in dem ich mich befand, schien sich in ein Nichts aufzulösen.

Raum und Zeit vergessend, wiegte sich meine Seele in den einschläfernden, melodischen Klängen der Musik.

Ich weiß nicht, wie viel Zeit entschwunden, bis die Kerzen angesteckt wurden und das Abendessen zur Feier der Abschied nehmenden heiligen Königin des Sabbaths begann. Wieder lud mich der Rabbi ein, an seinem Tische Platz zu nehmen. Aber ich hatte keine Lust auf irdische Speise, und der prosaische Hunger, mit dem die Mystiker sich an die große gefüllte Suppenschüssel und an die Branntweinflasche machten, erfüllte mich mit Widerwillen.

„Der Rabbi hat geheißen, Branntwein zu trinken," summte der Küster vergnügt. Nachdem man den Hunger gestillt hatte, fing der heilige Singsang allmählich von neuem an; sie sprangen auf, trugen die Tische hinaus, bildeten einen Kreis und wirbelten in tollem Reigen umher. Auch ich geriet in diesen Menschenwirbel; wir legten uns gegenseitig die Hände auf die Schultern, und mit den Füßen nach hinten ausschlagend, um die Dämonen aus unserm Zauberkreise zu verscheuchen, rasten wir in tollem, aufgeregtem Tanze einher. Wieder war es mir, als mache meine Seele eine Wanderung in unbekannte Welten; mir schien, daß sie dem unergründlichen Geheimnisse des Lebens ebenso nahe sei, wie die Dämonen unserm Zauberkreise.

Eine religiöse Ekstase hatte mich erfaßt, ich schwelgte in Entzücken. Ich geriet in diesem barackenähnlichen Raume mit seinen gewöhnlichen Bänken, seiner hölzernen Bundeslade in eine Aufregung, wie die herrlichsten Tempel mit ihren schönen Orgeln und ihren weißgekleideten Priestern sie nie in mir hervorgebracht hatten. „Kinder des Palastes" hieß das Lied, das wir sangen, und während ich mich bemühte, den Worten des Gesanges zu folgen, war mir, als wären wir wirklich Söhne des himmlischen Vaters.

Wir brachen einige Stunden früher auf als das letzte-

mal, aber ich eilte, so schnell ich konnte, von meinen hin und her taumelnden Genossen fort, nicht weil ich Widerwillen vor ihnen empfand, sondern weil ich mich davor fürchtete, daß es der Fall sein könnte. Ich bedurfte der Einsamkeit, ich mußte mit mir allein sein. Wie das letztemal leuchtete der Halbmond, und unzählige Sterne flimmerten am blauen Firmamente.

Ich fühlte, daß es wirklich noch eine andre Welt gäbe als diese irdische — eine geistige Welt, von der ich bisher nichts gewußt, obgleich ich oft genug mit gewandter Zunge davon mitgesprochen und mit großer Befriedigung manche Predigt über dieses Thema vernommen hatte.

Die Luft war warm und angenehm. Noch ganz erfüllt von dem mir neuen Bewußtsein, mich als höheres Geschöpf zu fühlen, hatte ich die Grenzen des Dorfes fast unbewußt überschritten und schlug die Richtung nach dem Friedhof an der andern Seite des Berges ein, denn die Toten fürchten weder die Wasser noch die Lawinen. Zu meiner Linken rauschte der Fluß, der immer noch allerlei Trümmer und Hölzer mit sich führte, aber doch schon ein paar Fuß gefallen war. Der Weg wurde allmählich enger; zuletzt schritt ich auf einem ganz schmalen Pfade zwischen dem Flusse und dem steil aufsteigenden Berge, der von düsteren Tannen gekrönt war. Als ich da hinauf blickte, sah ich plötzlich eine geheimnisvolle, vom Mondlicht beleuchtete Gestalt vor mir, die mein Herz vor Schrecken und Überraschung schneller schlagen ließ.

Es war die Gestalt einer Frau oder vielmehr eines großen, königlichen Mädchens, das ein seltsam leuchtendes, weißes Gewand und eine von Rosen und Olivenblättern gebildete Krone trug. Im ersten Augenblicke erschien sie mir wie ein Geist des Mondlichts. Aber obgleich der Ausdruck ihrer Augen ein tieftrauriger und träumerischer

war, verriet doch das reizende Oval ihres Antlitzes, sowie die dunkle Elfenbeinfarbe ihrer Haut den jüdischen Typus.

Ein toller Gedanke huschte durch mein Hirn, der aber lächerlicherweise das aufgeregte Klopfen meines Herzens beruhigte. Es war die heilige Königin des Sabbaths, deren Abschied wir soeben gefeiert hatten, und die sich nun an diese einsame Stätte bis zum nächsten Freitagabend zurückzog.

„Heil dir! Heilige Königin!“ sagte ich fast unwillkürlich.

Sie sah mich mit ihren herrlichen, schönen Augen groß und fragend an, als ob sie sich erst jetzt meiner Gegenwart bewußt würde, dann neigte sie leise grüßend und mit einer wirklich königlichen Herablassung das Haupt, wie jemand, der gewohnt ist, Huldigungen entgegenzunehmen. Sie schwebte weiter — so wenigstens erschien mir die graziöse Art ihres Ganges.

Als sie an mir vorbei kam, sah ich plötzlich, daß das, was ich für ein Gewand gehalten, nichts andres als ein großes Leichentuch war. Wieder erfaßte mich ein Grauen. Aber ich überwand diese Schwäche bald und sagte mir, daß im schlimmsten Falle dies ein armes Wesen sei, das lebendig begraben worden, dann den Deckel seines Sarges gesprengt habe und nun halb wahnsinnig den Weg nach Hause suche.

„Darf ich Sie nicht begleiten?“ rief ich hinter ihr her. „Der Weg ist einsam.“

Sie wandte mir nun ihr Antlitz zu. Ich sah, daß ein warmer, wenn auch geheimnisvoller Ausdruck darin lag.

„Wer sollte es wagen, die Heilige Königin zu belästigen,“ sagte sie.

Wieder war ich vollständig verständnislos. Sollte mein erster Gedanke richtig sein? Oder hatte ich zufällig einen ihr zukommenden. nur den Eingeweihten verständlichen

Titel angewandt? Oder sollte dies nur ein Eingehen auf meine Frage sein?

„Aber Sie haben einen weiten Weg?“ fuhr ich zu fragen fort.

„Ich gehe in meines Vaters Haus.“

„Verzeihen Sie. Ich bin fremd hier.“

Sie drehte sich ganz herum und sah mich voll und freundlich an. „Ach, Sie sind der Fremde?“ sagte sie. Ihre Stimme hatte einen weichen, musikalischen Klang, und ihre Frage verriet mir, daß sie schon von mir etwas vernommen habe, daß ich also ihrem Gedankengang nicht ganz fremd sei.

„Ja, ich bin der Fremde,“ antwortete ich, langsam näher auf sie zutretend, „und deshalb fürchtete ich für Ihre Sicherheit. Ich bin bestürzt darüber, daß Sie sich mit einem Leichentuch umhüllt haben.“

„Seit meinem dreizehnten Geburtstage habe ich dies täglich getan. Es soll ein Trauergewand sein, das ich trage, weil Zion zerstört ist. Aber mich selbst, fürchte ich, erinnert es vielmehr immer daran, daß meine Mutter und meine Schwestern gestorben sind.“

„Hatten Sie Schwestern?“

„Zwei schöne, lebensvolle Schwestern! Aber das Leben einer nach der andern wurde ausgelöscht, wie man eine Kerze ausbläst. Ich war damals noch ein Kind. Auch sie trugen Leichentücher im Leben wie im Tode, erst die ältere und dann die jüngere. Wenn ich nun das meine über mein Kleid lege, muß ich immer ihrer gedenken. Ich fühle, daß wir wirklich Schwestern sind — die Schwestern des Leichentuches.“

Mir war, als hauche mich eine eiskalte Grabesluft an. Mich schauderte, obwohl ich erkannte, daß die wunderbare Erscheinung eine körperliche sei.

„Aber die Krone — die Festeskrone,“ flüsterte ich, auf

den seltsamen Kranz deutend, den sie im Haare trug. Er war mit goldnen und mit roten Seidenfäden aus Rosen, Myrten und Olivenzweigen gebunden, dazwischen leuchteten Kristalle und blaßgelbe, durchsichtige Schwefelkiesel.

„Ich weiß es selbst nicht, was die Krone bedeutet," sagte sie einfach.

Ich glaubte, auf der Spur irgendeines kabbalistischen Geheimnisses der Sekte zu sein und fragte sie:

„Sind Sie nicht die Heilige Königin?"

„Die Menschen verehren mich. Aber ich weiß nicht, von welchem Reiche ich die Königin bin." Ein sehnsüchtiges Lächeln umspielte ihre süßen Lippen. „Friede sei mit Ihnen, mein Herr. Mögen Sie sanft ruhen und schöne Träume haben." Sie wandte sich und schritt dem Dorfe zu.

Sie wußte nicht, über welches Reich sie als Königin herrschte? In diesem Satze lag ein wunderbarer Reiz, ein tiefes Pathos! Aber sie wußte doch vielleicht noch vieles, das mich aufklären würde! Es war nicht nur Neugierde, die mich bewog, zu versuchen, die holde Vision zu fesseln. Ich zitterte davor, daß sie mir auf immer entschwinden werde, daß ich nie mehr den Klang ihrer süßen Stimme hören sollte.

„Wenigstens sind Sie meine Königin," sagte ich, ihr entschlossen folgend und meine republikanischen Prinzipien und Vorurteile, wie schon so vieles andere Überflüssige, von mir werfend. „Als treuster Vasall Eurer Majestät kann ich es nicht gestatten, Sie ohne Begleitung so spät in der Nacht allein gehen zu lassen."

„Gott begleitet mich, wohin ich immer gehe," antwortete sie ruhig.

„Das ist wahr; er ist immer mit uns. Indessen in der Nacht und in diesen einsamen Bergen —"

„Erkennt man Gottes Nähe um so deutlicher. Mein

Vater vermag es kraft des Gebetes, zu jeder Stunde sich der Erde zu entrücken und seine Seele himmelwärts steigen zu lassen. Aber über mich kommt die göttliche Ekstase nur unter Gottes freiem Himmel, und meist nur nachts, wenn ich einsam unter den Gräbern wandle. Am Tage ist Gott unsichtbar für mich — wie die Sterne es sind."

„Sie können auch am Tage die Sterne erblicken, wenn Sie in einen tiefen Brunnen sehen," sagte ich mechanisch. Ich begriff nun, daß sie Ben Davids Tochter war, und daß, wenn sie selbst sich für eine Königin hielt, dies etwas mit ihrer königlichen Abkunft zu tun habe.

„Ja, so wie auch Gott einem tiefen großen Geiste stets sichtbar ist. Aber ich habe keinen überlegenen Geist, und am Tage fühle ich die Gegenwart des Allerhöchsten nicht so deutlich wie in der Nacht."

„Aber auch der Tag ist göttlich," entgegnete ich. „Gott offenbart sich doch auch in der Freude, im Sonnenschein."

„Der ist nur eine Vergoldung des Kummers."

„Nein, das ist ein hartes Wort. So dürfen Sie nicht sprechen. Wie können Sie das wissen? Sie — die Sie einsam und klösterlich in einem Turme leben, die Sie kaum in der menschlichen Gesellschaft verkehren und nachts allein unter den Toten wandeln! Was wissen Sie vom Leben, wer sagt Ihnen, daß es so traurig sei?" Ich sprach aufs Geratewohl die Vermutungen aus, die mein erregtes Hirn durchkreuzten.

„Ich fühle es doch. Sind nicht alle die Leichensteine des Friedhofes dort von den kummervollen, schmerzbeladenen Hinterbliebenen errichtet?"

Eine tiefe Traurigkeit blickte aus ihren schönen Augen. Dennoch lag etwas Tröstendes darin. Wieder sagte sie mir freundlich „Gute Nacht". Ich stand so sehr unter dem

Bann ihrer eigentümlichen Antwort, daß ich keinen weiteren Versuch, ihr zu folgen, wagte, sondern stehen blieb und beobachtete, wie sie dort, wo der Pfad sich um den Berg windet, im Dunkel der Kiefern verschwand.

IV.

Das Wasser fiel, ehe das neue Jahr anbrach. Das freudige Ereignis wurde zwar nicht wie zu Noahs Zeiten durch eine einen Olivenzweig tragende Taube, wohl aber durch die Ankunft der von Norden kommenden Pilger verkündet. Der Weg war also frei, ich hätte weiterreiten können, zögerte jedoch immer noch. Ich redete mir vor, daß es die Ankunft der Pilger sei, die mich so sehr interessiere. Sie brachten ja tatsächlich ein neues, fremdes Leben in das einsame Zloczszol. In den Läden der eingeborenen Handelsjuden herrschte ein ungewöhnlicher, reger Verkehr. Es brach eine ganze Armee in das stille Bergdorf ein, freilich manchmal absonderlicher Art. Von allen Seiten kamen Krüppel, Schwindsüchtige, Leidende, sowohl Reiche wie Arme. Im ganzen aber war es eine leichtlebige, heitere Gesellschaft, die ihr Geld bereitwilligst unter die Leute brachte. Obwohl ich Yarchi die dreifache Miete zahlen mußte, um alleiniger Herr meines Zimmers zu bleiben, erschien er doch zuweilen, um einen vorwurfsvollen Blick auf das große breite Bett zu werfen, als fände er darin, daß nur einer darin schlafe, eine sinnlose Raumverschwendung.

Das große Ereignis des Tages war jetzt immer des Rabbi Erscheinen am Morgen. Haufen von Pilgern belagerten die Tür des königlichen Palastes, um von Ben David Gesundheit, Glück und Reichtum zu erbitten. Grundeigentümer und Landstreicher standen dichtgedrängt beisammen; die armen Bauernweiber mit ihren vernachlässigten, schmutzigen

Kindern kämpften mit den juwelengeschmückten Städterinnen um den besten Platz. Es war mir ein tröstlicher Gedanke, zu wissen, daß die „Heilige Königin" sicher in ihrem Turme geborgen sei; es gelang mir nicht mehr, ihr zu begegnen, obwohl ich zu jeder Zeit des Tages und der Nacht die ganze Gegend auf meinem Braunen absuchte, in der Hoffnung, sie zu finden.

Es mag seltsam erscheinen, daß ich nicht den Mut fand, einfach hinzugehen und ihr einen Besuch zu machen. Es hätte mir jedoch geschienen, als ob ein solches alltägliches Vorgehen die zwischen uns bestehende zarte, poetische Verbindung zerrisse. Außerdem glaubte ich, nicht so ohne weiteres bei ihr vorgelassen zu werden. Ich versicherte mich zwar davon, daß sie Ben Davids Tochter sei, und man erzählte mir auch, daß er drei Töchter gehabt, von denen zwei früh gestorben seien, aber ich versuchte nicht, Näheres zu erfahren. Ich fürchtete, die Zartheit und das Geheimnis unsrer kurzen Bekanntschaft dadurch zu zerstören. Vielleicht würde Narchi mir erzählen, sie sei wahnsinnig, oder er würde mir irgendein andres Märchen aufzubinden suchen, und dadurch die poetische Erscheinung in den Staub herabzerren.

Ich wußte nicht einmal mit Gewißheit, ob es ihr Licht sei, das das Turmfenster erhellte. Aber wenn ich es in der Nacht leuchten sah, eilte ich an das Ufer des Flusses, um nichts andres als das Spiel meines eigenen Schattens auf dem weißen, felsigen Bergabhang und zwischen den Grabsteinen zu sehen. Es schien mir klar, daß man sie vor den Augen der Pilger verbergen wollte; vielleicht bot auch der zu normalen Zeiten ziemlich verlassene, einsame Weg, auf dem sie ganz zu Hause zu sein schien, jetzt weniger Sicherheit.

Als ich endlich doch einmal wagte, ganz gelegentlich Narchi gegenüber zu bemerken, es schiene, daß Ben Davids

Tochter das Haus nicht mehr verlasse, entstellte sofort das niederträchtig boshafte Lächeln, das mir so verhaßt war, seinen Mund.

„O, Sie haben Bethulah gesehen!“ sagte er.

„Ja,“ sagte ich, mein errötendes Antlitz gleichgültig von ihm abwendend, aber doch sehr froh, ihren Namen in Erfahrung gebracht zu haben. Bethulah! Bethulah! Mein Herz berauschte sich an dem Wohllaut dieses Namens.

„Läuft sie immer noch in einem Leichentuche umher?“ Er wartete meine Antwort nicht erst ab, sondern krümmte sich in lautem, nicht endenwollendem Gelächter, so daß sein Höcker wie der eines Kamels in die Höhe stand.

„Mir scheint, sie läuft überhaupt nicht umher,“ sagte ich so kalt und gleichgültig wie möglich; aber nun fing er noch toller zu lachen an.

„Ha, ha, ha! Das ist, weil er seinen eigenen Jüngern nicht mehr über den Weg traut, begreifen Sie wohl! Ha, ha!“

„Narchi!“ rief ich ärgerlich. „Sie wissen, daß es nur geschieht, um Bethulah vor jeder Berührung mit dem hier zusammengelaufenen Pöbel zu schützen!“ Ich schlug wütend mit meiner Reitpeitsche den zwischen dem Mais stehenden Mohnblumen die Köpfe ab.

„Ja, ich weiß; ich kenne Ben Davids Politik. Ich wünschte nur, daß irgendeiner das Mädel heiraten wollte, da wäre ihm rasch das Handwerk gelegt! Mit seinem guten Geschäfte wäre es vorbei!“

„Dann würde Ihr Geschäft auch ruiniert sein,“ sagte ich noch ärgerlicher. „Es gefällt Ihnen doch nicht schlecht, die Pilger in teures Logis zu nehmen.“

Narchi zuckte die Achseln. „Wenn Narren Narren sind, so sind die Weisen eben weise Leute!“ sagte er wichtig, als ob es ein Orakelspruch wäre.

Ich ließ ihn stehen. Aber er hatte mir zu einem neuen Einfalle verholfen. Irgend jemand konnte sie heiraten. Warum sollte ich nicht der Mann sein? Warum sollte ich Bethulah nicht mit mir nach Amerika nehmen — den köstlichsten Schatz der alten Welt! — Ein freimütiges, jungfräuliches Geschöpf, dessen ganzes Wesen jenen engelhaften Zug hatte, nach dem ich mich immer gesehnt, den ich aber bei unsern „feschen" Mädchen vergebens gesucht habe. Selbst wenn es wahr sein sollte, daß Ben David ein Betrüger wäre und ihm das Mädchen zu seinen kabbalistischen Mystifikationen nötig war, so war ich doch reich genug, um ihn dafür zu entschädigen. Das Mädchen selbst war sich jedenfalls der Machenschaften ihres Vaters nicht bewußt; davon war ich fest überzeugt.

Nachdem ich mich etwas beruhigt hatte, fing ich an, die Angelegenheit ernstlich in Erwägung zu ziehen und von allen Seiten zu beleuchten. Was würde Bethulah selbst dazu sagen? Würde sie mich wohl heiraten wollen? Würde sie wagen, mit mir in ein ihr unbekanntes, unzivilisiertes Land zu gehen? Würde eine solche Vereinigung nicht am Ende doch ein Mißverhältnis erzeugen? Würde sie sich nicht als zu phantastisch für das praktische Leben erweisen? Ich kämpfte drei Tage mit mir selbst und behielt dabei immer Bethulahs Turm und die Wege, auf denen ich ihr begegnen konnte, im Auge. Am dritten Abend bemerkte ich, daß eine Menge lärmender Männer sich vor dem Teile des Hauses, an dem der Turm sich befand, versammelt hatte; sie richteten ihr Auge auf das Licht, das von dem Fenster schien, hatten einen Ring gebildet und tanzten laut singend einen tollen Reigen. Ich konnte anfangs kein Wort ihres Gesanges verstehen; er wiederholte sich fortwährend, wie ihr immer aufgeregter werdender Rundtanz; ich horchte mit gespanntester Aufmerksamkeit, bis mir selbst

schwindelte. Es schien mir, als ob ihr Gesang Bethulah aufforderе, ihre Sache an dem kommenden Yom-Hadin (Neujahrstag, Tag des Gerichtes) in ihrem Gebete bei Gott zu befürworten. Es lautete ungefähr so:

„Wenn am nahenden Yom-Hadin
Himmelwärts fliegt deine Seele,
Reine Jungfrau ohne Fehle,
Heil'ge Maid!

Bitt' dann für uns arme Sünder,
Und des Giftgotts Tück' und Lüge
Durch dein reines Herz besiege!
Heil'ge Maid."

Als ich später aus der Erinnerung diese Verse niederschrieb, bemerkte ich, daß sie in der Ursprache ein Akrostichon bildeten, das ihren Namen wiedergab. Ich konnte dies aber in der Übersetzung nicht festhalten.

V.

Trotz der neuen Begriffe, die ich über geistige Dinge erworben, konnte ich mich denn doch nicht mit solch roher Vorstellung von dem Gerichte Gottes befreunden. (Sie ist wahrscheinlich einer Stelle aus dem Buche Hiob entlehnt, die unsre aufgeklärteren Rabbiner im Westen mit Recht für eine Allegorie halten.) Daß die Seele in einem Traumzustande sich zeitweise vom Körper ablöse, um eine Himmelfahrt zu machen, war schon das Äußerste, was mir glaubhaft erschien. Außerdem schien es mir, als ob Bethulah in keiner Weise befähigt sei, vor dem himmlischen Gerichtshofe als Advokat andrer aufzutreten. Sie war einfach ein trauriges, unendlich liebliches, süßes Wesen, das selbst der Liebe und des Schutzes bedurfte.

Der die Wohnung meiner Herzensdame umtobende Pöbel erregte meinen Unwillen und erhöhte meine Leiden-

schaft für diese schöne „Schwester des Leichentuches". Ich beschloß, sie unter allen Umständen ihrer grotesken Umgebung zu entziehen. Ich wollte zu ihrem Vater gehen und, wie es hierzulande die Sitte gebot, ihn formell um die Hand seiner Tochter bitten. Ich beschlief die Sache, als aber am andern Morgen mein Entschluß noch unerschüttert war, mischte ich mich gleich nach dem Frühstück unter die vor dem mit dem Turme gekrönten Hause wartende Pilgerschar, die Einlaß beim Rabbi verlangte. Mit Hilfe eines Goldstückes, das ich unbemerkt in die Hand des Türhüters gleiten ließ, gelang es mir, bald Zutritt zu erhalten. Der im Vorzimmer wartende Schreiber sagte mir, daß ich meinen Wunsch auf ein Stück Papier niederschreiben müsse, dann aber dieses dem Rabbi gleich selbst hineinbringen dürfe.

Ben David saß in einem seltsamen, mit weichen Kissen versehenen, hochlehnigen Stuhle, dessen Schnitzereien sich durchschneidende Triangel darstellten, die oben in einer Spitze ausliefen; sonst war aber in seiner Umgebung nichts davon zu bemerken, was Narchi als Charlatanerie bezeichnet haben könnte. Er trug ein schwarzes Samtbarett, unter dem seine weißen Locken hervorkamen, die sich mit dem langen Barte vereinigten und sein ernstes Gesicht umrahmten. Er machte denselben würdevollen Eindruck, den er zuerst auf mich gemacht, und seine lange, pelzverbrämte Robe gab ihm das Aussehen eines mittelalterlichen Weisen.

„Friede sei mit dir, Fremdling, der du so lange unter uns verweilst," sagte er; seine grünlichen Augen funkelten in unheimlichem Glanze.

„Friede," murmelte ich.

Mit der linken Hand empfing er darauf das von mir überreichte Papier und hielt es, ohne es jedoch zu entfalten, an seine Stirn. Ich beobachtete, wie das Licht in

dem persischen Smaragde seines Siegelringes spielte, den er am Zeigefinger trug. Plötzlich bemerkte ich, daß auch er den Stein ansah, ja, daß er ihn mit den Blicken zu durchschauen schien, und daß, während der Ring zu blitzen fortfuhr, seine eigenen Augen starr und unbeweglich geworden waren.

„Seltsam, seltsam!" murmelte er. „Wieder sehe ich die feurigen Räder und die fremde Seele, die sich der Satan zum Werkzeug erkoren hat, diese Seele, die weder zur Hölle noch zum Himmel gehörig ist." Seine Augen belebten sich wieder, nahmen einen schrecklichen Ausdruck an und rollten wie feurige Räder.

„Was wollen Sie von mir?" rief er mit rauher Stimme.

„Es steht auf dem Papier," stotterte ich. „Nur ein paar Worte."

Er öffnete das Papier und las laut: „Ihre Tochter!" Wieder rollte er die Augen. „Was wissen Sie von meiner Tochter?"

„O, ich weiß alles von ihr," sagte ich hochmütig.

„Dann müssen Sie doch auch wissen, daß sie keine Pilger empfängt."

„Nein, aber ich wünschte Ihre Tochter von Ihnen zu empfangen," antwortete ich mit heiterer Miene, obwohl mir durchaus nicht heiter zumute war. Er erhob seine geballte Faust, als ob er mich niederschlagen wolle, und ich hatte ein unbehagliches Gefühl, als ob drei haßerfüllte, grüne Augen mich anstarrten. Aber ich gewann es über mich, so kühl und ruhig wie möglich meinen Platz zu behaupten und sagte in trockenem, geschäftsmäßigem Tone: „Ich wünsche mich um ihre Hand zu bewerben."

Sein kalt blickendes Gesicht nahm plötzlich einen so düstern, schwarzen Ausdruck an, daß es beinahe war, als

habe er sich das schwarze Barett über die Stirn gezogen. Seine buschigen, weißen Augenbrauen hingen wie eine drohende Wolke über seinen schrecklich aussehenden Augen.

Ich bebte zurück; dann war mir's, als sähe ich in einer plötzlichen Vision das Bild der fröhlich über den Broadway dahinfahrenden Wagen in jener andern, von der Sonne durchleuchteten, aufgeklärten und vorwärtsstrebenden neuen Welt. Der Wunderrabbi erschien mir nicht anders als ein abgeschmackt alberner, alter Vater, der eine schöne Tochter und ein sehr reizbares Temperament hatte.

„Ich bin ein wohlhabender Mann," fuhr ich trocken fort. „In meiner Heimat besitze ich sehr große, einträgliche Ländereien."

Wie schrecklich es sei, in solcher Art um ein Weib wie Bethulah zu werben, wurde mir klar, während ich diese Worte aussprach. Um ein so entzückendes, aus Nebel und Mondschein gewobenes Wesen zu werben und dann von Wohlhabenheit und fetten Ländereien zu sprechen! Es war ungeheuer! Und doch wußte ich, daß ich so reden mußte, und daß der einzige, richtige Weg, in Zloczszol eine Braut zu gewinnen, der war, dem Vater des Mädchens offen die Vermögensverhältnisse darzulegen.

Aber der Wunderrabbi sprang so heftig auf seine Füße, daß sein hochlehniger Stuhl beinahe umgefallen wäre.

„Hund!" kreischte er. „Gotteslästerer!"

Ich rief all mein amerikanisches kaltes Blut zur Hilfe.

„Hund," gab ich zu, „gewiß, insofern, als ich Ihrer Tochter wie ein treuer Hund demütig und voller Liebe folge. Aber Gotteslästerer? Nein, sagen Sie lieber ein Verehrer. Denn ich verehre Bethulah."

„Dann verehren Sie sie so, wie auch die andern es tun," brüllte er mich an. Hätte ich nicht gewußt, wie er

beten konnte, so würde ich erwartet haben, der alte Patriarch müsse nach einem solchen Wutausbruche zusammenfallen.

„Danke Ihnen," sagte ich. „Ich wünsche durchaus nicht, daß sie meinetwegen in einen Traumzustand gerät, und daß ihre Seele eine Himmelfahrt macht. Ich möchte sie vielmehr aus ihrem Turm herab und auf diese schöne Erde locken."

„Sie wird sich niemals dazu herablassen, einem irdischen Gatten anzugehören," sagte er in etwas milderem Tone, „ganz im Gegenteile."

„Nun, dann kann meine Seele ja auch mal eine Himmelfahrt machen," sagte ich hochmütig.

„Kehr zurück zur Hölle, du verfluchte Satansbrut!" donnerte er mich wieder an. „Oder, da du seltsamer Sohn der neuen Welt weder ein Gläubiger noch ein Ungläubiger bist, weile ewig zwischen Himmel und Hölle."

„Vorläufig verweile ich noch hier," antwortete ich gutlaunig, „zwischen Ihnen und Ihrer Tochter. Kommen Sie, seien Sie doch vernünftig. Sie sind ein sehr alter Mann! Wo könnten Sie in ganz Zloczszol eine bessere Partie für Ihre Tochter finden?"

„Der Herr, dem sie geweiht ist, möge Ihnen diese Gotteslästerung vergeben," antwortete er in verändertem, ruhigem Tone und schellte, daß der nächste Bittsucher vorgelassen werde. So war ich gezwungen, zu gehen.

Es war klar, daß das Mädchen zum Zölibat verurteilt war, daß sie wie eine Vestalin lebte und als reine Jungfrau sterben sollte — Bethulah ist das hebräische Wort für Jungfrau, wie mir plötzlich einfiel. Aber wie konnten solche Gebräuche in dem Judentum Einlaß finden, dem Judentum mit seinem freudigen Gesetze: „Seid fruchtbar und vermehret euch"? Ich hatte bisher geglaubt, daß der Chassidismus Träger der Lebensfreudigkeit des Judentums sei!

Nach Narchis Lesart war es ja ein freies Leben, wie im adamitischen Zeitalter. Ich durchstöberte alle meine Erinnerungen an die Bibel — und Jephtas Tochter fiel mir ein. Aber nein! Von einem Gelübde konnte bei ihr keine Rede sein, das war eben ein neues Geheimnis des Chassidismus. Die Krone und das Leichentuch! Das Leichentuch der Entsagung und die Krone des Sieges!

Und wegen irgendeiner schattenhaften Mythe sollte ein junges, schönes Leben geopfert werden? Mein Achtung vor dem Chassidismus verschwand ebenso plötzlich, wie sie gekommen war.

Aber ich war machtlos. Ich konnte nur warten, bis sich die Flut der Pilger verlaufen hatte, wie ich zuerst darauf gewartet hatte, daß die Wasser fielen. Dann würde es Bethulah vielleicht wieder gestattet werden, auf die mondbeleuchtete Bergeshöhe zu steigen und im „Hause des Lebens" zu weilen, wie man mystischerweise den Friedhof nennt.

Die Bußzeit mit ihren Trompeten- und Posaunenstößen, ihrem Urteilschreiben und -besiegeln war endlich vorüber, und das Laubhüttenfest kam zu allgemeiner Erleichterung und Freude. Narchi errichtete in der Ecke seines Vordergärtchens eine kleine Holzlaube, die er reich mit grünen Gewinden zierte. In dem lose aus Zweigen gebildeten Dache befestigte er Trauben, Orangen und Blumen, zwischen denen die Sterne freundlich auf uns herabblinkten, wenn wir abends dort unsre Mahlzeit verzehrten. Ich fand, daß dies wirklich ein sehr hübscher, alter Brauch war, und wunderte mich darüber, daß die Juden Amerikas ihn abgelegt hatten. Ehe die Laubhütten wieder abgebrochen wurden, hatte sich der Strom der Pilger verlaufen. Zloczszol versank in den alten schläfrigen Zustand.

Ich war daher ganz erstaunt, als eines Morgens ein fröhlicher Zug an meiner Wohnung vorüber kam. Er war

von Fackelträgern, Flötenbläsern und Tamburinspielern begleitet. Ich lief hinaus und erfuhr, daß es ein Teil eines Hochzeitszuges sei, der der Braut das Geleite gab. Da die Leute sich nicht zum Chassidismus bekannten, sondern gewöhnliche Juden waren, zogen sie zu der kleinen, im gotischen Stile erbauten Synagoge. Trotzdem ich nun schon das Laubhüttenfest mitgemacht hatte, war ich sehr überrascht von dem pittoresken Aufzuge. Ich schloß mich daher dem Zuge an. Wir zogen bis zum Hofe der Synagoge, wo uns der Rabbi mit dem Bräutigam entgegenkam, der, wie es schien, unmittelbar vorher mit ähnlichem Pompe dahin geleitet worden war. Der glückstrahlende Jüngling — er war kaum 16 Jahre alt — war festlich gekleidet, trug weiße Schuhe an den Füßen, schwarze Gebetriemen über der Stirn und eine Art von Kapuze auf dem Kopfe. Er ergriff die Hand der Braut, dann warfen wir alle gesegnete Weizenkörner über die Köpfe des Paares und riefen dabei dreimal „Peru Urou" (Seid fruchtbar und vermehret euch). Aber als ich dachte, daß nun die Hochzeitszeremonie beginnen müsse, wurde die Braut entführt, und wir alle begaben uns in die Synagoge, um dort ihre Rückkehr zu erwarten.

Ich war in ein trauriges Träumen versunken — vielleicht stand ich zu sehr unter dem Eindrucke meiner eigenen, romantischen und unglücklichen Herzensgeschichte, — als ich durch die Erregung meiner Nachbarn geweckt wurde. Als ich aufblickte, sah ich eine große, weibliche Gestalt in ein weißes Leichentuch gehüllt, mit verschleiertem Gesichte; sie trug einen Kranz von Myrten, Rosen und Olivenzweigen auf ihrem Kopfe. Ein Schauder durchrieselte mich. „Bethulah," rief ich halblaut. Meine Nachbarn lächelten, und da ich fortfuhr, die Gestalt anzuschauen, entdeckte ich bald, daß es die Braut war, die man in dieser Umhüllung

unter den Trau-Baldachin geführt hatte. Plötzlich kam eine Art von Verständnis über mich. Bethulahs seltsame Kleidung war ein Brautgewand. Sie sollte eine ewige Braut erscheinen. Ja, aber wessen Braut? Wo fand ich den Schlüssel zu diesem kabbalistischen Geheimnisse? Die am Freitagabend gesungene Hymne fiel mir ein:

„Den Sabbath lasset uns begrüßen,
Geliebter komm, begrüß' die Braut."

Für einen Augenblick glaubte ich des Rätsels Lösung gefunden zu haben, verstand, daß meine erste Vermutung die richtige gewesen sei. Die „Heilige Königin des Sabbaths" war die Sabbathbraut, und diese doppelte Allegorie war es, die durch Bethulah verkörpert wurde. Vielleicht sollte sie auch eine Verkörperung Israels, der Braut Gottes, sein.

Aber ich war noch immer unzufrieden. Ich fühlte, daß die Wahrheit tiefer liege und mehr sei als eine poetische Metapher und Maskerade. Ich habe die Wahrheit endlich auch wirklich entdeckt, freilich erst, als ich mein Leben dafür wagte.

VI.

Ich fuhr fort, wie der Geist eines Ertrunkenen nachts auf dem engen Pfade zwischen dem Berge und dem Flusse zu wandern, ohne daß es mir gelang, Bethulah wieder zu sehen. Endlich wurde mir klar, daß ihr Vater sie vor mir gewarnt hatte, und daß sie die Stunden ihrer geistigen Übungen und Seelenreisen geändert, vielleicht auch einen andern Ort dafür gewählt hatte. Der Zufall war mir jedoch endlich günstig und verhalf mir zu einer zweiten Zusammenkunft mit dem seltsamen Wesen.

Ich hatte mich dadurch etwas zu zerstreuen gesucht, daß ich ein benachbartes Dorf besuchte, das in jeder Weise einen erfrischenden Kontrast mit dem ganz jüdischen

Zloczszol bot, von den am Wege stehenden Kreuzen, die mit Kränzen geschmückt waren und die rings um die mit vergoldeter Turmspitze gezierte Kirche lagen, an bis zu den Bauerfrauen in ihren rosa Schürzen und hohen Stiefeln.

Ein wunderbarer Sonnenuntergang war beinahe vorüber, als ich den Heimweg antrat, der am Flusse vorbeiführte. Das Ufer war hier sehr steil; der Fluß wand sich durch Felsenklippen. Am Himmel schwebten zarte, in Gold getauchte Wölkchen, wie Reliquien der vergangnen Herrlichkeit, und die herbstlich gefärbten Blätter, durch die mein Brauner seinen Weg nahm, schienen alle in Sonnengold getaucht zu sein. Im Hintergrunde erhob sich die weiße Bergeshöhe, und ganz unten am Horizonte versank die Sonne in glühender Pracht.

Und gerade von Westen her, als sei sie aus der untergehenden Sonne herausgestiegen, schritt Bethulah über die herbstlichen Blätter dahin. Sie schien in tiefes Sinnen verloren zu sein, und war wie das erstemal, als ich sie gesehen, von einem Leichentuche umhüllt und mit einer Krone geschmückt. Ein langer Schatten glitt vor ihr her.

Ich hielt mein Pferd an und beobachtete das Nahen der holden Erscheinung mit hochklopfendem Herzen. Wie ich so auf sie hinschaute und ihrer grotesken Verehrer gedachte, fiel mir auf, in wie seltsamer Weise die Natur ihre schöne Erde bevölkert hat. Die ganze Herrlichkeit des Sonnenunterganges, die Berge und Seen, die großartige Natur, die mich umgab, wie wenig paßte dies alles zu dem hier lebenden, armseligen und kleindenkenden Menschengeschlechte. Bethulah schien mir die einzige, die dieses Schauplatzes würdig war. Sie allein paßte in diese einsame und große Natur.

„Bethulah!" sagte ich, als sie schon ganz nahe bei meinem Pferde war.

Sie blickte auf und stieß einen kleinen Schrei aus, der ebensowohl Freude wie Überraschung bedeuten konnte. Aber an dem Lächeln, das ihre Lippen umspielte, an dem hellen Rot, das plötzlich ihre Wangen färbte, erkannte ich, daß sie beides, überrascht und erfreut war, und daß diese unsre zweite Begegnung ihr ebenso köstlich erschien wie mir.

Aber die sich ihres Handelns bewußte Bethulah suchte den Eindruck der Gefühle zu verwischen, die die überraschte Bethulah verraten hatte. „Es ist nicht recht von Ihnen, Fremdling, daß Sie noch immer hier verweilen," sagte sie mit ernster Stirn.

„Ich bin Ihr Schatten," erwiderte ich, „und muß da sein, wo Sie verweilen."

„Aber mein Vater sagt, daß Sie wirklich ein Schatten sind — ein Wesen, das der Giftgott erschuf, um Leid über uns zu bringen."

„Nein, nein," sagte ich lachend, „mein Pferd trägt kein Schattenbild. Und der Giftgott, der mich erschuf, ist nicht der lächerliche, mit Hörnern versehene, geschwänzte Versucher, an den man Sie zu glauben gelehrt hat, sondern ein kleiner Gott mit rosigen Flügeln, mit einem Bogen und vergifteten Pfeilen."

„Ein kleiner Gott mit rosigen Flügeln?" sagte sie. „Ich kenne keinen solchen."

„O," erwiderte ich lächelnd, „Sie wissen ja auch nicht, worüber Sie als Königin herrschen."

„Es gibt nur einen Gott," sagte sie mit süßem Ernst, „blicken Sie hin, er brennt in dem feurigen Busche, den er dennoch nicht verzehrt."

Sie deutete hinüber, wo die eben untergehende rote Sonne wie eine Flamme den Busch beleuchtete.

„Genau so brennt dieser Liebesgott in unsern Herzen,"

sagte ich, ihre poetische Redeweise aufnehmend, „und wir werden nicht davon verzehrt, sondern veredelt.“

Ich versuchte es, ihre Hand zu berühren, die sie liebkosend auf den Nacken meines Pferdes gelegt hatte. Aber sie zog sie mit einem Schrei zurück.

„Ich darf Ihnen nicht zuhören. Dies ist die sündhafte Redeweise, vor der mein Vater mich gewarnt hat.“ Mit raschem Schritte nahm sie den Heimweg auf.

Ich saß ein paar Minuten still und halb fassungslos da und verfolgte mit den Augen ihre graziösen Bewegungen. Dann berührte ich meinen Braunen mit der Ferse und sprengte ihr nach. In demselben Augenblicke jedoch drangen drei Männer in langen Kaftanen und mit großen runden Hüten aus dem Dickicht unter lautem Geschrei und mit brennenden Fichtenzweigen, die sie hin und her schwenkten, auf mich ein. Mein erschrecktes Tier scheute, bäumte sich und raste dann in tollem Galopp davon, gerade auf die Strombiegung zwischen den Felsen zu. Ich warf mich im Sattel zurück, riß das Tier verzweifelt am Zügel und versuchte es wieder in meine Gewalt zu bekommen, aber all meine Mühe war vergebens. Ich befreite meine Füße aus dem Bügel und bereitete mich darauf vor, abzuspringen, ehe das Tier den Fluß erreichte, als ein weit überhängender Ast mich zwang, rasch den Kopf zu senken. Mit einer andern instinktiven Bewegung erhob ich die Hände über mir und erfaßte den Ast. Trotz eines heftigen Ruckes, der mir die Arme aus dem Gelenke zu zerren drohte und meine Füße in die Höhe schleuderte, hing ich sicher an dem Aste. Mein Pferd war schon in dem nächsten Augenblicke am Strome. Mit einem wilden, unglaublich weiten Sprunge suchte es hinüberzusetzen, und erreichte mit den Vorderfüßen und dem Oberkörper das jenseitige Ufer. Es gelang ihm, sich ganz hinaufzuziehen. Zitternd und schweißbedeckt blieb das Tier drüben stehen.

Ich konnte es nicht erreichen, aber es war ein kluges Tier, und ich war sicher, daß es seinen Weg nach Hause finden würde. Ich ließ mich also herunter und lief den Weg zurück, in der Hoffnung, Bethulah wiederzufinden, und in der Absicht, die drei Schufte zu züchtigen. Aber alle waren unsichtbar geworden.

Ich ging eine halbe Meile weit über die Ebene dahin, um eine über den Fluß führende einfache Holzbrücke zu erreichen. Am andern Ufer hatte ich wenig Mühe, meine Stute wiederzubekommen. Sie kam mir entgegen, legte ihre weichen, noch immer lebhaft atmenden Nüstern auf meine Hand und wieherte leise, als wollte sie sich entschuldigen und mir wegen unsres Entkommens Glück wünschen.

Ich ritt langsam nach Hause und dachte über diese neue Wendung der Dinge nach, denn es war ja ganz klar, daß man Bethulah mit einer Leibwache umgeben hatte, obwohl sie selbst keine Ahnung davon hatte.

Wenn man es nicht augenscheinlich für notwendig erachtete, daß sie unter Gottes freiem Himmel ihre Seele in gewohnter Weise in höhere Sphären aufsteigen ließe, würde man ihr wahrscheinlich nicht erlaubt haben, dieselbe Luft einzuatmen, in der ein solches Geschöpf des Teufels wie ich immer noch verweilte.

Ich stand am andern Tage an derselben Holzbrücke, sonnte mich und blickte in den schnell dahinfließenden Strom. Ich bedauerte, daß die einfache Holzbrücke nicht mal ein Geländer hatte, über das man sich lehnen konnte, um recht behaglich den Lauf des schönen Stromes beobachten zu können. Es fiel mir besonders auf, wie blau das Wasser war, im Gegensatz zu den langen Wurzeln und dem Unkraut, das hier und da wie große grüne Wasserschnecken von den Wellen mitgeführt wurde. Dieses Grün erinnerte mich durch eine seltsame Gedankenverbindung an die Augen

des Wunderrabbi und an den Smaragd seines Siegelringes; ich wandte mich jäh um, da ich das Gefühl einer mir unmittelbar drohenden Gefahr hatte: es geschah noch rechtzeitig, um den Angriff der drei Schufte abzuwehren, die offenbar im Begriffe waren, mich in das Wasser zu stoßen.

Im selben Augenblick hatte ich meine Pistole aus der Seitentasche meines Rockes gezogen und rief laut: „Steht, oder ich schieße!"

Das noble Trio blieb wie vor Schrecken erstarrt in den groteskesten Stellungen wie versteinert stehen — zu meinem großen Glücke, denn meine Pistole war nicht geladen. Sie machten einen fast komischen Eindruck in ihrer feigen Angst. Ihre niedrigen, fanatischen Stirnen lugten unter den samtnen, mit Pelz verzierten großen Hüten hervor, lange Locken hingen herunter und schienen darauf zu deuten, daß sie sich bisher mehr damit abgegeben hatten, Bibeltexte zu zergliedern als Menschen zu ermorden. Wenn ich nicht noch tief empört über den mir gestern gespielten Streich gewesen wäre, würde ich beinahe Mitleid mit diesen Jammergestalten gehabt haben, die Ben David dazu ausersehen hatte, das Werkzeug des Giftgottes von dieser Erde zu vertilgen. Einer von ihnen schien schon ziemlich alt zu sein, ein andrer war noch ganz jung. Der dritte hatte einen Kropf und schien mir am gefährlichsten auszusehen, weshalb ich ihn nicht aus dem Auge ließ.

„Söhne Belials," sagte ich, die biblische Redeweise aufnehmend, da ich ihnen dadurch zu imponieren dachte, „warum trachtet ihr nach meinem Leben?"

Zwei von ihnen wichen vor meinem ernsten Blicke zurück, aber der ältere der Chassidim bemerkte, daß ich die Pistole gesenkt hatte, und antwortete keck: „Wir sind nicht die Söhne Belials. Du aber bist ein Kind des Satans; du bist der Erzfeind Israels!"

„Ich?“ protestierte ich meinerseits. „Ich ein einfacher, gottesfürchtiger Sohn Abrahams?“

„Ein köstlicher Sprößling aus dem Samen des Patriarchen, der die Ankunft des Messias verzögern wollte!“

Wieder diese mir unverständliche Anklage.

„Ihr sprecht in Rätseln zu mir,“ sagte ich.

„Wieso? Haben Sie denn nicht Ben David selbst gesagt, daß Sie alles wüßten, was Bethulah anginge? Dann müssen Sie doch auch wissen, daß aus ihrem Schoße am neunten Ab in unbefleckter Empfängnis der Messias hervorgehen wird.“

Nun endlich ging mir ein Licht auf — ein mystisches, aber doch erhellendes Licht, das mir wenigstens Aufklärung verschaffte. Die Pistole zitterte in meiner Hand. Seltsame Vorstellungen tauchten in meinem überreizten Hirne auf, und Bethulah, die mir von Anfang an wie ein göttliches Wesen vorgekommen, schien von einem Heiligenschein umgeben in höhere, übernatürliche Sphären entrückt zu sein.

„Sind wir nicht lange genug in der Verbannung gewesen?“ sagte der jüngste. „Soll ein gottloser Fremdling abermals unsre Hoffnung auf Generationen hinaus zertreten?“

„Aber woher stammt diese tolle Hoffnung?“ sagte ich, seinen mystischen Angriff abwehrend.

„Toll?“ begann der erste. Seine Augen glühten, aber der jüngere unterbrach ihn.

„Ist nicht unser Heiliger der einzige gerade Abkömmling aus dem Hause Davids? Ist nicht seine Tochter die letzte ihres Stammes?“

„Nun, und wenn sie das ist?“

„Wer anders als sie könnte dann dazu auserkoren sein, die Mutter des Erlösers von Israel zu werden?“

Der mit dem Kropfe behaftete Chasside fügte hinzu: „Wenn nicht jetzt, wann sollte es geschehen?“

Der junge Mann fuhr fort: „Es ist ganz gewiß, daß die Geburt des Messias sich in unsern Tagen vollziehen wird, und ebenso sicher, daß der Ruhm und das Glück, ihn unbefleckt zu empfangen, einer Tochter aus dem Hause Ben Davids zuteil wird. Alle Zeichen haben sich erfüllt, und ganze Generationen hindurch haben die Töchter aus Davids Stamm keinem Manne angehört und sind unvermählt gestorben."

„Was?" rief ich, „Generationen von Bethulahs sind einem Wahne geopfert worden?"

Wieder sah der alte Chasside mich wütend an. Ich aber hob ruhig meine Pistole auf und frug dann in etwas versöhnlicherem Tone: „Aber wie konnte sich dann der Stamm Davids fortpflanzen?"

„Durch die Söhne, natürlich," sagte der junge Chasside. Jetzt zum ersten Male sind keine Söhne da, auf dieses einen Tochter ruht unsre Hoffnung, sie ist die Auserkorene, aus deren Schoß unser Heil hervorgehen wird."

Ich versuchte es, an New-York zu denken und mir das lebensvolle Bild des Broadway vorzustellen, wie ich dies mit Erfolg bei meinem Zwiegespräche mit dem alten Wunderrabbi getan. Aber es wollte mir nicht recht gelingen. Der Fanatismus, mit dem diese Leute ihre mystischen Glaubenssätze vortrugen, hatte beinahe etwas Überzeugendes. War es denn derselbe Planet, auf dem sich so verschiedene Dinge ereigneten? Oder träumte ich, waren diese drei grotesken Wesen nur Traumgestalten?

Aber es war heller Tag, ich sah sie mit ihren langen Bärten deutlich vor mir stehen, und unten in den sonnendurchleuchteten Fluten erkannte ich jeden Schatten, jeden Farbenton des langen, grünen Unkrautes, bis zu den braunen Moosflecken.

Am Ufer spazierten zwei Krähen einher, ich bemerkte

zum ersten Male, mit welch komischer Grandezza sie einherstolzierten. Sie sahen aus wie ein paar sich sehr wichtig vorkommende alte Herren, die die Hände in die Taschen ihres langen schwarzen Gehrockes gesteckt hatten. Ich mußte unwillkürlich lächeln, aber eine drohende Bewegung der Chassidim belehrte mich darüber, daß ich mich vorzusehen habe.

„Und weiß das Mädchen selbst all das?“ frug ich.

„Sie hat es bis gestern nicht gewußt,“ sagte der ältere Chasside, „aber jetzt hat man ihr alles gesagt.“

Es entstand eine lange Pause. Ich überlegte rasch, aber unzusammenhängend, da ich jeden Augenblick einem erneuten Angriff meiner Gegner entgegensehen konnte und besonders dem mit dem Kropf behafteten Heiligen nicht traute, um so weniger, als er sich ganz schweigend verhielt.

„Ist denn Bethulah mit ihrem Geschicke zufrieden?“ fragte ich.

„Sie ist im siebenten Himmel,“ sagte der alte Chasside.

Ich glaubte diesen Worten nicht. Ich dachte daran, wie ihr süßes Antlitz, als sie mich gesehen, hoch erglüht war. Obgleich unsre Begegnung nur eine kurze gewesen, fühlte ich dennoch, daß unsre Herzen zueinander gehörten, daß es nur eine Frage der Zeit sein würde, sie zu gewinnen.

„Möge Bethulah mir das selbst sagen,“ rief ich entschlossen, „dann will ich nicht versuchen, sie dem Himmel zu entreißen.“

Die Männer blickten einander an. Dann schüttelte der Alte den Kopf. „Nein, Sie dürfen nie mehr mit ihr sprechen.“

Der junge Mann sagte: „Wir haben hier junge Mädchen, die sogar schöner sind wie Bethulah. Sie sollen die Wahl haben! Ja, wenn es sein muß, trete ich Ihnen sogar willig meine eigene Verlobte ab.“

Ich antwortete nicht auf eine solche Zumutung. „Ihr könnt aber doch nicht verhindern, daß Bethulah sich unter Gottes freiem Himmel ergeht." Sie sahen verdrossen drein. Meinen Vorteil verfolgend, fuhr ich fort: „Ich werde ihr begegnen, aber ich werde mich unter den Schutz Narchis und andrer gesinnungstreuen, tüchtigen Juden stellen."

„So müssen wir sie von hier fortbringen," sagte der Alte.

„O, ich werde ihre Spur zu finden wissen. Ihr fürchtet euch? Seht ihr, ich weiß mit Bestimmtheit, daß sie nicht damit einverstanden ist, geopfert zu werden."

„Es ist aber doch wahr," sagte der eine leise.

„So wahr wie die Thora," fügte der Alte hinzu.

„Dann erwächst euch keinerlei Gefahr daraus, daß Bethulah mir dies selbst sagt."

„Sie könnten sie auf Ihrem Pferde entführen," sagte der mit dem Kropfe.

„Ich werde zu Fuß kommen. Wenn sie mich selbst zu gehen heißt, dann werde ich sofort Zloczszol verlassen."

Sie sahen einander wieder an, aber diesmal sprach sich eine gewisse Befriedigung in ihren Blicken aus, die meinen Mut sinken machte. Bethulah war auf dem Punkte, sich zu ergeben, sie war sicher ganz unter dem Eindruck, den die Offenbarung der ihr bestimmten Mission auf sie gemacht. Sie jetzt zu einer Entscheidung aufzufordern, hätte gefährlich werden können. Nein; man mußte ihr Zeit zum Nachdenken lassen, Zeit, ihren Glauben zu prüfen.

„Sie sollen morgen mit ihr sprechen, und kein Mensch wird es erfahren," sagte der Alte.

„Nein, nicht morgen, in ein oder zwei Wochen."

„Ach, Sie wollen noch länger hier bleiben?" sagte er mißtrauisch.

„Ich werde fortgehen und mich erst an dem von uns vereinbarten Tage wieder einstellen."

„Gut. Setzen Sie Ihre Reise fort. Sagen wir in einem oder in zwei Monaten."

„Wenn Ihr mir versprecht, sie nicht fortzubringen."

„Wenn wir das wollten, könnten wir es gerade so gut, wenn Sie hier bleiben."

„Nun, so sei es!"

„Sagen wir — am Vorabend des Chanukahfestes?" schlug er vor.

Nun sah ich ihn mißtrauisch an. Aber ich hatte doch schließlich nichts dagegen einzuwenden. Er hatte nur auf das Geratewohl ein Datum festgesetzt, das des zunächst bevorstehenden Festes: C h a n u k a h — das Fest der Wiederherstellung des Tempels nach dessen Zerstörung durch die Griechen. Mir schien, als ob die besondere Deutung dieses Festes kaum als Mittel benutzt werden könne, einen Druck auf des Mädchens Seele auszuüben, es sei denn, daß man die Tradition Judas Makkabäus dazu benutzte, um sie zur Selbstaufopferung anzuspornen. Vielleicht, dachte ich in eifersüchtigem Ärger, beabsichtigen sie ein Fest der Wiederherstellung ihrer Heiligkeit, nachdem diese durch eine Zusammenkunft mit mir beschmutzt worden! Nun, wir werden sehen.

„Also am Vorabende des C h a n u k a h festes," gab ich mit gleichgültiger Miene zu. „Aber ich bestehe darauf, daß unsre Zusammenkunft an dem Orte stattfindet, wo wir uns zuerst begegnet sind — auf dem Pfade, der zwischen dem Berge und dem Flusse hin zum Friedhofe führt."

Das würde wenigstens einen Gegeneinfluß bedeuten. Da sie nichts von den Spitzfindigkeiten der Liebe verstanden, willigten sie ein. Ich ließ sie beim Namen des Allerhöchsten schwören, ihr Wort zu halten.

Nachdem sie endlich fortgegangen, stand ich immer noch zögernd und mit der gesenkten Pistole in der Hand auf der Brücke, bis die Dämmerung hereinbrach und die kalte Abendluft mich daran mahnte, daß der November vor der Tür war.

VII.

Ich benutzte die mir zur Verfügung stehende Zeit, um mir Warschau anzusehen, aber trotz so vieler neuer, interessanter und wechselnder Eindrücke gelang es mir nicht, Bethulah aus meinen Gedanken zu verdrängen. Es gab ja Tage, an denen es mir gelang, mich einigermaßen zu zerstreuen, aber ich hatte immer das Gefühl, als sei dies nur eine Interimszeit, und als sei diese dritte und entscheidende bevorstehende Zusammenkunft mit Bethulah der Wendepunkt meines Lebens.

Mit den kürzer werdenden Dezembertagen nahte die Entscheidungsstunde heran. Und doch hätte ich sie auf ein Haar zuletzt noch verfehlt. Es trat nämlich ein heftiger Schneefall ein, der meine Reise erschwerte. Aber mein treues Pferd trug mich tapfer durch die schneebedeckten, unwegsamen Straßen. Ich hatte gegen Mittag in einem Zloczszol nahegelegenen christlichen Dorfe Halt gemacht, und während mein treues Tier sich sein Futter schmecken ließ, fiel es mir zum ersten Male auf, daß der Abend des Chanukahfestes gerade mit dem von den Christen gefeierten Weihnachtsabende zusammenträfe. Ich sann darüber nach, ob nicht eine geheimnisvolle Verbindung in dem Zusammentreffen dieser beiden Feste bestehe, und ob nicht eben deshalb der alte Chasside dieses Datum festgestellt habe. Aber es war jetzt zu spät, dagegen zu protestieren. Ich lud diesmal meine Pistole gut, um mich gegen einen heimtückischen Streich zu sichern, und eilte dann an den Ort des Stelldicheins.

Weiße Schneeflecken hoben sich wie Winterblumen von dem düstern, unfruchtbaren Berge ab. Die Wasserspeiern ähnlichen, phantastischen Konturen der Felsen am Flußufer waren wie mit langen, aus Eiszapfen bestehenden Bärten behangen. Die wilden, Eisschollen tragenden Wogen rasten wie früher das schmale, von Felsen eingedämmte Strombett hinunter, aber da, wo der Fluß eine plötzliche kurze Wendung macht, wo die sich weit über die Kluft drängenden, mit Schnee beladenen Baumäste eine Wand bilden, war das Eis jäh zum Stehen gekommen, und der Strom schien hier plötzlich in kaltem Todesschlummer zu liegen.

Bethulah erschien mir wie der Geist des Sonnenscheines, der die winterliche Einöde beglückte. Ihr langer Schatten hob sich blau von dem schneebedeckten Pfade ab. Sie war in köstliche, silberweiße Pelzkleider gehüllt, aus denen ihr Antlitz wie eine seltene tropische Blume hervorleuchtete. Sie trug auch diesmal die kranzartig gewundene Krone.

Sie schien gewachsen zu sein, und ihre ganze Erscheinung machte einen würdevollen, königlichen Eindruck, als ob sie sich jetzt ihrer göttlichen Mission vollkommen bewußt sei.

Als sie sich mir dann zuwandte, als der keusche Blick ihrer jungfräulichen Augen voll auf mir ruhte, erfüllte ein Gefühl unendlichen Glückes mein Herz, obwohl ich mir gleichzeitig voll und mit Schmerzen bewußt wurde, daß meine Bitte nicht erhört würde, und daß ich nichts zu hoffen habe. Die holde, verräterische Röte der Freude und der Überraschung färbte auch diesmal ihre Wangen, aber ich fühlte, daß sie jetzt nicht selbst darüber erschrecken würde, daß sie jetzt sich ihres Zieles bewußt sei und mit königlicher Würde und stolzem Selbstvertrauen ruhig stand hielt, während sie damals vor mir geflohen war.

„Sie sind zurückgekehrt, um das Chanukahfest mit uns zu feiern," sagte sie freundlich.

„Ich kam hierher," antwortete ich zaghaft, „in der Hoffnung, es irgendwo anders — und mit Ihnen begehen zu dürfen."

„Aber Sie wissen doch, daß das nicht sein kann," sagte sie mild.

Ach, nun wußte ich, worüber sie Königin war! Aber alles in mir bäumte sich gegen den Gedanken, sie zu verlieren.

„Dann ist ihnen also ihr Werk doch gelungen? Und Sie teilen ihren Traum!"

„Ja," sagte sie mit unveränderter Freundlichkeit. „Wie schön ist der Fuß derer auf den Bergen, die uns gute Botschaft verkünden." Ihr Auge nahm einen verklärten Ausdruck an.

„Es waren Boten des Bösen — sie haben Ihnen die Unwahrheit verkündet. Das Leben ist zur Liebe und zur Freude bestimmt."

„Ach nein," entgegnete sie zitternd. „Gewiß, Sie kennen die Welt, Sie wissen also auch, wie sie mit Leid und Sünde erfüllt ist." Und wie mit einer unwillkürlichen Bewegung warf sie ihren köstlichen Pelzmantel zurück, ich entdeckte, daß sie darunter das verhaßte Leichentuch trug. „Ach, wie köstlich ist es, denken zu dürfen, daß der göttliche Tag sich nun bald erfüllen wird, von dem im 25. Kapitel des Propheten Jesaias geschrieben steht: ‚Und er wird auf diesem Berge die Hüllen wegtun, womit alle Völker verhüllt sind, und die Decke, womit alle Heiden zugedeckt sind. Denn er wird den Tod verschlingen ewiglich. Und der Herr-Herr wird die Tränen von allen Angesichtern abwischen, und wird aufheben die Schmach seines Volkes in allen Landen: denn der Herr hat es gesagt.'"

Ihre eigenen Augen waren mit Tränen gefüllt, ach, wie sehnte ich mich danach, sie fortküssen zu dürfen.

„Aber," so frug ich sie sanft, „wie wird sich Ihr eigenes Leben unterdessen gestalten?"

„Mein Leben? — — Wird es nicht von der Glorie Gottes bestrahlt wie dieser Berg von der Sonne des jungen Tages?"

Wie der kalte, weiße Berggipfel über uns, schien sie vom Sonnenlichte übergossen zu sein. Meine Leidenschaft zu ihr, der Wunsch, sie zu besitzen, erschien mir plötzlich niedrig und eigennützig. Ich begriff, daß es eine höhere Liebe gibt, die verehrt, aber entsagt.

„Gott segne Sie!" sagte ich. Als ich meinen Weg zurückging, sah ich in der Ferne die drei unheimlichen, fanatischen Gesellen.

VIII.

Ein halbes Jahrhundert später las ich zufällig den Namen Zloczszol in der Sonntagsausgabe meiner amerikanischen Zeitung.

Ich hatte geheiratet; ich war sogar schon Großvater. Kurz nach meiner Rückkehr nach Amerika war mir die Welt Bethulahs phantastisch, voller Aberglaube, ja zuletzt schattenhaft und beinahe unwirklich erschienen. Jahre eines soliden Glückes hatten die Erinnerung an den zarten, rein geistigen Liebestraum verdrängt und vergessen gemacht.

Aber jener seltsame, längst entschwundene Name erweckte die Erinnerung an die vergangenen Tage. Ich setzte die Brille auf, und durchlas aufmerksam die Spalte meiner Zeitung. Sie war aufregend genug, obwohl nicht mehr wie hundert andre Berichte über Unglücksfälle, die sich in unbekannten Gegenden zutragen, und die wir täglich lesen, ohne uns davon erregen zu lassen.

Die lang gefürchtete Lawine war dort herabgestürzt. Die Natur hatte den Menschen wieder einmal in derber Weise darüber belehrt, welch kleine Stellung er in der Welt einnimmt. Seltsame Umstände waren hier zusammengekommen. Zuerst hatte ein leichter Schneefall stattgefunden, der die Berge bedeckte — wie lebhaft ich sie mir vorstellen konnte! — dann war ein sehr scharfer Frost eingetreten, der die leichte Flockendecke verhärtete; darauf war wieder ein endloser, von einem wilden Zyklon begleiteter Schneefall erfolgt. Als endlich sich alles wieder beruhigt zu haben schien, hatte die zweite Schneemasse langsam angefangen, von der gefrorenen Oberfläche des ersten Schneefalles herabzugleiten. Je tiefer sie kam, um so mehr wuchs sie an, und in um so schnellerem Tempo rutschte sie weiter herab; sie riß alle Bäume, die ihr in den Weg kamen, mit sich und schoß sie wie Riesenpfeile eines erzürnten Gottes auf das wehrlos untenliegende Dorf herab. Einer dieser Pfeile durchdrang den Stamm einer großen, in der Ebene stehenden Zeder und blieb, mit beiden Enden vorstehend, in dem Stamme stecken, so daß er ein Kreuz bildete, das zu sehen die Leute von nah und fern herbeikamen. Aber ach! Die Lawine hatte sich nicht mit solchen Streichen begnügt. Sie hatte den neueren Teil des Dorfes vollständig verschüttet. Als man nämlich die Eisenbahn angelegt — man denke, eine Eisenbahn in Zloczszol — hatte man, der Kürze halber, hart am Fuße des Berges vorbei, statt um ihn herum zu fahren, den Strang gelegt; man hatte dann allmählich die frühere Vorsicht vergessen und sich näher und immer näher am Berge angesiedelt.

Ach! Man sollte diesen Wagemut teuer genug bezahlen! Der Bahnhof, das Trajekt und alles, was dazu gehörte, war durch die Wut der entfesselten Berggeister vollständig zerstört worden. Es fehlte jedoch auch nicht an

einem versöhnenden Moment. So hatte die rasende Windsbraut, die der Lawine voranging, einen nur aus drei Wagen bestehenden Zug, der sich eben in Bewegung gesetzt hatte, einfach aufgehoben, davongetragen und im freien Feld, wo die Lawine ihm nichts anhaben konnte, niedergesetzt. Keiner der Passagiere war dabei verletzt worden, als ob eine höhere Hand sie beschützt hätte.

Ich hatte bereits die Jahre überschritten, die der Psalmist dem Menschen zugezählt hat; mein Gedächtnis fing an, nachzulassen. Aber die Erinnerung an mein Abenteuer in Zloczszol erwachte mit einer Lebendigkeit in mir, die alle Tage zunahm. Was war aus Bethulah geworden? Ob sie wohl noch lebte? Ob sie gestorben war? Und was war das schlimmere — — ein früher Tod, der ihre große Hoffnung abschnitt, oder ein Überleben dieser Hoffnung, ein vereinsamtes bitteres Alter, verlassen von allen Gläubigen?

Trotz meines Alters ergriff mich eine heiße, unwiderstehliche Sehnsucht danach, das Land wieder zu sehen, in dem ich in meiner Jugend gewandelt, ein heißes Verlangen, zu erfahren, in welcher Weise das Schicksal Bethulahs sich erfüllt hatte.

Ich übergehe die Schilderung meiner Reise, als deren Ziel ich endlich das Bergdorf erreichte. Ach! Schon die Veränderungen der Straße, die mich dahin führte, hatte mich auf die Veränderungen Zloczszols vorbereitet. Jetzt, da es an der Eisenbahn lag, war Zloczszol ein Mittelpunkt des Handels geworden, der Lebenskraft genug besaß, um sich sehr rasch von den durch den Niedergang der Lawine verursachten Zerstörungen zu erholen. Das Hotel, in dem ich abstieg, war sauber und bequem eingerichtet, aber ich hätte mich mehr gefreut, wenn ich das alte, schmutzige Wohnzimmer wieder gefunden hätte, in dem das schreiende Kind

hin und her gewiegt wurde. Seltsam! Mir war, als sähe ich sein rotes, verschrumpftes Gesichtchen und hörte sein Schreien. Der Berg allein schien ganz unverändert zu sein; die Tannen und Föhren, die seinen Wipfel krönten, und die mir in meiner Jugend süße Träume zugeflüstert hatten, schienen dieselben, die mir nun in meinem Alter Trauer und Ruhe zurauschten. Ach, wie flüchtig ist das Leben des Menschen. Er geht dahin wie ein Schatten, und die grüne, von der Sonne beschienene Erde, auf der er heute wandelt, schließt sich morgen über ihm. Neue Generationen verdrängen seine Spuren. Was hatte ich mit diesen neuen, modernen Menschen Zloczszols gemein? Nein, die Toten waren es, die ich suchte. In meinen Augen waren die Verwüstungen der Lawine nicht das einzige, das Zloczszol veränderte. Ich zog mich auf den Friedhof zurück. Dort würde ich Nachi finden. Es war nutzlos, ihn unter der Tür seiner Hütte zu suchen. Unter einem weißen Stein schlummerte er dort in Frieden. Sein hohnlächelnder Mund war zu Staub geworden, aber o! was würde ich darum gegeben haben, wenn ich noch einmal hätte hören können, wie er auf die Chassidim schalt. Auf meinen Stab gelehnt, entzifferte ich die vom Regen verwaschene Inschrift seines Grabes, und gedachte dabei des „hübschen Fremden", der selbst durch die Jahre so verwandelt war. Von Bethulah fand ich keinen Grabstein. Ich ging zurück und fand das Haus mit dem Turme; aber es war jetzt in ein geräumiges Warenhaus umgewandelt, und an Bethulahs Turmfenster hing ein großes Reklameschild.

Traurig kehrte ich in mein Hotel zurück; aber als die Sonne glückverheißend den grauen Dunst des frühen Märztages zerriß, machte ich mich auf, um Nachis alte Hütte aufzusuchen. Der Portier hielt mich auf, um mich, wie jeden Touristen, darauf aufmerksam zu machen, mir ja die

riesige Zeder mit dem sie durchschneidenden, titanischen Pfeile anzusehen. Ich folgte seinem Winke und erreichte bald den mächtigen Baum mit dem seltsamen, ihn etwa 15 Fuß über dem Boden durchdringenden Föhrenstamm, der ihm wirklich das Aussehen eines großen Kreuzes verlieh. An der Zeder lehnte eine weißgekleidete Gestalt, und als ich näher kam, erkannte ich an dem Leichentuche und der Blumenkrone, daß ich Bethulah gefunden hatte.

Als ich auf sie zuschritt, richtete sie sich, wie einst Ben David, mit statuenhafter Würde hoch auf und sah mich mit durchdringendem, klarem Auge an. Obwohl sie alt geworden, war ihre Haltung wie ihr Antlitz noch immer von unvergleichlicher Schönheit. Ihr silbernes, über der Stirn lang gescheiteltes Haar stach malerisch von dem Rot, Grün und Gold ihrer Krone ab.

„Ach, der Fremde!" sagte sie mit freundlichem Lächeln. „Sie kehren zu uns zurück?"

„Sie erkennen mich?" murmelte ich erstaunt.

„Es ist das Antlitz, das ich in meiner Jugend geliebt habe," antwortete sie einfach.

Seltsame, glückliche Tränen drängten sich in meine alten Augen — ein unendliches Glücksgefühl erfüllte meine Seele — mir war, als sei ich wieder jung wie einst.

„Sie scheinen sich Ihre Jugend bewahrt zu haben. Ihr Antlitz ist so süß, Ihre Stimme so melodisch wie einst."

Der alte, ekstatische Feuerblick erhellte ihre Augen. „Gott ist es, der mich jung erhält, bis einst der große Tag hereinbricht."

Ich war bestürzt. Was war das? Sie glaubte immer noch! Was ich mir auch immer vorgestellt, an eine solche Möglichkeit hatte ich nicht gedacht. Ich schwieg, aber eine große Erregung hatte sich meiner bemächtigt.

„Aber ist es nicht dazu heute zu spät?“ stammelte ich endlich.

Sie streckte sich, und ihr Auge leuchtete wie das einer Königin.

„Zu spät,“ rief sie, „zu spät, so lange noch warmes Blut in den Adern des Hauses Ben Davids fließt?“

Während sie sprach, entdeckte ich, daß sie des Vaters Ring mit dem grünen, persischen Smaragd an ihrem Zeigefinger trug.

„Und Ihre Verehrer?“ frug ich. „Was ist aus ihnen geworden?“

Ihr Blick wurde traurig. „Nach meines Vaters Tode — gesegnet sei sein Gedächtnis — blieben die Pilger allmählich aus. Nachdem dann Jahr auf Jahr verging, ohne daß das Wunder sich vollzog, fingen seine Anhänger in Zloczszol an, Mut und Glauben zu verlieren. Langsam wuchs eine neue Generation heran, die ungeduldig und lax war, die nicht an dem Glauben ihrer Väter hing, mich verspottete und sagte: ‚Seht, die Träumerin kommt.‘ Und dann sauste das schwarze Feuerungetüm in das Land; es wurden die Schienen gelegt, auf denen es laut pfeifend und Rauchwolken ausstoßend täglich hin und wieder jagte. Der Ungläubigen wurden mehr, und die jungen Leute sagten: ‚Hallo, die Eisenbahn ist unser wahrer Erlöser.‘ Und wie nun die Jahre kamen und gingen, als das herannahende Alter mein Haar silberweiß färbte, da zweifelten auch die letzten meiner Getreuen, sie sagten: „„Nur wenig Jahre noch und sie wird sterben, ohne ihre Mission erfüllt zu haben, und die Lampe der Hoffnung Israels wird verlöschen auf immerdar. Vielleicht haben wir die Propheten falsch ausgelegt. Nicht hier, nein, nicht hier soll sich Gottes großes Wunder vollziehen. Hier ist kein heiliger Grund. ‚Denn der Herr weilet in Zion‘““, so sprachen sie mit den Propheten. „„Nur in dem

heiligen Lande, außerhalb dessen sich der Herr niemals persönlich offenbart hat, nur in Palästina,"" so sagten sie, „„kann der Erlöser Israels geboren werden. Es ist so, wie es geschrieben steht: ‚Aber vom Berge Zion soll die Erlösung kommen, denn er ist heilig'.""

In solcher Weise haben die Zweifler und Spötter auf mich eingeredet, als sie sahen, daß ich sehr alt wurde; ich habe also das Haus meines Vaters, das jetzt einen sehr hohen Wert hatte, verkauft, um Geld für die Reise zu bekommen. Dann habe ich mich nach Jerusalem aufgemacht. Am Tage vor meiner Abreise hatte sich ein Wirbelwind erhoben, dem ein starker Schneefall gefolgt war, und ich würde meine Reise deshalb etwas aufgeschoben haben, aber sie sagten mir, daß dies nicht geschehen dürfe, da ich am Abend des Chanukahfestes in Jerusalem eintreffen müsse. Ich legte also mein Leichentuch und meine Krone ab, da ich wohl einsah, daß ich erst in Jerusalem die Ehren einer Braut beanspruchen könne. Ich vertraute mich dem Feuerungeheuer an, und eine große Gesellschaft von Männern, die daran glaubten, daß das Heil aus Zion kommen würde, wie auch solcher, die darüber spotteten, gab mir das Geleite. Aber das Ungeheuer hatte die Wagen, in denen ich mit andern Reisenden saß, kaum hinaus unter Gottes freien Himmel geführt, als Gottes Hand mich und die mit mir waren, die um meiner Heiligkeit willen gerettet werden sollten, aufhob und uns forttrug und weit von dem bedrohten Zloczszol in offenem Felde wieder niederließ. Und dann fiel eine große, weiße Lawine wie ein Blitz über das Stationsgebäude und über die dort noch versammelten Spötter sowie über die, die da glaubten, daß das Heil von Zion käme, und siehe da! sie alle wurden vernichtet. Die Kinder Moabs wurden zertreten wie Stroh, das man auf den Düngerhaufen wirft, und die Festung des Feuer-

ungeheuers wurde niedergeworfen, zertrümmert und der Erde gleichgemacht. Da erhoben die Bewohner der Stadt und des Berges ein großes Weinen und Wehklagen, sie zerrissen ihre Kleider und trauerten in Sack und Asche. Und manche von ihnen glaubten wieder an meine göttliche Mission und kehrten zu mir zurück, denn Gottes Hand hatte es ihnen deutlich genug gezeigt, daß hier und nirgendwo anders sich das Wunder erfüllen müsse. Wie da geschrieben steht im 25. Kapitel Jesaias: ‚Und er wird auf diesem Berge die Hüllen wegtun, womit alle Völker verhüllet sind, und die Decke, womit alle Heiden zugedeckt sind. — Denn er wird den Tod verschlingen ewiglich. Und der Herr-Herr wird die Tränen von allen Angesichtern abwischen, und wird aufheben die Schmach seines Volkes in allen Landen: denn der Herr hat es gesagt. Zu der Zeit wird man sagen: Siehe, das ist unser Gott, auf den wir harren, und er wird uns helfen; das ist der Herr, auf den wir harren, daß wir uns freuen und fröhlich seien in seinem Heil. Denn die Hand des Herren ruhet auf diesem Berge. Moab aber wird unter ihm zerdroschen werden, wie Stroh zerdroschen wird und wie Kot! Und er wird seine Hände ausbreiten mitten unter sie, wie sie ein Schwimmer ausbreitet zu schwimmen; und wird ihre Pracht mindern mit den Armen seiner Hände. Und die hohe Festung eurer Mauern beugen, brechen und in den Staub zu Boden werfen.‘

Hier aber, in diese Zeder Libanons, die wie Israel selbst unter den Schatten dieses heiligen Berges verpflanzt worden ist, hat der Herr ein Zeichen gemacht für alle, die es verstehen wollen. Deshalb komme ich täglich hierher, um zu beten und den heiligen Augenblick zu erwarten.“

Sie schwieg und schlug die Augen zu dem jetzt flecken-los blauen Himmel auf. Und wie ich auf ihr leuchtendes Antlitz, auf die noch taufeuchten, frischen Blumen und Blätter

ihrer Krone, auf das sie umhüllende Leichentuch und das ihr Alter verratende silberweiße Haar sah — da erschien sie mir wie das Symbol einer nie sterbenden, ewig jungen Hoffnung.

IX.

Eine letzte Überraschung harrte meiner. Bethulah lebte jetzt ganz allein in Narchis Holzhäuschen, das völlig unverändert geblieben war.

Ob es Zufall oder Absicht war, daß sie sich gerade dort niedergelassen hatte, weiß ich nicht; aber mein Herz war übervoll von gemischten Gefühlen, als ich am andern Tage durch den Vorgarten ihres Häuschens schritt, um ihr einen Abschiedsbesuch zu machen. Rote Mohnblumen blühten in üppiger Pracht in den vernachlässigten Gärten, aber die Wohnung selbst war sehr sauber und nett gehalten.

Es war zu jener köstlichen Jahreszeit, wo die kalten, verschrumpften Lippen des Winters den ersten Kuß des Frühlings empfangen, und wo die Erde sich zur Auferstehung rüstet. Es war in der Stunde, wo der Tag zur Neige geht und die ersten leisen Schatten des Abends hereinbrechen. Von der untergehenden Sonne purpurn gefärbte Wölkchen zogen an dem blauen Himmel dahin.

Ich stand unter dem Bogen, unter dem Narchi zu stehen pflegte, um sich zu sonnen, und pochte an die Tür. Da ich keine Antwort erhielt, hob ich leise den Riegel auf und trat ein.

Bethulah saß vor ihrem kleinen Tische; ihr Haupt ruhte auf der großen, alten Bibel, die sie mit beiden Armen umschlungen hielt. Ein letzter Strahl der untergehenden Sonne glitt durch das Fenster und küßte die auf ihrem weißen Haare ruhenden Blumen. Ich stahl mich vorsichtig und erschrocken näher, denn ich fürchtete, daß sie gestorben

sei. Aber sie schien friedlich zu schlummern, jenen tiefen Schlummer des Alters, der dem Tode so ähnlich ist, und in dem sich doch das Leben erneut.

Ich war neugierig zu sehen, was sie gelesen hatte. Es war das achtzehnte Kapitel der Genesis, und unter dem Schatten ihrer Krone standen die Verse:

Da sprach der Herr zu Abraham: „Warum lachet deß' Sarah, und spricht: ‚Meinest du, daß es wahr sei, daß ich noch gebären werde, so ich doch alt bin?' Sollte dem Herrn etwas unmöglich sein?"



Die Hüterin des Gewissens.

I.

Salvina Brill ging auf der schmutzigen Terrasse von Hackney auf und nieder und wartete ungeduldig auf die Heimkehr ihrer Mutter, die den Hausschlüssel mitgenommen hatte. Viel Abwechslung bot der Anblick der Straße der kleinen Klassenlehrerin gerade nicht: es waren überall dieselben Bogenfenster, Jalousien und kleinen Vorgärten, die ihr, die ihre Kindheit in engen Zimmern in Spitalfields verbracht hatte, freilich lange Zeit als Inbegriff alles häuslichen Komforts erschienen waren. In letzter Zeit, in der sie zuweilen ihre Schwester Kitty, die Erzieherin in einem der elegantesten Häuser des Westends war, besuchen durfte, hatten sich ihre Begriffe etwas erweitert.

Obgleich erst siebzehn Jahre alt, war Salvina kein hübsches Mädchen. Wenn sie mit dem Zuge nach Hause fuhr, hielten die behaglich sitzenden männlichen Mitreisenden es für überflüssig aufzustehen, um ihr einen Platz anzubieten. Die heutige heiße Fahrt in einem überfüllten Wagen, in der Kommis mit Zylinderhüten und Arbeiter mit Werkzeugkasten eng aufeinander gepackt saßen, hatte ihr Kopfschmerzen verursacht. Sie hatte heute einen sehr anstrengenden Tag in ihrer Schule in Whitechapel gehabt; dazu war es schon Donnerstag, und in den letzten Wochentagen fühlte sie sich stets überanstrengt und ermüdet. Es traf sich schlecht, daß gerade heute ihre Mutter gewiß

ziemlich spät nach Hause kommen würde, aber es fiel ihr ein, daß die gute Frau dem Vater beim Frühstück versprochen hatte, einen kleinen Ausflug nach dem Borough zu machen, um seinen Verwandten, die Schiwa (siebentägige Trauer um einen Toten) saßen, ein Paket Tee zu bringen. Da man kein Mädchen hielt, mußte die Mutter, die tagsüber allein im Hause war, wenn sie ausging, die Läden herunterlassen und das Haus abschließen.

Nachdem sie einige Minuten vergebens gewartet hatte, kehrte Salvina mechanisch zu ihrer griechischen Grammatik zurück, die sich wie automatisch bei den unregelmäßigen Verben öffnete. Sie hatte eben den größten Erfolg ihres Lebens errungen, einen Erfolg, dessen sich nicht viele kleine Schullehrerinnen rühmen können; sie war nämlich von der Londoner Universität immatrikuliert worden. Sie hatte die Prüfung zwar nicht mit einem erstklassigen Zeugnis bestanden, aber wenn man bedenkt, daß sie nur wenige Abendstunden im Volkshause hatte nehmen können, sich aber sonst autodidaktisch in unermüdlichem Nachtstudium vorbereitet hatte, so war dieser Erfolg immerhin bemerkenswert, besonders da sie auch immer viel für ihre Schule zu tun hatte. Ihr Ehrgeiz hatte sich übrigens ein neues, höheres Ziel gesteckt. Sie strebte danach, das Bakkalaureat zu erringen, und das war keine leichte Aufgabe. Es war nicht nur Liebe zu den Wissenschaften, die sie dazu antrieb. Als B. A.[1]) konnte sie Oberlehrerin werden, ja, es konnte ihr vielleicht gelingen, wie ihre ältere Schwester eine Stellung in einem reichen Hause zu finden, wo sie wie zur Familie gehörig behandelt würde. Nicht als ob Kitty selbst je immatrikuliert worden oder sehr gelehrt gewesen wäre — aber sie war hübsch, und ein häßliches, kleines Entelein

[1] B. A. = Bachelor of Arts = Bakkalaureus der Künste, der erste akademische Grad.

muß eben sehr viel lernen, ehe es mit einem schönen Schwan rivalisieren kann.

Während sie so auf und ab ging, begegnete ihr plötzlich Sugarman, der Schadchen, der geradewegs auf sie zusteuerte. Er trug ein Bündel mit Papieren in der Hand, und sein blau und weiß gewürfeltes Taschentuch hing aus seiner linken Rocktasche.

„Ach, Sie sind es gerade, die ich suche," rief er munter mit seinem deutschen Akzent. „Welche Adresse hat Ihre Schwester denn jetzt?"

„Warum?" sagte Salvina mißtrauisch.

„Ich habe einen feinen Mann für sie."

Salvinas bleiche Wange errötete vor Unmut und Bescheidenheit.

„Meine Schwester hat nicht nötig, Ihre Dienste in Anspruch zu nehmen."

„Das kann schon sein," sagte Sugarman, ohne sich einschüchtern zu lassen. „Aber der junge Mann hat sie nötig. Er hat Ihre Schwester nur einmal gesehen und zwar schon vor einigen Jahren, ehe er nach dem Kap ging. Jetzt ist er ein Takif (reicher Mann), und er möchte gern eine Frau haben."

„Er ist nicht reich genug, um Kitty kaufen zu können." Salvinas zartfühliger, romantisch angehauchter Sinn war verletzt, sie sprach mit einer ihr sonst fremden Bitterkeit.

„Er ist reich genug, um Kitty alles kaufen zu können, was immer sie begehrt. Er ist ganz verliebt in sie — sie kann alles von ihm haben."

„Dann sollte er hingehen und ihr das selbst sagen. Warum nimmt er Ihre Vermittlung in Anspruch? Er muß ein sehr armer Liebhaber sein!"

„Arm! Ich sage Ihnen ja, daß er in Gold schwimmt. Es ist das größte Glück, das Ihrer Familie widerfahren

konnte. Ihr werdet nächstens alle in eigener Equipage fahren. Sie sollten auf die Knie fallen und mich segnen. Außerdem ist Ihre Schwester gar nicht mehr so jung. Mit neunzehn Jahren hat ein Mädchen keine Ursache, die Nase hoch zu tragen. Glauben Sie mir, Tausende von Mädchen würden vor Freude aufspringen, wenn ihnen eine solche Gelegenheit geboten würde — ja, und Mädchen, die eine Mitgift haben sogar. Ihre Schwester hat keinen Pfennig."

„Meine Schwester hat ein Herz und eine Seele," erwiderte Salvina scharf, „und sie bedarf eines Herzens und einer Seele, die mit ihr sympathisieren, aber keines Geldsackes."

„So, so. Nun," fuhr Sugarman gutmütig fort, „wie wäre es denn mit Ihnen? Wollen Sie mir nicht ein Lotterielos abkaufen? Dann bekommen Sie einen Geldsack für sich allein."

„Nein, danke Ihnen."

„Auch kein halbes Los? Es kostet nur 36 Schillinge! Sie brauchen es außerdem nicht gleich zu bezahlen. Ich vertraue Ihnen."

Sie schüttelte den Kopf.

„Aber so überlegen Sie es sich doch! Sie können das große Los gewinnen! Hunderttausend Mark!"

Die Summe imponierte Salvina, und für einen Augenblick malte sie sich aus, was alles sich mit so viel Geld machen ließe. Sie könnten alle auf das Land gehen, dort unter Blumen und Vögeln würde sie den ganzen Tag in Ruhe studieren können. Ihr Vater brauchte dann nicht mehr in die Zigarrenfabrik zu gehen, die Schwester nicht mehr unter Fremden zu leben, ihr Bruder könnte das Mädchen heiraten, das er so sehr liebte. Der ganze Kreis ihrer Bekannten in Spitalfields hatte in der Lotterie gespielt, meist durch Sugarmans Vermittlung und manchmal mit bestem Erfolg. Sie lächelte, als sie sich des Pantoffel-

verkäufers erinnerte, der 60 Pfund gewonnen hatte, und dem das so in den Kopf gestiegen war, daß er, als seine Frau in der Straße stehen blieb, um mit einer schäbig aussehenden Bekannten zu sprechen, heftig ausrief: „Betty, Betty, betrage dich doch so, wie du es deiner Stellung schuldig bist."

„Sie glauben mir nicht?" sagte Sugarman, der ihr Lächeln falsch verstand. „Nun, so lesen Sie den Prospektus doch selbst! 100 000 Mark! Und Sie haben die besten Aussichten zu gewinnen. Sehen Sie hier!"

Aber Salvina winkte ab und wollte sich die dünnen Bogen mit dem exotischen Kontinentdufte nicht näher ansehen. „Spielen ist gottlos," sagte sie.

Nun aber wurde Sugarman empfindlich. „Was, glauben Sie, daß ich mich mit gottlosen Geschäften abgebe? Nun, ich glaube wohl, daß ich in dem Talmud besser Bescheid weiß als irgendein anderer Schriftkundiger. Oft genug werde ich über strittige Ansichten zum Schiedsrichter ernannt. Nächstens werden Sie wohl auch sagen, daß es gottlos sei zu heiraten! Und doch ist das Spiel wie die Heirat eine Staatsinstitution. England ist das einzige Land in der Welt, das keine Staatslotterie hat."

Salvina schwankte, aber sie hatte eine gewisse Scheu vor Geld, das nicht durch Arbeit und Entbehrung ehrlich erworben war. Alles, was sie gelesen, ließ ihr das Wort Spekulation wirklich wie ein Laster erscheinen.

„Ich bin überzeugt davon, daß Sie es nicht für unrecht halten zu spielen! Ich bitte Sie um Entschuldigung, wenn ich Ihre Gefühle verletzt habe. Aber begreifen Sie nicht, wie Sie die Leute aufregen —."

„Ich? Im Gegenteil, ich verhelfe Ihnen dazu, Ihre Verhältnisse zu arrangieren. Wenn Sie mir nur die Adresse Ihrer Schwester geben wollten —."

Seine Beharrlichkeit besiegte endlich Salvinas Skrupel; sie hatte ein Gefühl, als dürfe sie dem armen Manne doch nicht alles abschlagen. Außerdem würde die vornehme Adresse ihn abschrecken.

„Sie ist im Bedford Square, bei den Samuelsons.“

„Ach, ich weiß. Zwei Töchter, Lilli und Mabel!“ Anstatt von der vornehmen Familie überwältigt zu sein, nickte Sugarman verständnisvoll mit dem Kopfe, als ob er die Samuelsons auch für sterbliche und heiratsfähige Mädchen hielte.

„Ja, meine Schwester ist dort als ihre Erzieherin und Gesellschafterin. Aber bemühen Sie sich nicht zu ihr, es würde unnütze Zeitverschwendung sein.“

„Glauben Sie das?“ sagte er triumphierend. „Sehen Sie sich nur mal diese Photographie an.“ Er zog das Bild eines mittelalterlichen Herrn mit grob geschnittenem Gesichte hervor, der eine Blume im Knopfloche trug, und auf dessen dickem Bauche eine breite, goldene Uhrkette mit vielen Anhängern herabhing. Darunter standen die Worte: „Immer der Ihrige — Moß M. Rosenstein.“

Salvina schauderte. „Er hat wohl daran getan, Ihre Vermittlung in Anspruch zu nehmen,“ sagte sie.

„Nicht wahr? Ja, und Ihr Bruder würde auch besser getan haben, sich an mich zu wenden, anstatt sich in ein Mädchen verliebt zu haben, das nur 100 Pfund hat. Aber ich hege darum keinen Groll gegen Ihre Familie. Vielleicht ist es auch noch nicht zu spät. Sagen Sie Ihrem Bruder Lazarus, daß, wenn er mit den Jonas brechen sollte, ich etwas Besseres für ihn auf Lager hätte — ein ganz richtiges Goldfischchen sogar. Und nun leben Sie wohl. Am Hochzeitstage Ihrer Schwester wollen wir zusammen tanzen.“ Er trippelte davon.

Salvina nahm ihre griechische Grammatik wieder auf,

aber die groteske Aoriste wollten ihre Aufmerksamkeit nicht mehr fesseln. Sie war hungrig und sehr müde. Selbst wenn jetzt ihre Mutter kam, würde es immer noch eine ganze Weile dauern, ehe das Abendbrot fertig sein konnte. Sie hatte ein Bedürfnis danach zu sitzen, wenn es auch nur auf den Stufen der Treppe war; freilich waren diese ziemlich schmutzig, als ob viele schmutzige Stiefel darauf abgetreten wären. Sie wunderte sich darüber, wer denn hier gewesen sein könne! Dennoch lehnte sie sich müde an das Treppengeländer. Und als allmählich die Dämmerung hereinbrach, entfiel die Grammatik ihrer Hand, und Salvina schlief ein.

Wovon sie wohl träumen mochte, diese arme, kleine Lehrerin, deren blasses Gesichtchen so seltsam zwischen den schiefen Schultern hervorlugte? Ob es wohl von dem Zauberlande der Liebe war, an das Sugarman sie erinnerte, obwohl er selbst sehr geringschätzig darüber dachte? Ach, selbst Sugarman hatte keinen Augenblick an sie als eine etwaige Klientin gedacht; das einzige Geschäft, das er mit ihr zu machen für möglich hielt, war der Verkauf eines Loses. Dennoch steckte eine gute Portion Romantik in dem Kopfe des unansehnlichen Mädchens. Dabei hatte sie ein überzartes Ehrgefühl; sie hatte sich daran gewöhnt, ihre Pflicht über alles zu setzen und mit donquixotischer Hingebung zu erfüllen. Aber ach, all diese Eigenschaften vermochten nicht, ihr Auge strahlend zu machen oder eine holde Röte auf ihre Wangen zu zaubern. Kein äußeres Zeichen verriet das Sehnen ihrer Seele oder vermochte es, ihrem Gang und ihrer Haltung Grazie zu verleihen: ihr Anzug war weiter nichts wie ein ordentlich gehaltenes Kleid. Ihre außerordentliche Sensibilität offenbarte sich nur in einer ganz ungewöhnlichen Schüchternheit.

Arme Salvina!

II.

Endlich wurde sie durch den willkommenen krachenden Klang des sich öffnenden Gittertores des Vorgärtchens geweckt.

„Was ist das? Ich glaubte, du hättest gewußt, daß ich nach dem Borough gehen mußte!“ sagte eine gereizte Stimme in einem Tone, als wolle sie von vornherein jeden Vorwurf zurückweisen. Eine gesund und frisch aussehende Frau in schwarzem Seidenkleid, in übertriebener Weise mit Schmuck behangen, kam über den Gartenweg.

„Es macht nichts, Mutter — ich habe nicht so sehr lange gewartet.“

„Nun, du weißt ja, wie schwer es in diesem Wetter ist, einen Platz im Omnibus zu bekommen, wenigstens wenn man draußen sitzen will! Ich bekomme stets so schreckliche Kopfschmerzen, wenn ich drinnen fahren muß. Ach, ich bin ja leider nicht mehr jung und stark wie du! Dabei ist der Weg so weit, und ich mußte umsteigen. Übrigens dachte ich doch auch ganz gewiß, du hättest bei einem der Mädchen etwas zu essen bekommen und wärest dann von dort gleich zum Volkshause gegangen.“

Immer noch brummend, zog Frau Brill den Schlüssel hervor und öffnete die Tür. Beide traten ein und blieben dann gleichzeitig wie versteinert stehen.

„Wir sind in einem falschen Hause,“ dachte Salvina ganz verwirrt, die sich selbst gestehen mußte, daß ihr das wohl passieren könne.

„Kißhuf“ (Zauberkraft) flüsterte die entsetzte Mutter auf Jüdisch. Das Vorhaus lag nackt und ausgeräumt vor ihnen. Die beiden eingerahmten Kupferstiche, die das „Verhör Lord William Russels in Old Bailey“ und das des „Grafen Stafford in Westminster Hall“ darstellten, die

Blumentöpfe, die Garderobe und der metallene Regenschirmhalter, auf den man so mächtig stolz war — — alles, alles war verschwunden! Die Tür des Wohnzimmers war weit aufgerissen, ein kalter Lufthauch wehte den Frauen daraus entgegen. Sie sahen mit wirklichem Entsetzen, daß es ebenfalls vollständig ausgeräumt war.

„Diebe!" schrie Frau Brill, „Mörder, Diebe! Ich bin ruiniert. Man hat mir mein ganzes Hausgerät gestohlen."

„Still, still," sagte Salvina, die im Gegensatze zu der Mutter ihre äußere Ruhe bewahrte. „Laß uns zuerst mal sehen, was wirklich vorgefallen ist."

„Was vorgefallen ist! Hast du denn keine Augen in deinem Kopfe?" Frau Brill rang verzweiflungsvoll ihre mit Ringen überladenen Hände. „Dein Vater hat mich gezwungen, diese Sperlings zu besuchen, obwohl ich ihm gesagt habe, daß die sich nur über seinen und meinen Tod freuen würden. Warum ist nicht wenigstens Lazarus zu Hause geblieben?"

„Du weißt doch, daß er ausgehen mußte, um Arbeit zu suchen."

„O, und meine vergoldete Standuhr, die ich so wert hielt, daß ich sie nicht einmal aufzuziehen wagte! Und meine Vase mit dem gemalten Bilde darauf! Und meine Antimakassiars, o Gott, und mein Ruhebett, auf dem niemand sitzen durfte! O mein Gott, mein Gott!"

Während ihre Mutter händeringend und laut jammernd dastand, unterzog Salvina das ausgeräumte Zimmer einer näheren Untersuchung. Auf dem leeren Kaminsimse, genau da, wo die vergoldete Standuhr hartnäckig halb zwei Uhr verkündet hatte, lag ein nicht abgestempelter Brief. Sie nahm ihn erstaunt auf; er war mit der Schulknabenhandschrift ihres Vaters geschrieben und an ihre Mutter adressiert. Sie öffnete ihn, wie sie alle für die Mutter ankommenden

Briefe zu öffnen pflegte; denn Frau Brill kannte nicht einmal das Alphabet und weigerte sich beharrlich, seine Bekanntschaft zu machen, so demütigend dies auch der kleinen Schullehrerin erschien.

Der kurze Inhalt des Briefes war folgender:

„Du wolltest den ‚Get‘ (Scheidebrief) nicht von mir annehmen, deshalb hast Du nur Dir selbst Vorwürfe zu machen. Ich habe alle Eure Kleider in den Schlafzimmern zurückgelassen, aber was mein ist, gehört mir. Lebe wohl.

Michael Brill.“

„P. S. — Sucht mich nicht in der Fabrik. Ich bin da fortgegangen.“

Salvina hielt sich am Kamin fest; ihr war, als drehe das ganze Zimmer sich mit ihr herum. „Get!“ Ihr Vater hatte also gewünscht, die Mutter los zu werden! Scheidung! Trennung! Und dann nahm der hartherzige Mann noch die ganze Einrichtung mit! — Wie seltsam das alles war. Wie schwer war es gewesen, diese verhältnismäßig behagliche Einrichtung Stück für Stück zu beschaffen — und nun war alles fort!

„Schnell, Salvina, dort geht ein Schutzmann,“ rief ihre Mutter ihr zu.

Mit einer gewaltigen Willensanstrengung gelang es Salvina, ihre Ruhe wiederzuerlangen. „Still, still, Mutter,“ sagte sie gebieterisch. „Es ist kein Dieb gewesen.“ Mit dem Briefe in der Hand kam sie auf ihre Mutter zu.

Frau Brill sann einen Augenblick betroffen nach, dann schien es, als sei ihr plötzlich ein Licht aufgegangen. „Ach, es ist dein Vater,“ rief sie. „Ich wußte, ich wußte, daß er hinter jener geschminkten Witwe herläuft, nur weil sie etwas Geld hat. Sie sei tausendmal verflucht. O, o Gott im Himmel! Solche Schande über mich zu bringen und das wegen einer solchen nichtsnutzigen Person, deren Schwester

in Petticoat Lane auf der Straße mit altem Eisen handelte! Eine niederträchtige Bande, die ganze Gesellschaft, die es nicht wert ist, daß ich meine Füße an ihr abputze. Und solch einen Menschen nennst du Vater, Salvina? O mein Gott, mein Gott."

Salvina war wie betäubt! Sie hatte in Novellen und Theaterstücken ja von der ungeheuern Schlechtigkeit der Welt, von der Treulosigkeit vornehmer Damen und leichtsinniger Offiziere gelesen — nie aber hatte sie angenommen, daß in dem Kreise, in dem sie lebte, etwas Ähnliches vorkommen könne! Und nun war das Schicksal mit einem Male über sie gekommen, und das Unheil hatte sich selbst über die durch ein Amulett geschützte Tür in eine ehrbare jüdische Familie eingeschlichen — eine Familie, die auf der Hackney-Terrasse wohnte! Es hatte ihr alles genommen, was sie besaß, das roßhaarene Ruhebett und Tisch und Stühle! In Salvinas romantischem Köpfchen wogte ein wildes Chaos von Gedanken, die eben so neu wie überraschend waren. Ihr Vater und ihre Mutter hatten einander einst geliebt! Sie hatten einander die Hand gereicht und gelobt, füreinander zu leben und zu sterben. Wie der Märchenprinz und seine Prinzessin hatten sie voller Mut und Hoffnung in die Zukunft geschaut, die golden vor ihnen lag. Es war wirklich wunderbar! Sie vergaß beinahe die widerwärtige Gegenwart in einem raschen Rückblick auf die vielen Jahre, die die Eltern fröhlich und glücklich miteinander verlebt hatten. Sie vergaß, wie eben die Zeit ihren Einfluß ausgeübt und die Eltern verwandelt hatte. Sie gedachte ihres gewöhnlich aussehenden rotbackigen Vaters und der ebenso massiven Mutter als eines idyllischen Liebespaares, wie es auf der von Frau Brill so schmerzlich beklagten Vase abgebildet war. Und als sie sich dann auf

die Wirklichkeit besann, wurde sie sich der tragischen Wendung der Dinge mit doppelter Deutlichkeit bewußt.

„O Mutter, Mutter," rief sie und umpfing sie mit den Armen. Die griechische Grammatik und der Brief fielen achtlos zu Boden.

Ihre Teilnahme erhöhte aber nur Frau Brills Aufregung und Unwillen über die erlittene Schmach. „Das hat er mir geboten, mir, die ich in meiner Jugend die Wahl hatte und ein halbes Dutzend Männer hätte haben können! Möchten alle Plagen Ägyptens über ihn kommen. Der Schadchen gab sich die größte Mühe, meinen Eltern klarzumachen, daß ein Michael, der um mich anhielt, ein Engel ohne Flügel sei, aber ich sagte immer wieder: Nein!"

„Du hast aber damals den Vater doch auch für einen Engel ohne Flügel gehalten," sagte Salvina.

„Ja; und nun hat er Flügel bekommen," sagte Frau Brill mit grimmem Humor.

Salvina fing an, bitterlich zu weinen. Das also war das Ende einer so idyllisch begonnenen Ehe! „Vielleicht kommt er doch noch zurück," sagte sie leise.

Frau Brill lachte bitter. „Und meine Einrichtung! Meine schönen Möbel, die ich alle selbst Stück für Stück angeschafft habe, worüber er immer schalt, obwohl ich das notwendige Geld von der Haushaltung abgespart habe und er keinen Pfennig dazu gegeben hat! Ach, in ganz London gab es keinen Mann, der besseres Essen bekommen hat wie er, jeden Tag warmes Fleisch und am Sabbath schönsten Fisch, und das zu Zeiten, wo das Pfund Scholle acht Groschen kostet. Ich habe keine Magd gehalten, um Geld zu ersparen; alle, selbst die rauheste Arbeit habe ich mit eigenen Händen getan. Und nun schleppt er mir alles fort, als ob es sein Eigentum wäre!"

„Ich glaube aber beinahe, daß er gesetzlich im Rechte ist," sagte Salvina mild.

„Gesetzlich! Ich werde die Sache der Polizei melden."

„Nein, nein, Mutter, tu das nicht," sagte Salvina schaudernd. „Außerdem hat er uns ja all unsere Kleider zurückgelassen."

Frau Brills Gesicht klärte sich etwas auf. „Ich sehe keine Kleider."

„Sie sind in unsern Zimmern. Es steht in dem Briefe."

„Glaubst du wirklich, was er sagt?" Sie ging die Treppe hinauf. „Wenn er mir nur nicht meinen Schal mitgenommen hat. Gott sei Dank, daß ich wenigstens all meinen Schmuck angelegt hatte. Und da sagst du immer noch, ich behinge mich zu sehr damit!"

Salvinas romantische Gefühle waren doch nie so vorherrschend, daß sie das Praktische darüber vergessen hätte. Sie erinnerte sich plötzlich daran, daß ihr Bruder Lazarus jeden Augenblick nach Hause kommen könne, und daß er sicher, wie dies gewöhnlich der Fall war, ganz furchtbar hungrig sein würde. Dieser Gedanke gab ihr ihre ganze Besonnenheit zurück. Wie sollte sie es möglich machen, ihm etwas zum Abendbrot zu verschaffen? Und ihre arme Mutter mußte ja auch ganz schwach und abgespannt sein. Sie lief schnell in die Küche und fand dort wirklich noch allerlei Reste, aus denen sich ein bescheidenes Mahl zusammenstellen ließ. Auch eine defekte Teekanne und einige gewöhnliche Tassen, die des Mitnehmens nicht wert erschienen, fand sie noch vor. Mit dem Gefühle, als erlebe sie ein Robinson Crusoe ähnliches Abenteuer, entlockte sie den gehorsamen Gasvorrichtungen rasch Wärme und Licht, und sie empfand es mit einer gewissen Dankbarkeit, daß doch diese nützliche Einrichtung nicht auch in dem großen Haushaltungsschiffbruch untergegangen war. Als ihre Mutter endlich

wieder herunterkam und in pittoresken jüdischen Ausdrücken berichtete, daß die Garderobe wenigstens gerettet sei, da kam Salvina ihr freundlich mit einer Tasse guten, heißen Tees entgegen. Beide tranken, indem sie sich an die Küchenanrichte lehnten, die ihnen als Tisch für ihre Tassen dienen mußte.

Salvinas Erregung wuchs, als ihre Mutter sie ganz verzweifelt fragte, wo sie schlafen sollten? Selbst die Betten waren ja fortgenommen worden.

„Ich habe fünf Schillinge in meiner Börse; ich will gleich gehen und eine billige Matratze dafür kaufen. Aber wo bleibt Lazarus? O Mutter!“

„Lazarus hat sein eigenes Bett. Ja, ja, Gott sei Dank, daß er schon alle Möbel zu seiner bevorstehenden Hochzeit angeschafft hat, die muß er uns vorläufig leihen.“

„Aber die sind ja alle in Jonas' Speicherzimmer verpackt!“

Ein lustiges, lautes Klopfen an der Haustür verkündete, daß Lazarus heimgekehrt sei. Salvina lief die Treppe hinauf, um ihm die Tür aufzumachen und ihm das Vorgefallene mitzuteilen. Er war eine schlankere und elegantere Ausgabe seines Vaters, ein Jahr älter wie Kitty und einen guten Kopf größer als Salvina.

„Nun, warum brennt denn kein Licht im Vorhaus?“ frug er, als ihr blasses Gesicht sich in der Tür zeigte. „Das sieht so verdammt schäbig aus. Das einzige Licht im ganzen Hause ist in der Küche; da steckst du und Mutter gewiß wieder dahinter. Warum könnt ihr nicht so leben, wie es eurer Stellung zukommt?“

Der unerwartete Vorwurf ließ sie zusammenbrechen. „Wir nehmen keine Stellung mehr ein!“ schluchzte sie. Das Bild der vergangenen Zeit in den ärmlichen Zimmern in Houndsditch stieg vor ihr auf! Wie glücklich war sie

gewesen, als sie endlich mehr verdiente und mit dazu helfen konnte, einige bessere Möbel anzuschaffen, um nach Hackney-Terrasse überzusiedeln!

„Was meinst du? Was ist denn hier los? So sprich doch, kleine Närrin! Weine doch nicht.“ Er überschritt die Schwelle und schüttelte sie ziemlich rauh.

„Vater ist mit einer andern Frau durchgegangen und hat unsre ganze Einrichtung mitgenommen,“ schluchzte sie.

„Der Teufel auch!“ Sein zierlicher Spazierstock fiel ihm aus der Hand, er konnte nur mit Mühe die Zigarre im Munde fest halten. „Ist es wirklich wahr, daß der Alte durchgegangen ist — der verdammte Schuft! Der selbstsüchtige Heuchler? Aber wie hat er es angestellt, die Möbel auszuführen?“

„Er hat die Mutter zu bereden gewußt, einen Besuch im Borough zu machen.“

„Der alte Fuchs! Ja, so sind die frommen Leute. Ich möchte ihn mitsamt dem verdammten Weibe umbringen. Wo stecken sie?“

„Das weiß ich nicht. Aber, o, räche dich nicht am Vater, es ist alles zu schrecklich. Wir haben nicht einmal mehr ein Bett, um darauf zu schlafen. Wir dachten daran, dich zu bitten, uns deine Einrichtung zu leihen.“

„Was! Dann würden ja die Jonas diese ganze elende Geschichte erfahren — ich könnte darüber vielleicht sogar Roda verlieren. Um Gottes willen, Sally! Besinne dich, und sei doch nicht so gemein selbstsüchtig. Denke an die Schande, wenn es uns nicht gelingen sollte, alles zu vertuschen.“

„Die Schande kommt über den Vater, nicht über dich.“

„Sei nicht so idiotisch! Der alte Jonas denkt sowieso schon, daß er etwas Besseres ist als wir. Wenn es ihm nicht so imponiert hätte, als Kitty so vornehm in Samuel-

sons Wagen vorfuhr, würde er vielleicht niemals seine Einwilligung zu unsrer Verlobung gegeben haben."

„O weh!" sagte Salvina, die davon gar keine Ahnung gehabt hatte. „Mein armer Lazarus!" Sie blickte schmerzlich auf den hübschen, schlanken Jüngling, der wie seine Schwester Kitty ganz auffallend gut aussah, während sie selbst von der Natur stiefmütterlich genug bedacht worden war. — „Aber", sagte sie tröstend, „du hattest ja doch fürs erste keine Aussicht dazu, heiraten zu können."

„Das weiß ich nicht. Ich hatte heute nachmittag eine Zusammenkunft mit dem Geschäftsführer der Brüder Granders. Ich habe die besten Aussichten, von ihm engagiert zu werden."

„Aber du verstehst dich doch nicht darauf, für ein Schwammgeschäft zu reisen."

„Ba! Reisen ist reisen. Dabei braucht man nichts zu verstehen. Es ist ganz gleichgültig, in welchem Artikel man reist, wenn man nur gehörig aufzuschneiden versteht."

„O Lazarus!"

„Mache nur nicht solche Augen — sie sind nicht hübsch genug dazu. Was weißt du von der Welt, du, die du nie aus deiner Elementarschule herauskommst? Ich glaube wahrhaftig, du bist dumm genug, all den Unsinn zu glauben, den du den kleinen Mädchen vorzuerzählen hast."

Ihres Bruders Stichelei traf sie tiefer, wie er beabsichtigt hatte. Es erinnerte sie daran, was wohl die andern Lehrerinnen, ja sogar die Kinder, die sich ja so gern mit allem beschäftigen, was sie nichts angeht, dazu sagen würden, wenn ihnen diese Familientragödie zu Ohren käme. Ach, ihr Bruder hatte recht. Diese Schande befleckte sie alle; sie kam sich schon selbst wie ein zweifelhafter Charakter vor, der dann Schulkindern in weißen Schürzen Vorträge über Ehre und Pflicht halten sollte.

III.

Unterdessen war ihre Mutter heraufgekommen — ihr Schmuck glitzerte seltsam in der Dämmrung. Als sie Lazarus gewahrte, fing sie von neuem an zu klagen und zu jammern; sie rekapitulierte wieder und immer wieder, was sie für ihre Familie getan, und was ihr treuloser Mann alles mitgenommen habe. Aber Lazarus wurde es sehr bald müde, sich das Inventar ihrer Tugenden und der fehlenden Möbel aufzählen zu lassen.

„Was nützt das Jammern, wenn der Krug zerbrochen und die Milch verschüttet ist?" sagte er. „Du mußt für einen neuen Krug sorgen."

„Ein neuer Krug! Und woher solch ich Kochtöpfe, Kaffeekanne, Pfannen und Teller nehmen? O mein Gott!"

„Sei doch nicht so dumm!"

„Sie hat den Kopf verloren, lieber Lazarus! — Habe Geduld mit ihr! Mutter, Lazarus meint, daß es Unsinn sei, zu weinen und zu jammern und die Aufmerksamkeit der Nachbarn auf uns zu ziehen; wir müssen vernünftig sein und die ganze Geschichte zu vertuschen suchen."

„Ihr werdet mich bald genug begraben. Ich brauche dann nicht einmal meine Kleider mehr — nur ein reines Leichentuch. Nach einer zwanzigjährigen Ehe wischt er sich den Mund und verläßt mich! Zerreißt euere Kleider, meine Kinder, euere Mutter ist tot."

„Es ist um einen rasend zu machen," rief Lazarus. „Jeder würde denken, daß sie wunder wie glücklich mit dem Vater gelebt habe! Wenn du dich aber daran erinnern willst, wie furchtbar ihr euch oft gezankt habt, Mutter, dann sollte ich meinen, du müßtest Gott danken, ihn los zu sein."

„Ich *bin* ja auch dankbar dafür," schluchzte sie hysterisch.

„Wer behauptet, daß ich das nicht wäre? Er war ein immer mürrisches, brummendes, altes Schwein, das mir mein Roßhaarsofa nicht gönnte, nur weil er nicht darauf sitzen sollte. Jetzt wird er sich mit seiner Liebsten darauf herumräkeln. Mir ist alles gleich. Meine Feinde sogar werden mich bemitleiden, meint ihr? O, wenn sie nur wüßten, wie froh ich bin, ihn los zu sein!“ und sie brach in noch lauteres Weinen und Schluchzen aus.

„Komm, Mutter, komm mit herunter, Lazarus, laß uns nicht im Dunkeln hier herumstehen.“

„Ich gehe nicht mit herunter,“ sagte Lazarus. „Ich habe nicht die geringste Lust, diese Heulerei noch länger anzuhören. Außerdem wo sollte ich sitzen und wo schlafen? Ich muß in ein Hotel gehen.“ Er strich ein Zündhölzchen an und steckte die ausgegangene Zigarre wieder an. „Hast du etwas Geld, Salvina?“ frug er in etwas freundlicherem Tone.

„Nur fünf Schillinge.“

„Nun, zur Not kann ich mich damit behelfen. Gute Nacht, Mutter; nimm dir's nicht so zu Herzen, in hundert Jahren ist doch alles eins.“ Er öffnete die Tür; dann zögerte er mit der Hand auf der Türklinke und sagte verlegen: „Ich denke, ihr werdet es einzurichten wissen, wenigstens für diese Nacht etwas zu finden, worauf ihr schlafen könnt.“

„O gewiß,“ antwortete Salvina mit zuversichtlichem Tone, „das werde ich schon einrichten. Gräme dich darum nicht, lieber Junge.“

„Ich werde morgen früh gleich herkommen. Wir wollen dann einen Kriegsrat halten. Gute Nacht! Es war wirklich ein niederträchtig gemeiner Streich!“ Er verließ nachdenklich das Haus.

Erst als er fort war, fiel es Salvina ein, daß sie ihm

ja die fünf Schillinge gegeben habe, für die sie eine Matratze hatte kaufen wollen. Dann aber meinte sie, daß dies Geld doch nicht einmal für einen Strohsack ausgereicht hätte, und daß sie für den goldenen Ring, den Kitty ihr geschenkt, als sie immatrikuliert worden, jedenfalls mehr bekommen würde. Der Schmuck ihrer Mutter mußte ihr natürlich heilig sein; das arme Wesen hatte schon genug verloren. Sie bat ihre Mutter, sich auf die Treppe zu setzen, bis sie wiederkommen würde, und eilte dann in die Maresstraße, die Hauptstraße von Hackney, die die Heilsarmee „Teufelsweg“ getauft hat. Sie hatte seit ihrer Kindheit Praxis darin, wie man es anstellen muß, um etwas zu verpfänden, schlüpfte rasch in das erste Pfandlokal, ohne sich lange darin aufzuhalten und zu versuchen, einen guten Handel zu machen. Sie verausgabte einen halben Schilling, um ein Telegramm an das Zentralpostamt abzusenden, damit sie dort morgen an der Sparkasse einige ersparte Pfundnoten abholen könne, die sie für die Sommerferien zurückgelegt hatte. Während sie die Matratze in einem glänzend erleuchteten Magazin erhandelte, fiel ihr Auge auf ein großes Plakat mit den Worten „Abzahlungs-Geschäft“. Das schien ihr ein Schicksalswink zu sein. Sie erkundigte sich danach, was wohl eine einfache Einrichtung für ein Schlafzimmer und für eine Küche kosten würde, natürlich ohne Teppich und Wachstuchfußdecke; denn in der billigeren Wohnung, die sie jetzt nehmen mußten, hätte solcher Luxus gar nicht gepaßt, und wie es mit der Abzahlung einzurichten sei. Sie erfuhr, daß es da doch noch einiger Formalitäten bedurfte, und daß die Unterzeichnung ihres Namens allein nicht genüge, da sie noch minderjährig und in den Augen des Gesetzes ein Kind sei. Indessen kaufte sie die Matratze und setzte es durch, daß sie direkt nach Hause gebracht wurde; dann eilte sie, von dem Hausknecht gefolgt, zu ihrer Mutter

zurück, die immer noch weinend und stöhnend auf ihrer Treppe saß. Sie suchte sie dadurch von ihrem Kummer abzulenken, daß sie ihr klar machte, sie müsse durchaus noch heute abend ihren Namen schreiben lernen, um morgen unter die mit dem Kaufhause abzuschließende Vereinbarung ihre Unterschrift setzen zu können. Das war wirklich ein recht seltsamer Tagesschluß. Die arme Frau Brill, die sich bis jetzt mit hartnäckigem Eigensinne dagegen gewehrt, ihre Erziehung zu vervollständigen, sah wohl ein, daß, wie die Verhältnisse sich jetzt geändert hätten, es wirklich notwendig sei, ihren Namen schreiben zu lernen; sie bestand aber darauf, daß er so kurz wie möglich gemacht werden solle. Salvina schrieb daher „E. Brill“ auf ein Blatt Papier, und ihre Mutter begnügte sich, den Namen ungeschickt nachzumalen, ohne sich jedoch mit den einzelnen Buchstaben bekannt zu machen. Ihr Fortschritt in den Wissenschaften war daher wirklich nur ein nomineller.

Dann brachte Salvina, die in den Augen des Gesetzes als Kind galt, die Mutter zu Bett und legte sich neben sie auf die Matratze; beide blieben in den Kleidern, da sie nichts zum Zudecken hatten. Die Mutter schlief schnell ein, aber das Kind konnte keine Ruhe finden. Solange sie etwas zu tun gehabt, war sie Herrin ihrer Erregung geblieben; nun aber in der Stille der Nacht wurde sie sich ihrer ganzen tragischen Lage sowie der niedrigen Gesinnungsart eines Vaters, der solch eine Handlung begehen konnte, voll bewußt. Als es ihr endlich gelang einzuschlafen, wurde sie von einem quälenden Traume verfolgt. Sie saß vor ihrem Pulte in der Londoner Universität und war mitten im Examen. Sie versuchte jedoch vergebens, sich der unregelmäßigen griechischen Zeitwörter zu erinnern, und als ihr endlich einige einfielen, die sie niederschreiben wollte, war keine Tinte im Tintenfaß; der Zeiger an der Uhr aber

bewegte sich unablässig weiter. Sie sah ihren Vater im Talar eines Bakkalaureus, der nur auf den Stundenschlag wartete, um ihr das Schreibpult und ihren Stuhl fortzunehmen. —

IV.

Der nächste Tag war ein Freitag. Wenn Salvina sonst an einem Freitagmorgen erwachte, empfand sie stets eine tiefe Befriedigung darüber, daß die Woche so weit vorgerückt und dies der letzte Schultag sei, dem zwei herrliche freie Tage folgen würden. Aber heute erschien ihr der Druck des wirklichen Lebens fast noch schwerer zu ertragen als der Druck des nächtlichen Alps. Die bevorstehenden Ferientage würden ihr noch mehr Zeit geben, über ihre schreckliche Lage nachzudenken.

Und doch empfand sie bei ruhigerem Überlegen, daß wenigstens nach einer Richtung hin der Freitag ihr eine gewisse Erleichterung brachte. Sie brauchte nur diesen einen Tag ihren Kolleginnen und ihren Schülerinnen ein unbefangenes Gesicht zu zeigen und konnte sich dann zwei Tage mit ihrem Leid vor der Welt verstecken und in dieser Zeit Kraft gewinnen, dem Leben tapfer ins Auge zu sehen. Außerdem blieb ihr Zeit dazu, die notwendigsten Anschaffungen zu machen.

Lazarus erschien so spät, daß der Kriegsrat sich auf eine kurze Unterhaltung auf der Türschwelle beschränkte, denn Salvina mußte pünktlich um 9 Uhr in ihrer Schule sein. Der Gedanke, aus der Schule zu bleiben — selbst bei einer Gelegenheit wie diese — kam ihr überhaupt gar nicht.

Sie vereinbarten in aller Eile, daß Lazarus sie nach der Morgenschule in der City treffen solle. Sie würde dann zuerst ihr Geld von der Postsparkasse einziehen, und das

würde mehr sein, als sie für die Anzahlung auf die Möbel nötig hätte. Die Möbel würden dann gleich am Nachmittage abgeliefert werden. Lazarus meinte, es sei am besten, gleich an Kitty zu telegraphieren, damit sie ihnen helfe; aber dagegen opponierte Salvina entschieden.

„Wir dürfen sie nicht so erschrecken," sagte sie; „am besten ist, ich gehe am Sonntagnachmittag selbst zu ihr und teile ihr alles mit. Du weißt recht gut, daß sie nicht große Ersparnisse machen kann. Sie muß alles ausgeben, um sich so zu kleiden, wie es in ihrer jetzigen Stellung verlangt wird."

„Ich hoffe nur, daß es uns gelingen wird, diesen Skandal völlig zu verheimlichen," sagte Lazarus mißmutig. „Das wäre eine schöne Geschichte, wenn die Sache herum käme; da würde Kitty am Ende ihre glänzende Stellung verlieren, und wir hätten auch sie auf dem Halse."

„Ja, er hat die Zukunft aller meiner Kinder verdorben," schluchzte Frau Brill. „Aber was macht er sich daraus? Wenn ich nicht gewesen wäre, dann wäret ihr alle längst im Arbeitshause."

„Nun denn, geh du jetzt und kaufe ein, was du für den Sabbath nötig hast," sagte Lazarus freundlich; „du weißt, daß du in den Läden, wo du stets kaufst, Kredit hast."

„Das meine ich! Man kennt mich und weiß, daß ich ihnen nicht durchgehen werde."

„Und sorge dafür, liebe Mutter, daß der gebackene Fisch so gut wie immer zubereitet ist!"

„Wir haben noch viel Zeit vor uns, ehe wir in das Arbeitshaus kommen," sagte Salvina, ihre Bücher aufnehmend. „Das aber sage ich dir, Lazarus," flüsterte sie, ehe sie forteilte, dem Bruder zu, „wenn du heute abend nicht ganz pünktlich zu Hause bist, dann werde ich es dir nicht vergeben."

„Gut, ich werde pünktlich erscheinen!" sagte Lazarus,

der kleinen, unansehnlichen Gestalt nachblickend, die davonjagte, um den Zug 8.[21] Uhr zu erreichen.

„Ja, aber ich habe keine Bratpfanne!" rief Frau Brill ihr nach.

„Du bekommst heute nachmittag eine," rief Salvina zurück.

Die Sonne brannte heiß, der Zug war überfüllt, und Salvina stand so, eingeengt, daß sie kaum ab und zu einen Blick in ihre Grammatik werfen konnte. Die griechischen Zeitwörter tanzten auf und ab vor ihren Augen. In der Schule angekommen hatte sie die Empfindung, als lege sich ein Schleier zwischen sie, ihre Kolleginnen und Schülerinnen. Sie begann den Unterricht, sie hörte sich selbst sprechen — 5 × 11 ist 55 — aber ihr war, als stände sie außerhalb ihres eigenen Ichs. Sie bemerkte, daß zwei Kinder Streit anfingen und einander in die Haare gerieten, hatte aber nicht die Kraft, dagegen einzuschreiten. Ihr war plötzlich, als ob sie 55 Jahre alt sei. Als Fräulein Rolver, die christliche Oberlehrerin, in ihr Schulzimmer kam, hatte sie das Gefühl, als ob sie dies vertrocknete, alte Jüngferchen, das mit pedantischer Strenge jeden kleinsten Ordnungsfehler entdeckte, bei weitem an Erfahrungen übertreffe. Dann aber jagte eine seltsame Vorstellung die andre. Alle Zeitwörter in allen Sprachen schienen ihr unregelmäßig, und die griechische Sprache, die sie stets für tot gehalten, wurde plötzlich lebendig. Griechische Männer und Frauen drangen auf sie ein und redeten sie in der längst verklungenen Redeweise an.

„Was ist Ihnen? Sie sehen furchtbar übermüdet aus?" redete die Vorsteherin sie an.

„Es ist die Hitze!" stotterte Salvina.

„Nun, die Sommerferien fangen zum Glück bald an," meinte sie ermutigend.

Es klang ihr beinahe wie Hohn. Sonst hatte sie die Sommerferien in Ramsgate verbracht, hatte dort köstliche Tage am Strande und auf den sonnigen Klippen verlebt. Sie hatte ungestört studieren und zu ihrer Erholung Romane und Gedichte lesen können. Aber jene goldene Zeit war vorüber. Diesem Luxus, den sie sich in den letzten zwei Jahren geleistet hatte, mußte sie entsagen, wenigstens für diesen Sommer. Der Gedanke daran, daß sie auch die Hundstage im heißen London eingesperrt verleben müsse, überwältigte sie plötzlich — sie brach zusammen. Als sie wieder zu sich kam, fühlte sie, daß jemand ihr Wasser in das Gesicht spritze. Sie erkannte die freundliche Stimme Fräulein Rolvers, die sie ängstlich frug, ob sie sich ein wenig besser fühle. Anstatt zu antworten, wunderte Salvina sich nur darüber, wo denn wohl die Schulinspektoren blieben.

Selbst ihrem naiven Sinne war es aufgefallen, daß jedesmal, wenn die allmächtigen Herren und Damen einer höheren Welt durch die Schule gingen, Fräulein Rolver jedesmal in irgendeiner interessanten Stellung getroffen wurde. Wenn gerade Spielstunde war, dann war sie — aber auch nur dann — der Mittelpunkt und die Leiterin der kindlichen Spiele und mischte sich wie ein Kind unter die Kleinen. War Handarbeitsstunde, dann saß sie mitten unter den sich mit ihrer Näharbeit um sie drängenden Schülerinnen. Oder sie verband mit mütterlichem Ausdrucke irgendeinem Kinde den verletzten Finger. Auf die gewissenhafte Salvina hatte es aber am meisten Eindruck gemacht, als Fräulein Rolver einmal, gerade als die hohen Herrschaften durch die Schule gingen, vor dem Feuer niederkauerte, um ein süßes, halb verhungertes, verlaufenes Kätzchen zu pflegen und ihm ein Tellerchen warme Milch zu geben. Wie freundlich sie alle bei diesem rührenden Anblick ausgesehen hatten!

Daher kam es, daß Salvina, als sie aus ihrer tiefen Ohnmacht erwachte, zuerst nur an die Schulinspektoren dachte. Im nächsten Augenblicke aber begriff sie, daß Fräulein Rolvers Teilnahme diesmal nicht theatralisch war, sondern wirklich von Herzen kam. Ihr zartes Gewissen ließ sie undankbar und schlecht erscheinen, und blaß und zitternd antwortete sie stotternd, daß es ihr schon viel besser ginge. Fräulein Rolver schalt sie zärtlich, daß sie sich überanstrenge und alles zu ernst nähme. Sie bestand darauf, daß Salvina sofort nach Hause ginge, um sich ordentlich auszuruhen.

„Nein, nein, das geht nicht. Ich fühle mich schon wieder ganz wohl," protestierte sie matt.

Aber Fräulein Rolver bestand auf ihrem Willen. „Ich werde selbst Ihre Klasse übernehmen," sagte sie freundlich, und Salvina wurde nach Hause geschickt. Als sie durch die sonnigen Straßen schritt, hatte sie ein Gefühl, als sei es ordentlich sündhaft, zu dieser Zeit, wo in allen Elementarschulen Londons unterrichtet wurde, nicht ihre Pflicht zu erfüllen. Sie ging an das Postamt und zog ihr Geld aus der Sparkasse zurück. Während sie in Whitechapel umherwanderte, um die Stunde des Rendezvous mit Lazarus zu erwarten, hatte sie Zeit genug, ein grobes, aber weißes Tischtuch, ein Plüschdeckchen, auf das mit hebräischen Buchstaben das Wort „Jerusalem" gestickt war, und einen vergoldeten Becher zu kaufen. Es geschah, um den Sabbath würdig begehen zu können.

V.

Aber auch der Sabbath brachte keinen Frieden. Obgleich an dem Nachmittag Wunder geschaffen waren und — wenn auch in der Küche — der Sabbathtisch genau so hergerichtet war, wie man es von alters her gewohnt war —

obgleich nichts darauf fehlte, weder der geweihte Becher noch die unter dem „Jerusalem“ bestickten Deckchen liegenden langen, geflochtenen Brote oder das Gericht gebackener Fische, so konnte man sich doch nicht über die Abwesenheit des Vaters wegtäuschen, der bisher dem Sabbathtische präsidiert und mit salbungsvoller Würde die üblichen Zeremonien vollzogen hatte. Sein Platz blieb leer, als ob er gestorben sei. Lazarus hatte keine Notiz von dem vergoldeten Becher und der daneben stehenden Flasche Rotwein genommen, er schenkte sich gerade eine Tasse Kaffee ein, als seine Mutter ihm bitter und in vorwurfsvollem Tone zurief: „Was! Sollen wir wie die Tiere essen?“

„Unsinn,“ sagte Lazarus unwillig. „Du weißt doch, daß ich all diesen Firlefanz hasse. Ich wollte gar nichts dagegen sagen, wenn die Menschen wirklich durch Beobachtung dieser altmodischen Gebräuche gut würden. Aber ihr müßt doch selbst einsehen —.“

„O, du mußt den Kiddusch (das Gebet) sprechen,“ sagte Salvina halb bittend und halb befehlend. Sie holte das Gebetbuch, und Lazarus nahm, unwillige Laute vor sich hinmurmelnd, den Ehrenplatz des Tisches ein, plärrte das Gebet herunter und dankte in herkömmlicher Weise Gott dafür, daß er Israel vor allen Völkern auserwählt und geheiligt habe und ihm als Zeichen seiner Gunst und Liebe den Sabbath geschenkt habe.

Aber wie gleichgültig er die Worte herleierte, wie bar allen Wohlklangs und Pathos', mit dem der Vater den Kiddusch vorzutragen pflegte! Es war wie eine Art von Symbol ihres verstümmelten Heims! Salvina erinnerte sich des letzten Males, als ihr Vater einer religiösen Zeremonie präsidiert hatte — es war zu der Stunde, zu der der Sabbath scheidet, um dem Alltag Platz zu machen — der Zeremonie der Trennung des Heiligen und des Profanen, und sie

schauderte bei dem Gedanken, daß jene Stunde wirklich dem unglücklichen Manne die Grenzlinie bezeichnet hatte.

„Gesegnet seist du, o Herr, unser Gott, der du den Sabbath geheiligt hast," murmelte Lazarus und verteilte in linkischer Weise die geweihten Brotstücke.

Aber die Mutter konnte das ihre nicht genießen, weil sie an die Nebenbuhlerin denken mußte, die ihr den Gatten geraubt hatte. „Möge sie an ihrem Sabbathbrote ersticken," rief sie leidenschaftlich und wäre beinahe selbst erstickt.

„O Mutter, sprich nicht von ihr, weder von ihr — noch von ihm — o sprich nie, nie mehr von ihnen," bat Salvina. Wieder nahm ihre Stimme einen befehlenden Klang an, und ihre Mutter schwieg plötzlich still wie ein gescholtenes Kind.

„Willst du Scholle oder Zunge nehmen?" fuhr Salvina mit schmeichelnder Stimme fort.

„Ich kann nichts essen, Salvina. Verlange es nicht von mir."

„Aber du mußt essen." Salvina legte der Mutter Fisch vor, füllte ihre Tasse mit Kaffee und tat Zucker hinein. Die Mutter aß gehorsam und mit einer Ruhe, als ob Salvina sie hypnotisiert habe.

Während des Mahles bewegte sich Salvinas Geist bald in der Vergangenheit und bald in der Zukunft. Die Erinnerung an allerlei Szenen aus ihrer Kindheit, in denen der Vater eine Hauptrolle spielte, tauchten in ihr auf. Immer wieder vermischte sich das Bild des Vaters mit dem Moß M. Rosensteins. Dann wieder mußte sie lebhaft an jene Zeit denken, wo der Vater sie und Kitty mit in den Viktoria-Park nahm, daran, wie er sie trug, wenn der Weg ihr zu weit wurde und sie müde wurde. Sie mußte weinen, als sie daran dachte, wie zärtlich und behutsam der starke Mann das ermüdete kleine Ding in seinen Armen

hegte. Um ihre Rührung zu überwinden, beschäftigte sie sich mit der Zukunft. Den Gedanken, Bakkalaureus zu werden, mußte sie jetzt aufgeben. Die Abendstunden, die sie bisher dem Studium gewidmet, mußte sie nun damit ausfüllen, Stunden zu geben. Der Umstand, daß sie die zum Eintritt in die Universität berechtigende Prüfung bestanden hatte, gab ihr schon eine größere Chance, Schüler zu bekommen, und ihr „Jüddisch", das sie mit der Muttermilch eingesogen, hatte sie durch gründliche, ernste Studien zu einem einwandsfreien Deutsch entwickelt. Sie könnte zwei Schillinge für die Stunde beanspruchen, und dann würde es ihr gewiß gelingen, ungefähr einen Sovereign in der Woche extra zu verdienen.

Da war ja ihre arme, so schwer von dem Schicksal getroffene Mutter, über die sie wachen mußte wie über ein Kind. Ihr ganzer mütterlicher Instinkt erwachte unter dem Einflusse ihrer wunderlichen Lage. Sie klagte sich selbst einer Reihe von kleiner Vergehen gegen die Mutter an. Aber nun wollte sie nie mehr eigensinnig oder ungeduldig mit der armen Frau sein. Ja, ihre Mutter erschien ihr jetzt wie von einem romantischen Schimmer umwoben, und sie fühlte, daß sie nun ganz für sie sorgen müsse. Diese Frau, unter deren prosaischer Denkungsart sie so oft schmerzlich gelitten hatte, war in Wirklichkeit eine Frau, die gelebt und geliebt hatte. Sie erschien ihr jetzt mehr als nur eine Mutter und Schützerin ihrer Kindheit zu sein. Und sie sagte sich mit Erstaunen, daß sie niemals zu dieser Erkenntnis gekommen wäre, wenn ihr Vater sie nicht verlassen hätte. Wie einer, der die Tugenden eines andern erst nach dessen Tod erkennt, hatte sie die Liebe ihrer Mutter erst begriffen, nachdem sie verraten worden war.

Als das Mahl beendet war, klopfte es an die Tür. Es war der Briefbote, der einen Brief für Lazarus brachte.

Aber ihre Nerven waren so erregt, daß sie, neues Unheil fürchtend, leichenblaß wurde und heftiges Herzklopfen bekam.

„Ach, du Sabbathschänder!“ rief seine Mutter entrüstet, als Lazarus hastig das Kuvert zerriß. Er hielt es nicht für nötig, seine Handlung zu entschuldigen, sondern sagte fröhlich: „Was sagte ich euch? Gebrüder Granders bieten mir ein Engagement als Reisender an; sie gewähren mir Reisespesen und Gewinnanteil!“

„O Gott sei Dank, Gott sei Dank,“ rief seine Mutter mit frommem Augenaufschlag aus. Er ergriff seinen Hut. „Wohin gehst du?“ fragte Frau Brill.

„Natürlich zu Rhoda. Meinst du nicht, daß sie in dieser Sache wenigstens ebenso interessiert ist wie du?“

Salvinas Augen füllten sich mit Freudentränen. „Ja, ja, natürlich, laß ihn gehen, Mutter.“

VI.

Salvina fühlte sich am Sonntagnachmittag, nachdem sie den ganzen Samstag geruht hatte, wirklich viel wohler. Sie kleidete sich möglichst sorgsam, legte ihre besten Schuhe und Handschuhe an und stieg in den Omnibus, der sie nach einer langweiligen Fahrt in das Westend brachte, wo sie noch eine ganze Strecke zu Fuße gehen mußte, ehe sie das elegante Haus der emporgekommenen, sehr reichen jüdischen Familie erreichte, in der ihre Schwester als Erzieherin und Gesellschafterin engagiert war. Sie stand einen Augenblick zögernd vor der Tür, ehe sie zu klopfen wagte, um sich zu sammeln und sich auf die vor ihr liegende tragische Aufgabe vorzubereiten. Sie fühlte in ihrer Tasche nach, ob sie auch das kleine Fläschchen mit Riechsalz nicht verloren habe, mit dem sie sich vorsichtig bewaffnet hatte, für den Fall, daß Kittys Nerven nachgeben sollten. Dann pochte sie schüchtern an die Tür, die von einem Diener in tadelloser Livree

geöffnet wurde. Er empfing sie mit einer Würde, als ob er der Priester eines Heiligenschreines gewesen wäre, und schien vollständig vergessen zu haben, daß sie schon einmal hier gewesen war, und daß er Befehl hatte, sie ohne weiteres in das Allerheiligste zuzulassen. Vielleicht war es aber auch diesmal ein anderer Diener. Er erschien ihr auch weniger als Diener, wie als Träger der Livree und der vergoldeten Knöpfe, als ein Symbol des Reichtums und der Eleganz, in der Kitty sich so unbefangen bewegte, als ob sie darin geboren wäre. Das unaufhörliche, mühsame Wechseln der Toilette, die sonderbar geschorenen Pudel und die langweiligen Paradediners mit unzähligen Gängen, bei denen man immer zittern mußte, ob man auch die richtige Gabel zum Essen genommen, erschienen ihr gleicherweise als unerläßliche Notwendigkeiten der Aristokratie und des Reichtums.

Salvina hatte aber kaum eine Minute in der imposanten Vorhalle gewartet, als ein strahlend schönes, junges Mädchen mit auffallender Lebhaftigkeit die Treppe hinunterflog und Salvina herzlich in die Arme schloß.

„O du liebe, liebe Sally! Ich freue mich so sehr, dich zu sehen," und ein Schauer zärtlicher Küsse begleitete die Umarmung. „Was führt dich her? Und was für ein altmodisches Kleid du anhast! Nein, nein, du törichtes Kind, du brauchst deshalb nicht zu erröten; niemand erwartet, daß du dich wie wir unstudierten kleiden sollst. Außerdem macht es heute gar nichts, da dich niemand sehen wird. Sie sind nämlich alle ausgefahren. Ich hatte keine Lust dazu; da ich etwas Kopfweh hatte, bin ich zu Hause geblieben."

„Arme Kitty! Du wärest gewiß viel lieber mit ausgefahren." Sally empfand gleichzeitig Mitleid und Bewunderung für die schöne Schwester, die eine so vollendete feine Dame war, daß sie sogar mit Gleichgültigkeit von einer Wagenfahrt sprach.

„Ja. Aber ich hatte so viel Briefe zu schreiben, und dann fahren sie Sonntags auch nicht ordentlich heraus; sie halten an allen möglichen Häusern, das ist furchtbar langweilig. Sie können sich nie so ganz von der Gesellschaft losmachen, der sie angehörten, ehe sie reich wurden."

„Nun, ich finde, daß das eigentlich ganz nett von ihnen ist."

„Vielleicht, aber es ist nicht nett für mich. Aber nun komm herauf und trinke eine Tasse Tee mit mir."

Salvina stieg mit ihrer Schwester die breite, mit Teppichen belegte Treppe hinauf, und angesichts all der Pracht und Herrlichkeit, von der Kitty umgeben war, erschien die Aufgabe, ihr die traurige Nachricht des häuslichen Zusammenbruches mitzuteilen, ihr doppelt schwer. Es kam ihr fast wie eine Profanation vor in dieser Umgebung, die einen passenden Schauplatz für die sündigen Romane vornehmer Marquisen und Offiziere abgegeben hätte, von der elenden häuslichen Tragödie zu sprechen, die sich in Hackney abgespielt hatte. Welch ein Schlag würde diese Nachricht für Kitty sein! Sie zögerte immer noch, bis der gepuderte Diener den Tee gebracht hatte. Dann kam ihr ein Einfall, sie wollte die Schwester langsam vorbereiten. Sie wollte zuerst nur sagen, daß sie ausziehen würden. Aber als sie ihre weißen Handschuhe ablegte, um sie nicht mit Tee und Kuchen zu beschmutzen, rief Kitty: „Nun, wo hast du denn den Ring gelassen, den ich dir geschenkt habe?"

Das war eine ausgezeichnete Gelegenheit, alles ohne weiteres zu erzählen, aber Salvina war zu befangen, um sie zu benutzen. „O, der ist gut verwahrt," sagte sie hastig, „ich kam übrigens hierher, um dir zu erzählen, daß wir ausziehen werden."

Kitty klatschte in die Hände. „O, so werdet ihr endlich meinen Rat befolgen. Das freut mich sehr. Es war

wirklich nicht nett für mich, den Wagen vor der schmutzigen Höhle halten zu lassen, wenn es auch nur ein paarmal im Jahre vorkam. Wie wird sich die Mutter freuen!"

Salvina biß auf ihre Lippen. Ihre Aufgabe erschien ihr schwerer wie vorher.

„Nein, die Mutter freut sich gar nicht; sie weint darüber."

„Sie weint? Unsinn! Merkwürdig, wie sehr sie an Spitalfields hängt."

„Sie weint nicht, weil wir dort fort müssen, sondern weil der Vater nicht mit uns gehen will."

„O, der Vater kann mich wirklich ungeduldig machen. Er denkt nur an Heringe und Kartoffeln."

„Nein, er denkt an anderes. Er hat uns verlassen."

„Was! Er hat euch verlassen?" Kitty riß ihre hübschen Augen weit auf. „Verlassen, weil er nicht mit in ein besseres Haus ziehen wollte?"

„Nein, wir müssen in eine schlechtere Wohnung ziehen, weil er eine bessere gefunden hat."

„Wovon redest du eigentlich? Ist das ein Scherz? Willst du mir ein Rätsel aufgeben? Ich kann es nicht lösen."

„Der Vater — ach! Kannst du nicht erraten, was ich meine? — Der Vater! ach Kitty! Er ist fortgegangen. Er hat sich mit einer andern Frau davon gemacht."

„Nein, das ist unmöglich!" stieß Kitty hervor, und dann brach sie in lautes, silberhelles Gelächter aus. „Nein, solch ein Unsinn! Ha, ha, ha!"

„Unsinn?" Salvina blickte sie ernst an.

„Was, siehst du nicht, welch ein Humor dabei ist? Unser Vater verwandelt sich plötzlich in einen Romanhelden! Er, der sich bisher nur für Heringe und Kartoffeln interessierte! Liebe, Leidenschaft und Kartoffeln. Ha, ha, ha!"

„Wenn du sähest, welches Unheil er angerichtet, würdest du nicht den Mut haben, zu lachen."

„Nun ja, die Mutter hat also geweint, das verstehe ich vollkommen. Aber sie hat schon so oft geweint, das ist ihr doch nichts Neues. Sie würde gerade so gut heulen, wenn er dageblieben wäre! Wieviel Zoll hoch ist der gewöhnliche Tränenfall?"

Salvina wurde sehr blaß, und ihr Gesicht nahm einen ernsten, strengen Ausdruck an: „Die Tränen einer Mutter sind heilig," sagte sie leise, aber in bestimmtem Ton.

„Lieber Gott, Sally, ich vergesse immer wieder, daß du absolut keinen Sinn für Humor hast. Nun also, was habt ihr denn jetzt vor?" Obwohl sie sich bemühte, ernst dreinzuschauen, zuckte doch immer noch ein schelmisches Lächeln um ihren hübschen, kleinen Mund.

„Ich sagte es dir doch schon, wir können das Haus nicht halten — wir müssen zurück nach Spitalfields und dort ein paar Zimmer mieten."

Kittys Gesicht wurde nun ebenso ernst wie das Salvinas. „O Unsinn!" sagte sie unwillkürlich. Der Gedanke, daß ihre Familie wieder in ein paar elenden Zimmern wohnen solle, hatte etwas zu Demütigendes; sie selbst wurde dadurch mit in den Staub gezerrt.

„Wir können die Miete nicht aufbringen. Wir müssen sofort kündigen."

„Lächerlich! Dadurch würdet ihr höchstens jede Woche ein paar Schillinge sparen. Warum könnt ihr nicht ein oder zwei Zimmer vermieten? Ihr würdet dann doch immer den äußeren Schein aufrechterhalten."

„Verlohnt es sich deshalb, die ganze Verantwortlichkeit der zu zahlenden Miete auf sich zu nehmen? Wir sind nur noch zu zweien — Mutter und ich — wir brauchen kein ganzes Haus."

„Lazarus ist doch auch noch da!“

„Der wird eine Wohnung für sich nehmen. Er will heiraten, ehe der Kündigungstermin abgelaufen ist.“

„Will er die kleine Jonas heiraten?“

„Ja.“

„Lächerlich! Es sind kleine Handelsleute, und die ganze Familie hat etwas so furchtbar Gewöhnliches. Ich dachte, er wäre längst weg über diese Liebe für das kecke, schwarze Ding, das so ordinär ist, daß sie, wie ich selbst gesehen habe, Eis bei einem Straßenverkäufer kaufte und auf offener Straße verzehrte. Daß er uns mit einer solchen Familie in Verbindung bringen will! Die Männer sind doch zu selbstsüchtig. Dennoch sehe ich nicht ein, warum ihr nicht ruhig in eurer Wohnung bleiben wollt. Wie wäre es denn, wenn ihr, sagen wir das gute Zimmer so, wie es da ist, möbliert vermietetet?“

„Aber es ist doch nicht mehr möbliert.“

„Wie so, nicht möbliert? Ich habe doch selbst darin auf dem Sofa gesessen.“

„Ja“, sagte Salvina mit einem matten Versuche zu lächeln, „ich glaube fast, daß du die einzige Person bist, der je solche Gunst gestattet wurde. Aber jetzt ist kein Sofa mehr darin. Vater hat die ganze Einrichtung in einem Möbelwagen entführt.“

Nun aber konnte Kitty sich nicht mehr halten, wieder ertönte ihr lustiges, silberhelles Lachen.

„Und das nennst du nicht humoristisch? Durchgegangen, mit den Stühlen durchgegangen! Ich finde, das ist zum Totlachen!“

„Ja, aber ich glaube, es geht der Mutter an das Leben.“

„Pah! Die wird uns alle überleben. Ich wollte, daß es eben so sicher wäre, daß wir unsre Einrichtung zurückbekämen! Sie ist keine schlechte Mutter, sie ist eben wie

Mütter so sind. Jedenfalls aber nimmst du sie viel zu ernsthaft."

„Aber Kitty! Bedenke doch nur die Schande!"

„Die Schande, einen schlechten Vater zu haben. Ich habe jahrelang die Schande ertragen müssen, einen blutarmen Vater zu haben, und finde, daß das bedeutend schlimmer ist. Meine Leute — ich meine die Samuelsons — werden niemals etwas von Vaters Streich erfahren — der Klatsch bleibt immer nur in seinen bestimmten Kreisen. Selbst wenn sie es gelegentlich erfahren sollten, wäre es nicht allzuschlimm, denn sie wissen, daß meine Familie in schwierigen Verhältnissen lebt, und haben es gelernt, mich um meiner selbst willen zu schätzen."

„Nun, ich bin froh, daß du es dir nicht allzusehr zu Herzen nimmst," sagte Salvina, etwas erleichtert und doch auch schmerzlich berührt von Kittys Auffassung der Dinge.

„Ich bin sehr traurig über all dies, aber hauptsächlich deshalb, weil du so sehr darunter leidest, du liebe törichte Sally."

„O! Mache dir darum keine Sorgen. Ich glaube, es ist jetzt Zeit für mich, wieder zur Mutter zu gehen."

„Unsinn! Wir haben ja kaum zu plaudern angefangen. Komm', trinke noch eine Tasse Tee. Nein? Wie geht es dem alten Fräulein — wie heißt sie doch — ich meine deine Schulvorsteherin? Pflegt sie immer noch kleine verfrorene Kätzchen?"

„Sie ist sehr gutherzig, wirklich. Mir tut leid, daß ich dir das von dem Kätzchen erzählt habe. Sie ließ mich am Freitag ganz früh nach Hause gehen."

„Wirklich? Warum denn? Um den Möbelwagen zurück zu holen?"

„Nein. Es wurde mir ganz schlecht."

„Meine arme, kleine Sally!" Kitty umarmte sie zärt-

lich. „Ich bin überzeugt, daß du unter dieser dummen Geschichte viel mehr leidest als die Mutter."

Die Zärtlichkeit ihrer Schwester rührte Salvina zu Tränen. „O, nein. Aber bitte, laß uns jetzt nicht mehr darüber sprechen. Der Vater ist jetzt tot für uns."

„Von den Toten, Salvina, soll man nur Gutes sagen."

Salvina schauderte. „Er ist ein schlechter, ein herzloser Mensch, und Mutter und ich hoffen ihn niemals wiederzusehen!"

Kittys schönes Gesicht verdüsterte sich. „Ja, aber ich hoffe doch, daß sie nicht am Ende gar daran denkt, einen andern Mann heiraten zu wollen?"

„Wie könnte sie das tun? Ich würde schon dafür sorgen, daß sie kein öffentliches Ärgernis gibt."

„Aber hat unsre Religion nicht wirklich merkwürdige Gesetze — ‚Get' und ähnliche Dinge —, die sogar vor englischen Gerichtshöfen anerkannt werden?"

„Ich glaube das! — Ich habe davon in einer Novelle gelesen — ja, und da Vater der Mutter ‚Get' angeboten hat, ehe er fortgegangen, glaubt er, sich keine Gewissensbisse machen zu brauchen!"

„Nun, jedenfalls verlasse ich mich auf dich, Sally, du wirst dafür sorgen, daß die Mutter nicht heiratet und dadurch unsre Lage nicht noch prekärer wird. Wir brauchen nicht zwei Paar ungeratener Eltern."

„Natürlich nicht. Aber ich bin fest überzeugt davon, daß sie gar nicht an solch eine Möglichkeit denkt. Du läßt ihr keine Gerechtigkeit widerfahren, Kitty. Ihr ist das Herz gebrochen. Sie ist übler daran wie eine Witwe, die wenigstens den Tod ihres Mannes betrauern darf."

„Na, dafür trauert sie über den Verlust ihrer Einrichtung."

„O, Kitty, du weißt nicht, was sie durchmacht, und was dies alles bedeutet."

„Das tue ich wohl, meine Liebe. Ich sehe ganz klar, und ich finde, es ist zum Totlachen! Liebe und eine praktische, ökonomisch ausgeführte Entführung. O, Kind, es ist toll! Aber um eins bitte ich dich, Salvina! Du mußt mir fest versprechen, daß ihr nicht nach Spitalfields zurückgeht."

„Ich muß versuchen, eine der Schule möglichst nahe Wohnung zu finden. Dadurch werde ich das Fahrgeld ersparen."

Kitty schmollte. „Ja, aber verstehst du denn nicht, daß ich dann nicht mehr im Wagen vorfahren könnte, um euch zu besuchen? Hackney war schon kaum meiner Familie würdig. Ich kann unmöglich dem Kutscher sagen, er solle mich nach Spitalfields fahren, es sei denn, daß ich dort Armenbesuche machen wollte."

„Nun, dann mußt du so tun, als ob das deine Absicht sei."

„O, Salvina. Ich dachte, du wärest so gewissenhaft. Nein, ich muß dann eben in einer Droschke zu euch kommen. Willst du nicht, bitte, noch eine Tasse Tee nehmen. O tue es, bitte! Noch etwas Zucker hinein?"

„Ja, danke dir, Kitty. Übrigens, à propos, ist Sugarman, der Schadchen, bei dir gewesen?"

„Was meinst du damit, und was weißt du davon?"

„O, meine arme Kitty! Ich bin schuld daran. Ich habe ihm unvorsichtigerweise deine Adresse verraten. Ich hoffe nur nicht, daß dieser gräßliche Mensch dich gelangweilt hat."

„Sugarman?"

„Nein — Moß M. Rosenstein."

„Wie drollig, daß du seinen Namen weißt! Aber warum nennst du ihn so gräßlich?"

Salvina sah sie erstaunt an. „Ich habe seine Photographie gesehen.“

„O, nach Photographien kann man nicht gehen. Er ist hier gewesen.“

„Was? Sugarman hat die Unverschämtheit gehabt, ihn herzubringen!“

Kitty errötete leicht. „Nein, er hat mir allein seinen Besuch gemacht — heute nachmittag — gerade ehe du gekommen bist.“

„Welche Frechheit! Eine kaufmännisch betriebene Werbung. Du hast ihn aber doch natürlich nicht angenommen.“

„Nun, ich dachte, des Spaßes halber könnte ich ihn mir ja immerhin mal ansehen,“ sagte Kitty ausweichend. „Das, was du eine kaufmännisch betriebene Werbung nennst, ist durchaus nicht langweilig.“

„Ich sehe nichts Amüsantes dabei. Es ist eine Beleidigung.“

„Ich sagte immer schon, daß du absolut keinen Sinn für Humor hast. Ich finde es ganz komisch, von einem Manne vor dem ersten Blick geliebt zu werden. Dazu von einem Manne, der ein so drolliges Englisch spricht.“

„Sugarman sagte mir, daß Rosenstein dich früher schon gesehen und dich gleich geliebt habe, und zwar, ehe Rosenstein nach der Kapkolonie gegangen ist. Aber damals mußt du doch noch ein kleines Mädchen gewesen sein?“

„Mir hat er davon nichts erzählt. Das wäre dann ja allerdings eine ganz romantische Geschichte. Sugarman sagte mir nur, daß er ihm meine Photographie gezeigt und daß er sich dann gleich darin verliebt habe.“

„Aber woher hat Sugarman die Photographie?“

„Wahrscheinlich hat Mutter sie ihm gegeben," meinte Kitty trocken.

„Oder der Vater, das erscheint mir glaublicher."

„Es ist ja gleichgültig. Komm, nimm noch ein Stückchen Kuchen."

„Nein, danke. Aber was hast du dem Manne geantwortet?"

„Dasselbe, was du eben sagtest. Sieh' mich doch nicht so verwundert an, du kleines Dummchen! Ich sagte ihm: Nein, danke!"

„Das wußte ich. Natürlich würdest du nicht so einem flachen Menschen, der in der Kapkolonie reich geworden, deine Hand reichen. Ich möchte nur gern wissen, mit welchen Worten du ihm den Standpunkt klargemacht hast."

„Aber wirklich," sagte Kitty lachend, ohne jedoch vergnügt dabei auszusehen, „du bist denn doch zu vorurteilsvoll. Als ob ein Mann, weil er eine Zeitlang in der Kapkolonie gewesen, darum weniger achtbar wäre."

„Ja, und doch ist's so! Denn siehst du, warum gehen die Leute dorthin? Doch nur, um dort Geld zusammenzuscharren. Und einer, dessen Lebenszweck nur darin besteht, Geld zu verdienen, kann unmöglich ein netter Mann sein."

„Aber es ist nicht sein einziger Lebenszweck, Geld zu verdienen — du siehst doch, daß er auch an andres denkt, jetzt z. B. daran, zu heiraten. Sieh doch nicht so ernst darein! Du siehst doch, daß ich scherze; du solltest lachen."

„Ich aber möchte weinen, wenn ich daran denke, daß ein nettes Mädchen dazu kommen könnte, ihn seines Geldes wegen zu heiraten!"

„Der arme Mann! Also weil er Geld hat, soll er keine nette Frau bekommen?"

Salvina schwieg etwas betroffen.

„Wie soll er es dann machen, um sich zu veredeln?“ frug Kitty, ihren Vorteil verfolgend.

„Ja, das ist wahr,“ gab Salvina zu. „Das beste für ihn wäre schon, wenn ein gutes Mädchen ihn trotz seines Geldes lieben könnte. Aber dadurch wird seine Methode des Freiens nicht entschuldigt oder weniger beleidigend. Ich möchte, daß all diese Schadchen von der Erde vertilgt würden.“

„Hu! Was bist du für eine wilde, kleine Katze! Die Heiraten, die sie arrangieren, sind oft so gut wie im Himmel geschlossene Ehen.“

„Necke mich nicht. Ich weiß, im Grunde denkst du genau so wie ich.“

Salvina nahm zärtlichen Abschied von ihrer Schwester und stieg etwas erregt, aber doch vergnügt die teppichbelegte Treppe hinab.

Der kleine Livreediener öffnete ihr die Haustür. Um dies zu tun, setzte er rasch das jüngste Kind des Hauses hin, das auf seinen Schultern spazieren ritt. Ein so menschlicher Zug in einem gallonierten Groom machte einen sehr angenehmen Eindruck auf Salvina und gab der Vermutung Raum, daß selbst hinter der prunkvollen Weste des gepuderten Kammerdieners, der den Tee serviert hatte, mildere Regungen schlummerten. Aber die vielen Menschen, die sich an diesem schönen Sonntagnachmittag darum drängten, Plätze im Omnibus zu bekommen, machten sie wieder ganz nervös. Alle Außenplätze waren besetzt, und erst nachdem sie sehr lange auf dem Straßenpflaster gestanden, gelang es ihr, ein Plätzchen in dem muffigen, überfüllten Wagen zu erhalten. Aber die Hitze und das Gedränge machten sie elend und schwindlig. Durch Zufall entdeckte sie das Fläschchen mit Riechsalz in ihrer Tasche, und sie zog es rasch heraus. Es fiel ihr dabei ein, daß Kitty es wirklich gar nicht nötig gehabt hatte.

VII.

Lazarus blieb an diesem Abend sehr lange aus, und da er vergessen hatte, den Hausschlüssel mitzunehmen, mußte Salvina seinetwegen aufbleiben.

Sie benutzte die Zeit, um an ihrer Probearbeit für die Schule zu nähen. Sie machte ein Nachthemd mit Dutzenden von kleinen Falten auf der Brust, die alle mit der Hand genäht werden mußten. Sie verzierte den feinen Nessel mit einer künstlichen, durchbrochenen Näharbeit, die sehr überflüssig war. Immer zwei Fädchen aufnehmen, zwei Fädchen liegen lassen — — das war furchtbar angreifend für die Augen, besonders bei Gaslicht. Die lächerlichen Preisaufgaben, die zu jener Zeit den Lehrerinnen auferlegt wurden, und die ebenso zwecklos wie angreifend waren, machten den Handarbeitsunterricht zu einer wahren Qual für die jungen Lehrerinnen. Selbst Salvina, die so sehr ehrgeizig war und stets sich auszuzeichnen bemühte, hatte manche Nachtruhe daran geopfert, zu lernen, wie man Löcher schnitt, die eigentlich nicht geflickt werden konnten, und die man dann doch ausbessern mußte. Wenn an den dazu bestimmten Abenden die die Lehrerinnen unterweisende Dame mit einer riesenhaften Fischbeinnadel und mit hellem roten Bindfaden auf einem mit Stramin bezogenen Rahmen zeigte, wie es gemacht werden müsse, dann erschien freilich alles einfach genug. Wenn aber Salvina dann an einem Stückchen Strumpfstoff und mit einer gewöhnlichen Nadel das Loch so zu stopfen versuchte, daß keine Spur mehr davon zu sehen war, dann quälte sie sich furchtbar dabei ab und geriet beinahe in einen hysterischen Zustand. Selbst die farbigen Fäden, mit denen sie arbeitete, erleichterten die Sache nicht wesentlich. Und dabei war diese ganze im Rahmen auszuführende Arbeit wirklich ohne jeden praktischen

Wert. Zu Hause war Salvina stets tätig, sie besserte alles geschickt und zierlich aus, und niemals gab es eine geschicktere und flinkere Nadel. Sie konnte selbst die hoffnungslosesten Risse schnell ausbessern, solange sie ihrem eigenen Instinkte und nicht der scholastischen Lehrmethode folgte. „Was soll dieser Unsinn?" frug ihre Mutter sie, als sie die „Schweizer Flickkunst" einmal an einem wirklichen Gebrauchsgegenstand in Anwendung brachte. Und Frau Brill sah erstaunt die Rückseite des gestopften Stückes an, das wie ein türkisches Gewebe aussah.

Aber heute abend konnte Salvina die anstrengende Arbeit nicht lange aushalten. Ihre Augen schmerzten sie, und sie beschloß, lieber am andern Morgen etwas früher aufzustehen und dann das Nachthemd fertig zu machen. Sie drehte das Gas so klein wie möglich, um Licht zu sparen. Aber es war, als ob sie damit auch ihre Stimmung heruntergeschraubt habe, denn eine seltsame Melancholie bemächtigte sich ihrer in der stillen Küche des ausgeplünderten Hauses. Die Öde und Leere der andern Zimmer fiel ihr auf die Nerven. Sie hörte von allen Seiten ein leises Krachen und andre ihr geisterhaft vorkommenden Geräusche. Sie suchte ihre Gedanken auf das einzige, von der Mutter bewohnte Schlafzimmer, als einen Hafen des Lebens und des Friedens, zu konzentrieren. Aber das Krachen in dem alten Holzwerke des Hauses hörte nicht auf, und Salvina war zuletzt so bange, daß sie fürchtete zu schreien und dadurch die Mutter zu wecken. Sie wollte eben das Gas ausdrehen, als plötzlich der gedämpfte Klang eines Harmoniums und die sanften, eine Hymne singenden Stimmen ihrer christlichen Nachbarn durch die Wand zu ihr drangen. Salvina fühlte sich nicht mehr allein; Tränen netzten ihre Wangen, als sie den Tönen lauschte. Ihr war, als fühle sie plötzlich die Gegenwart einer all-

umfassenden göttlichen Liebe, die ihr Trost brachte und sie mit der Hoffnung einer freundlichen Zukunft erfüllte, einer Zukunft, in welcher der Himmel so köstlich blau war wie in jenen fernen Tagen ihrer Kindheit, als ihr Vater sie auf dem Arme aus Viktoriapark nach Hause getragen. Und dieser blaue Himmel leuchtete über fernen Ländern, in denen Kunst und Wissenschaft blühten, Länder, die sie besuchen wollte, sobald sie erst 150 £ jährlich verdienen würde. Paris, Venedig, Athen, Madrid — welch einen Zauber schon nur der Name dieser Städte auf sie ausübte. In ihren Sommerferien wollte sie eine nach der andern mit ihrer Mutter besuchen. In wachem Traume sah sie aber schon jetzt all diese Herrlichkeit; sie war in eine überirdische Schönheit und in ein Licht getaucht, desgleichen es auf dieser Welt nicht gibt. Und dann reiste sie nicht mit ihrer Mutter, sondern mit einem jungen, hübschen, ihr in treuer Liebe ergebenen Ritter ohne Furcht und Tadel, der unbemerkt die Stelle ihrer Mutter eingenommen hatte. Bei all ihrer Bescheidenheit sah die arme Salvina sich selbst doch niemals so, wie andre sie sahen; im tiefsten Innern hoffte sie stets auf einen romantischen Liebesroman. Lazarus' Pochen an der Tür rief sie in die Wirklichkeit zurück.

„Ich weiß, daß ich sehr spät komme," sagte er, jeden Vorwurf abwehrend, „aber es ist auch wirklich kein Vergnügen, hier in diesem leeren, unwirtlichen Hause zu sitzen. Dir mag das gefallen, du hast ja immer einen ganz besonderen Geschmack gehabt, aber es ist nicht jedermanns Sache. Die Strohmatratze, die da oben für mich auf der Erde liegt, hat auch nicht viel Verlockendes."

„Es tut mir so leid, Lieber. Aber du siehst es doch gewiß ein, daß Mutter das Bett haben muß."

„Nun, es wird ja, Gott sei Dank, nicht mehr lange dauern. Ich habe die Jonas dazu bekommen, in unsre

Ehe einzuwilligen, ehe sie etwas von dem Skandale erfahren können."

„So bald!" sagte Salvina mit unbewußtem Humor.

„Ja! Dann nehme ich Rhoda gleich mit auf meine Geschäftsreisen für die Firma Granders. Sie ist wirklich ein gutes Mädchen, meine Rhoda. Sie macht sich nichts daraus, für das erste ein Zigeunerleben zu führen. Wir brauchen dann auch einstweilen noch kein Geld für die Vervollständigung unsrer Möbel auszugeben." Er schwieg etwas verlegen und fuhr dann fort: „Ich würde euch ja gern die schon angeschafften Möbel leihen, wenn ich nicht fürchtete, dadurch die Jonas mißtrauisch zu machen."

„Aber wir brauchen deine Möbel gar nicht, Lieber! Nur finde ich, daß die Jonas unbedingt wissen müssen, was vorgefallen ist. Jemand anders geht es nichts an."

„Sie mögen's erfahren, aber auf keinen Fall eher, als bis wir verheiratet sind. Wir haben bis jetzt alles streng verschwiegen, und es war ja auch insofern leicht, das zu tun, da wir in Hackney unsern alten Bekannten entrückt und Mutter immer zu filzig war, um neue Bekanntschaften anzuknüpfen. Ich habe den Jonas erzählt, daß Vater leidend sei und seiner Gesundheit wegen wahrscheinlich auf längere Zeit verreisen müsse. Dadurch sind sie schon darauf vorbereitet, daß er nicht bei der Hochzeit sein wird. Es klingt ganz großartig. Wir können sagen, er wäre in irgendeinem deutschen Bade."

Salvina teilte ihres Bruders Respekt vor dem alten Jonas, der sie immer mit abgedroschenen und fehlerhaft angewandten Zitaten aus der englischen Literatur und der hebräischen Bibel langweilte, keineswegs. Er war ein ziemlich unwissender und ungebildeter Mann, der aber in dem untergeordneten Kreise, in dem er lebte, sich das Ansehen einer gewissen geistigen Überlegenheit zu geben gewußt

hatte. Ein grüner Schirm über dem linken Auge trug dazu bei, ihm ein würdevolles und besonderes Aussehen zu verleihen. Er haßte alle fremden und zugezogenen Juden und glaubte allen Ernstes, daß die stereotypen, langweiligen Ansichten, die er freilich in gutem Englisch vorbrachte, den mit deutschem oder jüdischem Akzente ausgesprochenen, oft sehr geistvollen Ideen seiner aus dem Auslande zugezogenen Glaubensgenossen weit überlegen seien. Salvina hatte im Anfang zuweilen schüchtern versucht, seine englischen Zitate zu korrigieren. Aber das konnte er nicht vertragen und ließ seinen Ärger darüber an Lazarus aus. Der junge Mann war das einzige Mitglied der Familie, das intim mit den Jonas verkehrte, obwohl die Verhältnisse es jetzt mit sich brachten, daß man einander etwas näher zu kommen suchte und in oberflächlichen Verkehr trat. Lazarus überwachte diese kurzen Besuche mit Angst und Zittern, weil er fürchtete, daß die Familie seiner Braut nach der Gesundheit des Vaters fragen würde, den er an die See geschickt hatte. Bei näherer Überlegung hatte er davon Abstand genommen, ihn gleich nach Deutschland zu senden.

VIII.

Ehe der zur Hochzeit bestimmte Tag herankam, fuhr Salvina bei Gelegenheit eines Schulfestes mit ihrer ganzen Klasse nach Clacton, einem hart am Meere gelegenen, ziemlich ordinären Badeorte. Salvina sah diesem Tage mit einer gewissen Angst entgegen; denn obwohl solche von der Schulinspektion erlaubten gemeinschaftlichen Ausflüge das ewige Einerlei des Schullebens heilsam unterbrechen, so haben die Lehrerinnen doch weniger davon als die Kinder, weil ihre Verantwortlichkeit für die ihnen anvertrauten Schäflein wirklich eine sehr schwere ist. Aber als der große Tag endlich heranbrach, wirkte die Freude und

die Erwartung ihrer Schülerinnen doch ansteckend auf Salvina und versetzte sie in eine gehobene Stimmung. Als sie am Strande des kahlen Badeortes ankamen, fingen die glücklichen, kleinen Mädchen gleich an, unter Freudenrufen im Wasser herumzupatschen, während die zahmeren und ängstlicheren Kinder Schlösser und Burgen von Sand und Steinchen bauten. Salvina, die an diesem Tage das Amt einer Hilfslehrerin ausübte, hatte eine bestimmte Abteilung zu beaufsichtigen. Sie setzte sich am Strande hin und zählte in ihrer nervösen Gewissenhaftigkeit fortwährend die ihr anvertraute kleine Herde und ängstigte sich, wenn sie das eine oder das andre ihrer Schäflein vermißte. Ihr Herz pochte laut und stand dann plötzlich vor Schrecken beinahe still, als eins der Kinder sich etwas zu weit in das Wasser wagte. Nein, solche Vergnügungen waren für die Lehrerinnen von etwas zweifelhafter Natur! Ein reizendes, kleines Mädchen, das früher nie an der See gewesen, fand einen wunderbar glatten, weißen Kieselstein, den es Salvina brachte. Sie fragte, was er wohl wert sei. Salvina benutzte diese Gelegenheit, um den sie umringenden Mädchen einen kleinen Vortrag zu halten.

„Nein", sagte sie, „dieser Stein ist nichts wert, weil man ohne Mühe eine ganze Menge solcher Kiesel finden kann. Die schönsten Dinge, die man sich kostenlos aneignen kann, hält man nicht für wertvoll. Dieser Stein hat seine hübsche, glatte Politur dadurch bekommen, daß er Millionen von Jahren von den Wogen des Meeres abgespült und hin und her geworfen wurde, er — —."

Die plötzlich ertönende Musik einer Militärkapelle von der andern Seite des Strandes unterbrach sie und veranlaßte sie, auf die Strandpromenade zu blicken. Dort, in einem neu errichteten, einen gewissen Wohlstand verratenden Hause stand ihr Vater mit einer blühend aussehenden, blonden

jungen Frau. Beide waren hoch elegant gekleidet. Eine heiße Blutwoge färbte Salvinas Wangen mit glühender Röte. Dort saß er; er genoß sorglos den Sonnenschein, die köstlich reine Seeluft und ein behagliches Wohlleben, während ihre arme Mutter zu Hause in ein paar elenden Zimmern saß, nie heraus kam und tagaus, tagein mit den Sorgen und der Prosa des Alltagslebens kämpfte. Ein bitteres Gefühl, eine tiefe Verachtung vor diesem Manne erfüllte sie. Einen Augenblick hatte sie das Gefühl, als möchte sie ihm den Stein, den sie in der Hand hielt, an den Kopf werfen — — aber im nächsten Moment schon überkam sie eine gewisse Angst, daß ihr Vater sie sehen und peinlich davon berührt werden könne. Sie wandte sich rasch ab, und nach einer kurzen, von den Kindern kaum bemerkten Pause fuhr sie in ihrem kleinen Vortrage fort: „Und wenn dieser Stein wieder Millionen Jahre lang von den Wogen hin und her geschleudert wird, wird er allmählich immer kleiner und zuletzt zu Sand zermalmt werden wie die andern Steine, die nun als Sand den Strand bedecken." — Während sie sprach, begann sie über den Sinn ihrer eigenen Worte nachzudenken. Sie kam sich selbst wie ein Sandkorn vor, das ziel- und zwecklos im Weltall umhergetrieben wird. Aber die trübe Stimmung ging vorüber, ihr Ärger rief sie in die Wirklichkeit zurück. Sie wagte nicht, einen zweiten Blick auf den blumengeschmückten Balkon zu werfen, aber der Gedanke an das dort Erschaute lag wie ein Alp auf ihr. Sie gelobte sich selbst, daß ihre arme Mutter gerächt werden solle; auch ihr Tag würde kommen. Sie, die arme, tief gekränkte Frau, sollte nicht immer in ihrer düsteren Stube in enger Gasse eingeschlossen bleiben. Salvina wollte sie herausnehmen und in den nächsten Ferien mit ihr an die See gehen, mit ihr sich des Sonnenscheins und der frischen Luft erfreuen.

Am Abend jedoch, nachdem Frau Brill zu Bette gegangen war, konnte Salvina sich nicht enthalten, Lazarus, dem sie eben das Abendessen heiß gemacht hatte, zu sagen: „Wie seltsam! Vater ist wirklich an der See.“

„Den Teufel auch!“ Er hörte auf zu essen. „Hast du ihn in Clacton gesehen?“

„Ja, aber du darfst es der Mutter nicht sagen. Nun haben wir also doch nicht gelogen; das ist mir sehr lieb.“

„O geh zum Teufel! Mit deiner ewigen, langweiligen Gewissenhaftigkeit. Wo hast du ihn denn gesehen?“

„In einem hübschen, mitten auf der Promenade gelegenen Hause. Es ist wirklich empörend!“

„Rühre mir noch etwas Senf an und laß dein Moralisieren. Hast du dich denn gut amüsiert?“

„Nicht sehr gut. Ein kleines, verkrüppeltes Mädchen aus meiner Klasse patschte etwas zu tief in das Wasser, verlor ihre Krücke und diese schwamm davon — —.“

„Mit deinen langweiligen Krüppeln! Mir scheint, daß man sie alle in deine Klasse steckt.“

„Ja, weil meine Klasse parterre gelegen ist.“

„Ha, ha, ha! Dein bekanntes Glück! Übrigens,“ fuhr er ernst werdend fort, „lies mal, was Kitty mir da für einen Brief geschrieben hat! Sie wird nicht zu meiner Hochzeit kommen! Ich finde es furchtbar selbstsüchtig von ihr.“

Kitty schrieb, daß es ihr sehr leid tue, nicht kommen zu können, aber ihre Leute hätten sich plötzlich zu einer großen Reise nach dem Kontinent entschlossen, und diese Chance, endlich mal etwas von der Welt zu sehen, könne sie sich nicht entgehen lassen. Man wollte nach Paris, in die Schweiz, nach Rom. Es sei so lange das Ziel ihrer Wünsche gewesen, endlich mal reisen zu können, daß sie wegen Lazarus' Hochzeit wirklich nicht darauf verzichten könne.

Salvina las den Brief mit gemischten Gefühlen, sie freute sich für die Schwester und empfand dabei selbst eine tiefe Sehnsucht, hinausfliegen zu dürfen.

Die glückliche Reisende sandte dem jungen Paare jedoch ein schönes Hochzeitsgeschenk in Gestalt einer prächtigen Bronze, die einen Ritter zu Pferde darstellte und die sich sehr vorteilhaft unter den üblichen, meist nützlichen Geschenken, wie Salatlöffel, Dessertteller usw., auszeichnete. Übrigens war noch ein Geschenk da, das freilich nur auf Salvina einen eigentümlichen Eindruck machte. Es war ein Sessel, auf dem eine Karte mit folgenden Worten befestigt war: „Von Rhodas sie liebendem Schwiegervater.“ Als Salvina diesen Sessel sah — es war am Sonntag vor der Hochzeit, und die Jonas hatten Frau Brill und Salvina zum Abende eingeladen —, da stutzte Salvina und sah so erregt und zornig aus, daß Lazarus sich veranlaßt fühlte, ihr einen kleinen Rippenstoß zu gehen und ihr zuzuflüstern: „Nimm dich zusammen.“ Beim Abendessen, dem der alte Jonas präsidierte, trank er auf das Wohl des abwesenden Vaters, dem er baldige Genesung wünschte.

Salvina kleidete ihre Mutter am Tage der Hochzeit so sorgfältig an, als ob Kittys Furcht berechtigt gewesen sei, daß Frau Brill selbst habe heiraten wollen. Sie sah jedenfalls gut und dabei so passend und hübsch gekleidet aus, daß sie vielmehr wie Kittys als wie Salvinas Mutter aussah. Lazarus hatte den letzten Abend seines Junggesellenstandes im Hotel verbracht und auch dort geschlafen, nachdem er sich bitterlich darüber beklagt hatte, daß man ihm zumute, seine Bräutigamstoilette in einem Schlafzimmer ohne Spiegel zu machen. Niemals sei ein Bräutigam so schlecht behandelt worden wie er, brummte er. Er ballte die Fäuste, wenn er des Vaters gedachte, durch dessen Schuld alles so gekommen sei.

Er holte Mutter und Schwester am Hochzeitsmorgen in einer Droschke ab. Als man sich der Synagoge näherte, sagte er ganz plötzlich: „Erschreckt euch nicht — — aber ich glaube — der Vater wird in der Synagoge sein.“

„Was!“ Frau Brill wurde so blaß, daß Salvina befürchtete, sie würde ohnmächtig werden.

„Er wird nicht den Mut dazu haben,“ sagte Salvina beruhigend und der Mutter das Riechsalz anbietend, das Kitty damals nicht notwendig gehabt hatte.

„Er wird nicht den Mut haben, nicht zu erscheinen,“ sagte Lazarus. „Ich habe ihn aufgefordert, zu kommen.“

„Du?“ Sie sahen ihn entsetzt an.

„Ja. Ich wollte nicht, daß alles so seltsam aussähe, — ich hasse es, Erklärungen zu geben. Die Jonas haben gestern abend gemerkt, daß etwas nicht stimme. Ihr benahmt euch so albern verlegen, als sie frugen, ob es besser mit seinem Rheumatismus wäre.“

„Aber wo hast du ihn gefunden?“ sagte die Mutter aufgeregt.

„In Clacton.“

Salvina biß sich auf die Lippen.

„Ich habe eine Karte bei ihm abgegeben: ‚Laurence Berryl im Geschäfte der Brüder Granders.‘ Als er mich dann plötzlich sah, glaubte ich, er würde einen Schlag bekommen. Da erklärte ich ihm, wenn er nicht zur Hochzeit erschiene und die Rolle des liebevollen Vaters spielte, würde ich ihn verklagen — —.“

„Ihn verklagen?“ wiederholte Frau Brill.

„Weil er mir meinen Sessel gestohlen habe. Es fiel mir nämlich ein — ha! ha! ha! — daß ich es war, der, als wir noch in Spitalfields wohnten und nur hölzerne Stühle hatten, den ersten anständigen Sessel kaufte.“

„Dann also hat er den Sessel geschickt?“ sagte Salvina.

„Ja, und das war wirklich sehr gescheit von ihm. Meint ihr denn nicht auch, daß es, um den Schein aufrecht zu erhalten, wirklich besser ist, wenn er heute mit dabei ist?"

„Das ist schrecklich für unsre arme Mutter," sagte Salvina. „Hast du denn gar nicht daran gedacht?"

„Unsinn! Sie braucht ja gar nicht mit ihm zu sprechen. Er wird eben nur mit dabei sein. Sie braucht keine Notiz von ihm zu nehmen."

„Ach!" rief Salvina erregt, „es wäre wirklich besser gewesen, man hätte die Wahrheit gesagt! Selbst eine Notlüge wäre besser gewesen als solch eine Aussicht! Das ist ja doch alles nur Lüge! Und bedenke nur, daß es für ihn ebenso qualvoll sein muß wie für uns."

„Das schadet ihm gar nichts, geschieht ihm recht, dem alten Möbeldieb."

„Du hast einen Fehler begangen," beharrte Salvina, „du durftest das nicht tun."

„Still, still, Salvina. Trübe den Ehrentag deines Bruders nicht."

„Er hat ihn sich selbst getrübt," sagte Salvina, in Tränen ausbrechend. „Ich wollte, Mutter, wir wären nicht gekommen."

„So, so! Das wird ja eine schöne Hochzeitsgesellschaft," sagte Lazarus.

„Still, Salvina, sei still," beruhigte sie Frau Brill. „Was kann es uns schaden, wenn sich ein Hund in die Synagoge einschleicht?"

In diesem Augenblick hielt der Wagen.

„Wir sind doch noch nicht da?" rief Frau Brill.

„Nein," erklärte Lazarus, „aber wir müssen den Vater hier aufnehmen. Es muß durchaus so aussehen, als ob wir zusammen gekommen wären."

Ehe die erschrockenen Frauen auch nur Worte des Wider=

spruchs fanden, öffnete er die Tür, sprang hinaus und half einem wohlgenährten, rot aussehenden Manne, der eine Rose im Knopfloch seines Festkleides trug, in den Wagen. Er sah übrigens beschämt und verlegen genug aus und wagte es kaum, die Augen aufzuschlagen. Lazarus nahm seinen Platz wieder ein, ehe nur ein Wort gewechselt worden war. Der Wagen rollte davon.

„Guten Morgen, Esther," murmelte er. „Ich habe dir Get angeboten."

„Schweige," herrschte Salvina ihn an, als ob sie ihre kleinen Schulmädchen vor sich gehabt hätte. „Wie kannst du es wagen, sie anzureden?" Sie ergriff die Hand ihrer Mutter, deren Puls fieberhaft schlug.

„Du alte Schlange —" begann Frau Brill.

„Mutter!" bat Salvina, „bitte, verliere kein Wort an ihn, er verdient es nicht."

„In Jerusalem hätte ich zwei Frauen haben können," murmelte er. Aber keiner antwortete ihm.

Die vier Menschen saßen eng aneinander gepreßt in peinvollem Schweigen in dem Wagen. Der Schuldige warf unbehagliche Blicke auf seine Frau, die in ihrem feinen Kleide, mit ihrem Schmucke und dem hübschen Teint so ungewöhnlich jung und frisch und Kitty so ähnlich aussah. Es war ihm, als träte sie ihm ganz fremd entgegen, und er war beinahe erstaunt, daß sie, trotzdem er sie verlassen, sich soviel Lebensmut und ein so gutes Aussehen bewahrt hatte. Zum Glück für alle Beteiligten dauerte die seltsame Fahrt nur wenige Minuten. Die Hochzeitsgesellschaft des Bräutigams hatte eine Allee Neugieriger zu durchschreiten, ehe sie die Synagoge betrat.

Herr Brill hatte bei der Zeremonie nichts zu tun. Herr Jonas war die Hauptperson; seine Tochter am Arme betrat er den Tempel langsam und würdevoll; er hatte sich zu

Ehren des Tages einen neuen grünen Augenschirm geleistet und machte einen höchst respektabeln Eindruck. Lazarus' Vater hielt sich möglichst weit vom Traubaldachin entfernt und suchte sich hinter den vielen Verwandten der Familie Jonas zu verstecken. Salvina und ihre Mutter standen an der andern Seite des Baldachins, und während der ganzen Feier blieb das Mädchen in der nächsten Nähe ihrer Mutter und bewachte sie ängstlich wie ein treues Wachtelhündchen vor dem Angriffe des Bulldoggen. Der Bulldogg aber betrug sich zahm genug. Er vermied es, dem Wachtelhündchen in das Auge zu sehen und ließ den Schwanz hängen. Aber als die kirchliche Feier vorüber war und das Festmahl begann, zu dem 100 Gedecke aufgelegt waren, erholte Herr Brill sich sichtlich. Bei der allgemeinen Freude, den Genüssen des Essens und Trinkens vergaß er es bald fast ganz, daß er in Ungnade war. Man hatte die Eltern des Bräutigams nebeneinander gesetzt, aber Salvina hatte es rechtzeitig entdeckt und rasch ihren Platz mit dem ihrer Mutter getauscht, so daß sie nun steif und aufrecht zwischen den beiden saß, ein nicht zu durchdringendes Medium, durch das der Vater sich unmöglich mit ihrer Mutter in Verbindung setzen konnte. Sie selbst unterhielt sich fast fortwährend so lebhaft wie möglich mit der Mutter. Herr Brill fand es daher geratener und jedenfalls angenehmer, sich ausschließlich mit Frau Jonas zu beschäftigen, die seine zweite Tischnachbarin war.

Nachdem der Mandelpudding verspeist war, wurde eine ganze Reihe von Toasten ausgebracht. Selbst der Rabbi verschmähte es nicht, eine kleine, die Damen zu Tränen rührende Rede zu halten, in denen er die Tugenden der jungen Neuvermählten pries. Vater Jonas hielt eine lange Rede, die mit den Worten anfing: „Obwohl ich nicht daran gewöhnt bin, öffentlich zu sprechen“ und die ganz mit

hebräischen Zitaten gespickt war. Vater Brill drückte seinen und seiner lieben Frau Dank für alle freundlichen Worte aus und ergriff die Gelegenheit es auszusprechen, wie glücklich sie beide darüber seien, daß ihrem Sohne ein solches Glück zuteil geworden, und ganz besonders darüber, daß er von nun an mit zu der Familie Jonas gehöre, deren Tugenden und Verdienste ja überall bekannt wären. Lazarus erklärte unter allgemeinem lauten Gelächter, daß er nur für dies eine Mal für seine liebe Frau mitsprechen und ihren und seinen Dank aussprechen wolle, daß er aber überzeugt sei, daß sie für den ganzen Rest ihres Lebens das letzte Wort haben würde. Dann wurden die Tische weggeräumt, und man fing an zu tanzen. Man tanzte und freute sich, bis der Morgen graute. Es war indessen Salvina gelungen, ihre Mutter schon sehr viel früher aus der Gesellschaft fortzuführen, um mit ihr nach Hause zu fahren. Aber als sie glücklich im Wagen saßen, erlebte die erschrockene Salvina noch eine furchtbare Szene mit der sich in all ihren Rechten gekränkt fühlenden Frau. Die Etikette und der Respekt, den sie vor Salvina hatte, hatten so stark auf sie gewirkt, daß sie während des Festes ihre Würde und Haltung tadellos bewahrt hatte. Nun aber brach der Sturm ihrer unterdrückten Leidenschaft los; sie erging sich in wilden Schmähungen gegen ihren Mann, gegen Lazarus und Salvina. Sie zählte Stück für Stück die Möbel auf, deren sie ihr treuloser Gemahl beraubt. Der Refrain ihres Jammerns war, daß man sie zu einer Hochzeit geschleppt habe, während es ihr einziger Wunsch sei, sobald wie möglich begraben zu werden.

IX.

Salvina legte nicht allzuviel Wert auf den Zornausbruch ihrer Mutter. Sie wußte, daß es nichts andres wie die

natürliche Reaktion ihrer Nerven war, die durch den ihr von Lazarus gespielten Streich und durch die ihr aufgezwungene Ruhe überanstrengt waren und nun nachgaben. Diese ganze Episode trug dazu bei, sie davon zu überzeugen, daß ihre arme Mutter sich in einer seltsamen romantischen Lage befunden habe. Sie bewunderte den Mut und die Würde, mit der sie sich benommen hatte. Sie sagte sich, daß sie selbst wohl kaum einem geliebten, aber ihr treulosen Manne gegenüber sich so tapfer gehalten haben würde. Das Mitleid und die Liebe, die sie für ihre Mutter empfand, steigerten sich noch mehr. Dazu kam, daß, als allmählich der erst so sorgfältig geheim gehaltene Familienskandal bekannt wurde, ihrer Mutter das Gerede der Welt ganz verächtlich zu sein schien, und daß sie nicht litt, daß in ihrer Gegenwart ein anklagendes Wort über ihren treulosen Gatten gesagt wurde. Selbst den alten Jonas wußte sie abzuwehren, als er sie bemitleiden wollte. Nur wenn sie ganz allein mit Salvina war, ließ sie ihrem Unwillen und ihrer Zunge freien Lauf.

Es begann nun ein ganz neues Leben für Mutter und Tochter. Kitty war auf dem Kontinent, Lazarus verheiratet, der Vater ganz aus ihrem Leben gestrichen. Die beiden waren also fast ganz aufeinander angewiesen. Sie waren in das Ghetto zurückgezogen, und mit heimlicher Genugtuung nahm Frau Brill ihre Stellung unter ihren alten Bekannten wieder ein. Sie hatte sich innerlich immer nach ihnen gesehnt, und selbst die soviel hübschere und anständigere Wohnung in Hackney war nur eine schwache Entschädigung für den Verlust ihrer alten Freundinnen. Aber das gab sie Salvina nicht zu; ihr gegenüber sprach sie nur immer davon, wie unglücklich und allein sie sich fühle und wie demütigend es sei, in diese untergeordnete Sphäre zurückzukehren. Das arme Mädchen, das alles auf

Treu und Glauben hinnahm und keine Ahnung davon hatte, wie wohl sich ihre Mutter unter den Gevatterinnen des Ghetto fühlte, quälte sich während der Schulstunden immer mit dem Gedanken an die Verlassenheit und Einsamkeit ihrer Mutter herum. Selbst wenn Salvina in den Abendstunden nicht darauf angewiesen gewesen wäre, Privatstunden zu geben, um ihr Einkommen zu vergrößern, so hätte sie doch ihren Wunsch, das Bakkalaureat zu erringen, aufgeben müssen, da sie jeden freien Augenblick ihrer Mutter widmen zu müssen glaubte. Denn Frau Brill hatte, soviel Salvina wußte, wenig Hilfsquellen in sich selbst. Selbst die große Welt der Bücher und der Zeitungen war ihr verschlossen. Salvina beschloß daher, sobald alles geordnet wäre und die Privatstunden es zuließen, zu versuchen, den eigensinnigen Widerstand ihrer Mutter, lesen zu lernen, zu besiegen. Unterdessen lebte die Tochter nur für die Mutter und diese nur von der Tochter.

Wie bitter, wenn der ermüdende Schultag vorüber war, nun noch Privatstunden geben zu müssen! Mit müden Füßen und matt und abgespannt weite Wege zu laufen und oft genug mit gut situierten Leuten über den Preis handeln und sich demütigenden Bedingungen unterwerfen zu müssen!

Eine dieser Kundinnen war eine schöne, hochmütige Dame, eine Blondine mit gepudertem Haar und blendend schöner Farbe, die den Eindruck eines Stahlstiches machte. Sie engagierte Salvina dazu, ihrer kleinen Tochter deutsche Konversationsstunden, zu einer halben Krone die Stunde, zu geben. Als Salvina dann in das üppige Sanctum der Dame kam, um den Unterricht zu beginnen, fand sie zwei reich gekleidete Schwesterchen; man sagte ihr, daß die beiden unzertrennlich seien und sie sie daher für eine ansehen solle. Die Dame selbst saß auch mit dabei, als ob sie Salvina beaufsichtigen wolle, und fragte sie gelegentlich nach diesem

oder jenem Ausdruck. Bei der zweiten Stunde erschienen noch zwei kleine Mädchen, Nachbarskinder, die, wie die Dame Salvina mitteilte, auch von der guten Gelegenheit, Deutsch zu lernen, profitieren wollten. Salvina dankte der Lady Patroneß herzlich für die Vermittlung dieser neuen Schülerinnen. Bei der dritten Stunde stellte sich dann noch die Tante der kleinen Mädchen ein. Als dann am Ende des Monats Salvina ihre Rechnung einreichte und fünf Schillinge für die Stunde beanspruchte, geriet die feine Dame in grenzenlosen Zorn. Was könne es ihr ausmachen, wieviel Kinder an der Stunde teilnahmen? Eine Stunde sei eine Stunde, und was abgemacht war, bleibe bestehen. Salvina hatte weder den Mut, sich zu wehren, noch die Mittel, der unverschämten Dame den Stuhl vor die Tür zu stellen und die Stunden aufzugeben. So ging dies Leben weiter. Woche für Woche und Jahr für Jahr — sie mußte lehren, lehren, aber es blieb ihr keine Zeit dazu, selbst zu studieren, was doch das Ziel ihrer Wünsche war. Als ihr Gehalt in der Schule endlich erhöht wurde, da mußte sie Lazarus unterstützen, der mit Frau und Kindern ihr und der Mutter zur Last fiel. Ihr unzuverlässiger und wenig leistender Bruder hatte bald genug die Geduld der Brüder Granders erschöpft und war von diesen entlassen worden. Er war dann von einem Geschäft zum andern übergegangen, hatte alles mögliche versucht, sich aber nirgends zu halten gewußt; er hatte oft die Hilfe Salvinas und die seines Schwiegervaters in Anspruch genommen, bis endlich dem alten Jonas die Geschichte leid wurde und er würdevoll erklärte, der mißratene Sprößling eines mißratenen Vaters brauche ihm nicht mehr über die Schwelle zu kommen.

Aber die Freude ihrer Mutter an den Enkelkindern, die ihr Leben ausfüllten, belohnte Salvina für die Mühe und die wirklich über ihre Kräfte gehende Arbeit, durch die

es ihr gelang, ihres Bruders Haushalt zu bestreiten. Sie zuckte zwar manchmal schmerzlich, wenn sie sah, wie ihre Mutter sich gedankenlos in dem Armstuhl, den ihr abwesender Gatte seinerzeit zur Hochzeit gespendet, niederließ, um mit Lazarus' Kindern zu kosen und zu spielen. Salvina war zu sensitiv, um ihre Mutter an irgend etwas Unangenehmes zu erinnern, außerdem scheute sie sich auch davor, phantastisch zu erscheinen. Aber dieser Stuhl erweckte immer wieder die Erinnerung an die trübste Zeit ihres Lebens. Als mit der Zeit der Überzug schadhaft geworden, benutzte sie diese Veranlassung, um einen neuen und besseren Sessel für Lazarus zu kaufen. Sie hatte die Genugtuung, daß der alte Sessel in das Schlafzimmer verbannt wurde, wo sie ihn nicht mehr zu sehen brauchte.

Zwei Lichtpunkte erhellten diese langen und gleichförmigen Jahre. Kitty und die Sommerferien. Kittys Briefe, die sie vom Kontinente aus schrieb — sie schrieb zweimal während der ganzen Reise — waren ihr eine Quelle des Vergnügens und der Belehrung. Sie vergegenwärtigten ihr alle die interessanten Städte und Länder, die sie immer noch hoffte, einmal selbst kennen zu lernen. Aber Jahr auf Jahr verging, ohne daß sie weiter wie nach Ramsgate gekommen wäre. Ihre Mutter schreckte vor einer Seereise und vor fremden Orten zurück, während sie für den ihr bekannten Strand von Ramsgate, auf dem es von Juden und Niggerminstreln wimmelte, schwärmte. Selbst Salvinas alter Plan, ihre Mutter einmal zur Abwechslung in den Sommerferien mit nach Clacton zu nehmen, scheiterte an dem Eigensinn Frau Brills, die es jedoch ganz selbstverständlich fand, daß Salvina drei Guineen die Woche in Ramsgate ausgab, wobei sie freilich nie unterließ, Salvina wegen ihrer Verschwendungssucht Vorwürfe zu machen.

Als einmal Salvina ernsthaft davon sprach, um ihre

französischen Sprachkenntnisse zu vermehren, in den Ferien nach Paris zu reisen, war Frau Brill sehr heftig geworden und hatte Salvina ausgescholten. Es gab verschiedenes, über das sie stets in Aufregung geriet, aber was auch die Veranlassung ihres Ärgers über Salvina sein mochte, sie gab ihm stets in denselben Worten Ausdruck.

„Eine nette Tochter! Sie macht sich nichts daraus, ihre eigene Mutter mit Füßen zu treten, nur weil sie weiß, daß ich das Unglück habe, von ihr abhängig zu sein. Nun gut, du unwissendes Geschöpf, versuche nur einmal selbst, die Wirtschaft zu führen, da wirst du schon merken, ob ich dir nützlich bin oder nicht. Du bist ja so dumm, daß du noch nicht einmal Rindfleisch von Hammelfleisch unterscheiden kannst. Ich habe mir meinen Lebensunterhalt zu verdienen gewußt, lange ehe du geboren warst, und ich kann es auch jetzt tun. Ich möchte lieber mutterseelenallein in einer elenden Dachkammer hausen, als so weiter leben. Ich werde es Kitty wissen lassen, die wenigstens tritt ihre arme, kleine Mutter nicht mit Füßen. Sie soll sich nicht unter Fremden abarbeiten, meine arme vaterlose Kitty! Nein, wir wollen zusammen leben, Kitty und ich! Lazarus würde auch ganz glücklich sein, wenn ich mich entschließen wollte, zu ihm zu ziehen, mein lieber, hübscher Lazarus. Ich sehe ihn nicht, ohne daß er mir sagt, daß die Kinder Tag und Nacht nach ihrer Großmama jammern; o, warum bin ich nur so töricht, bei dir zu bleiben, warum gehe ich nicht zu ihm? Er würde auf die Mutter, die ihn geboren, genährt und groß gezogen hat, nicht speien; selbst Rhoda hat mehr Achtung vor mir wie meine eigene Tochter."

Das war so das Grundthema, das sie jedoch mit allerlei Variationen aufspielte. Wenn von den Ferien die Rede war, dann nahm ihr Widerspruch eine religiöse Form an. „Schon gut, wir sollen also nach Paris! Aber wie

sollte es uns dort gelingen, ‚koscheres' Essen zu bekommen. In Ramsgate ist gut sein, dort ist ein koscherer Metzger, und ich kenne alle Läden. Es ist so gut dort wie in London."

Wenn nichts anderes half, fing sie an zu weinen; dann hatte sie gewonnenes Spiel, denn Salvina konnte ihre Mutter nicht weinen sehen. Sie entwickelte bei solchen Gelegenheiten eine geradezu unendliche Geduld mit den endlosen Lamentationen ihrer Mutter, die sie wie eine durch ihr freudloses und einsames Leben hervorgerufene Nervenschwäche betrachtete. Wenn sie wirklich einmal einen bescheidenen Widerspruch wagte, bereute sie es nachher immer bitterlich. Nicht als ob sie nicht auch den Aufenthalt in Ramsgate sehr genossen hätte. Ihre Natur, die sich nach so viel sehnte, wußte sich doch auch mit wenigem zu bescheiden, und wenn sie beinahe ein Jahr in der Tretmühle der Elementarschule verbracht hatte, erschien ihr Ramsgate beinahe wie ein Paradies, und sie erholte sich dort auffallend schnell und kehrte, wenn die Sommerferien vorüber waren, beinahe gesund aussehend nach London zurück. Aber die beständige Gesellschaft mit ihrer Mutter, die wirklich auf einer so niedrigen Bildungsstufe stand und dabei so kleindenkend war, wirkte doch in jeder Weise deprimierend auf das Mädchen. Ihr Ehrgeiz erlosch allmählich, ihre Energie ließ nach, und der immer gleiche Schlendrian der Schule stumpfte sie ab und schädigte ihre Individualität. Sie kam niemals in Gesellschaft. Wenn sie hier und da wirklich einmal eingeladen wurde, sagte sie regelmäßig ab. So geschah es, daß sie rasch abnahm und immer scheuer und in sich gekehrter wurde. Sie erfüllte fast wie eine Maschine den täglichen Kreislauf ihrer Pflichten, und diese nahmen ihre Zeit und ihre ganze Kraft auch so in Anspruch, daß sie, wenn sie abends müde und zerschlagen

heimkehrte, für nichts andres mehr Interesse empfand. Sie wurde vor der Zeit eine alte Jungfer, eine richtige Schullehrerin, und nahm, ohne sich dessen bewußt zu sein, allmählich die Haltung und die Ausdrucksweise des Fräulein Rolvers an. Dennoch aber hegte Salvina im tiefsten Innern und vor aller Welt verborgen ihre romantischen Träume und hoffte immer noch auf einen jungen, tapfern Ritter ohne Furcht und Tadel, der sie nach Paris, Rom und an alle die herrlichen Orte führen würde, die zu schauen sie sich gesehnt, solange sie denken konnte. Zwei- oder dreimal im Jahre erschien Kitty auf der Bildfläche und erinnerte Salvina daran, daß es auch noch etwas andres als ihre Schule gäbe, und daß die elegante und fröhliche Welt, von der sie ausgeschlossen war, doch wirklich existiere. Frau Brill jedoch fing schon an, sich ernste Sorgen darum zu machen, daß Kitty noch immer unverheiratet war. Sie hatte geglaubt, daß es in dem reichen und eleganten Kreise, in dem sie sich bewegte, einem so auffallend gut aussehenden Mädchen wie Kitty gar nicht fehlen könne, und daß sie bald genug eine gute Partie machen würde. Daß Kitty wirklich, selbst ohne die Bekanntschaften, die sie in Bedford Square gemacht, Gelegenheit zu einer reichen Heirat gehabt hatte, hütete Salvina sich wohl ihrer Mutter mitzuteilen. Sie hatte sowohl Sugarman wie Moß M. Rosenstein davon abzuhalten gewußt, ihre Mutter mit der Angelegenheit zu behelligen, indem sie dem Schadchen klarmachte, daß Kittys und nur Kittys Entscheidung maßgebend sei, und daß ihre Mutter absolut nichts in der Sache tun könne. Als der plumpe Kapitalist dann verzweifelt nach dem Kapland zurückgekehrt war, hatte Salvina ihrer Schwester geschrieben und ihr Glück zu ihrer edlen Denkungsart gewünscht. In den darauffolgenden Jahren hatte sie oft genug unter den Klagen und bitteren Vor-

würfen zu leiden, die ihr die Mutter machte, weil Kitty immer noch keinen Mann hatte. Kitty selbst jedoch hörte nie eine Silbe von diesen Klagen; ihr lächelte die Mutter stets freundlich entgegen und erschien liebenswürdig und heiter, wann immer Kitty sie mit ihrem seltenen Besuche beehrte. Kitty kam freilich niemals mit leeren Händen und brachte der Mutter stets ein Geschenk, meist einen kleinen Schmuckgegenstand, über den sich die alte Frau tagelang wie ein Kind freuen konnte. Die kleinen Medaillons oder Broschen wurden in der ganzen Nachbarschaft herumgezeigt und gaben Veranlassung, mit ihrer schönen Tochter und ihrer Stellung in einem reichen Hause nach Herzenslust zu renommieren. Sie sprach von den Equipagen und Dienern, den weichen Teppichen und vergoldeten Spiegeln der Samuelsons so, als ob Kitty ganz allein über all diese Herrlichkeiten zu verfügen habe. „Meine Kitty“ ertönte es honigsüß von Frau Brills Zunge. Kittys kleine Gaben, die die Langeweile des Alltagsleben so angenehm unterbrachen, machten mehr Eindruck auf sie wie die unermüdliche Sorge und Aufopferung Salvinas. Übrigens revanchierte sich Salvina in ihrer gewissenhaften Weise für diese Geschenke, indem sie der Schwester zum Geburtstage und andern Festen meist viel wertvollere Gaben sandte.

X.

Als Salvina 23 Jahre alt war, änderten sich die Verhältnisse. Lazarus hörte auf, ihren Beistand zu erbitten. Er war in froher, gehobener Stimmung und zog Salvina gern ihrer altjüngferlichen Weise wegen auf. Er nahm eine größere Wohnung, und der von Salvina gestiftete Sessel mußte einem viel eleganteren Armstuhle Raum machen. Die bessere Lage ihres Bruders wirkte natürlich auch auf Salvinas Verhältnisse. Sie konnte nun über ihr erworbenes

Geld frei verfügen und hatte in den letzten Monaten sogar nette Ersparnisse gemacht. Sie war mit sich selbst im Kampfe, ob sie nicht die Privatstunden, die sie jeden Abend gab, und die langsam, aber unfehlbar ihre Gesundheit zerrütteten, aufgeben solle — oder ob sie ihrer Mutter und Kitty eine köstliche Überraschung dadurch bereiten sollte, daß sie wieder eine Wohnung in Hackney nahm.

Sie schwankte lange zwischen diesen beiden freudigen Möglichkeiten, aber entschloß sich endlich doch zu letzterem Plane, denn wenn Kitty sie besuchte, verfehlte sie niemals bitterlich über die schlechte Straße und die armselige Wohnung zu klagen; es war ja ausgeschlossen, hier in Samuelssons Equipage vorzufahren. Sie war jedesmal gezwungen, sich eine Droschke zu nehmen. Frau Brill träumte nur davon, es wieder zu erleben, daß ihre schöne Tochter im glänzenden Wagen vor ihrer Wohnung vorfuhr wie in früheren besseren Zeiten.

Ein ganz unerwarteter Besuch Kittys, kaum sechs Wochen nachdem sie zuletzt dagewesen, brachte die Sache zu rascher Entscheidung. Kitty besuchte die Schwester zum ersten Male in ihrer Schule.

Es war um halb ein Uhr; Salvina, die längst fest angestellte Klassenlehrerin war, saß vor ihrem Pulte und korrigierte die deutschen Hefte ihrer Privatschülerinnen. In den symmetrisch aufgestellten Schulbänken saßen hier und dort zerstreut die kleinen Missetäterinnen, die dazu verurteilt waren, irgendein Verbrechen gegen die Schulordnung abzubüßen und deshalb „nachsitzen" mußten. Die Luft war schwül und verbraucht von dem Atem und den Dünsten der glücklicheren Mehrzahl, die nach Hause gehen durfte. Hinter Salvinas Sitz stand ein großer Schrank mit einem nett geordneten Naturalienkabinett, und rings an den Wänden hingen kolorierte Darstellungen von Tieren und Pflanzen.

Als Kitty in ihrem koketten, mit Mohnblüten geschmückten Hute in dieser Umgebung erschien, sah sie wirklich wie ein Wesen aus einer andern Welt aus.

„Ach, Liebste, ich hatte gehofft, dich allein zu finden," sagte sie schmollend.

„Ist etwas vorgefallen? Bitte, dann erzähle es mir in deutscher Sprache, die Kinder verstehen kein Wort. Ich hoffe nur, daß es nichts Schlimmes ist."

„Nein, etwas Schlimmes ist nicht vorgefallen," antwortete Kitty deutsch, „aber ich hatte mich darauf gefreut, dich allein zu finden und ein Plauderstündchen mit dir haben zu können."

„Ich mußte bei den Kindern in der Klasse bleiben. Sie müssen bestraft werden."

„Mir scheint, als daß du dich selbst am allermeisten bestrafst. Hast du denn schon gefrühstückt?"

„Nein." Salvina errötete leicht.

„Nicht? Und warum nicht? Ist vielleicht wieder ein jüdischer Fasttag? Erinnerung an die Zerstörung des Tempels oder ähnlicher Unsinn? Es scheint, daß im Ostend immer solche Fasttage in der Luft liegen."

„Was du nicht alles erzählst, Kitty," sagte Salvina lächelnd. „Nein, ich werde essen, sobald ich die Kinder entlassen habe."

„Warum wartest du darauf?"

Salvinas Wangen erröteten höher.

„Ich kann unmöglich ein gutes Mittagessen verspeisen, wenn hungrige Kinder mir zusehen."

„Ein gutes Mittagessen! Was, um des Himmels willen, bekommst du denn? Trüffeln und Kibitzeier?"

„Nein, aber ich bekomme aus der der Schule gegenüberliegenden Garküche wirklich immer gutes Essen herübergeschickt. Und mit dem verglichen, was manche dieser

Kinder zu Hause bekommen, erscheinen Beefsteak und Kartoffeln wirklich wie ein lukullisches Mahl."

„O, das glaube ich kaum. Sie sehen alle runder und gesunder aus wie du. Du scheinst mir eine Doppelstrafe zu erdulden. Extraarbeit und Hunger! Schicke doch die Kinder fort. Sie fallen mir auf die Nerven. Und dann sorge, daß du etwas Ordentliches zu essen bekommst." Ohne Salvinas Zustimmung abzuwarten, rief sie den Kindern zu: „Geht nach Hause, Mädchen."

Die Kinder zögerten und sahen Salvina fragend an, diese errötete wieder, sagte jedoch: „Ja, diese Dame hat sich für euch verwendet, und ich sagte, wenn ihr mir versprechen wolltet, in Zukunft —"

„Ja, ja, Fräulein," unterbrachen die Mädchen sie begeistert und eilten davon, so rasch sie nur konnten.

„Weißt du, Sally, ich bin hergekommen, um dir zu erzählen, daß ich meine Stellung wahrscheinlich bald aufgeben muß."

Salvina wurde leichenblaß, ihr vielgeprüftes Herz klopfte wie ein Hammer. Sie erwartete schweigend eine nähere Erklärung.

„Lilli wird heiraten."

„Nun? Ich sollte meinen, dann bedürfe Mabel deiner Gesellschaft um so mehr."

Kitty schüttelte den Kopf. „Es ist der Anfang des Endes. Heiraten ist wie eine ansteckende Krankheit. Erst wird ein Mitglied der Familie davon befallen, dann ein andres. Aber das ist ja nicht das schlimmste."

„Nicht." Salvina hielt den Atem an.

„Wer, denkst du wohl, ist der glückliche Mann, der Lilli heimführen wird? Du wirst es nicht erraten!"

„Wie könnte ich das? Ich kenne ja kaum jemand aus euerm Kreise."

„Ja, du kennst ihn. Ich glaube es wenigstens ganz gewiß.“

Salvina sann vergebens nach.

„Nein, ich glaube kaum, daß du darauf kommen wirst! Es ist Moß M. Rosenstein!“

„Ist es möglich? Lilli Samuelson?“

„Ja — Lilli Samuelson.“

„Aber er muß jetzt schon ziemlich bei Jahren sein?“

„Nun, Lilli ist ja auch kein Küchlein mehr. Und du dachtest, daß es eine solche Anmaßung von ihm sei, mir seine Hand anzubieten. Ich vermute, daß er, nachdem er einmal im Hause gewesen, um mich zu besuchen, gleich den Plan faßte, höher hinauf zu gehen.“

„O, sage nicht höher, Kitty, sage, er suchte eine reichere Partie zu machen, das ist richtiger. Also diese Lilli Samuelson nimmt mit dem fürlieb, den du einst verschmäht hast. Wahrscheinlich ist sie durch Sugarmans Vermittlung mit ihm zusammengebracht worden.“

„Ja, das ist ja soweit gut und schön! Es liegt sogar eine gewisse Genugtuung für mich darin, wenn ich das Paar zusammen sehe, zu wissen, was ich weiß. Aber siehst du, Moß fürchtet, ich möchte seiner Braut sagen, daß er zuerst mich wünschte. Es wird mich nicht überraschen, wenn er alles aufbietet, um mich aus dem Hause zu verdrängen. Es würde für mich wirklich ein sehr harter Schlag sein.“

„Nun, wir müssen das beste hoffen,“ sagte Salvina, sie zärtlich umarmend. „Im schlimmsten Falle wirst du sehr leicht eine andre, gute Stellung finden.“

„Ich werde alt,“ sagte Kitty traurig.

„Du und alt!“ und die anämische kleine Lehrerin sah mit ehrlicher, lachender Bewunderung in das schöne, strahlende Antlitz ihrer Schwester. Aber als Kitty gegangen und das Essen gekommen war, ließ es Salvina unberührt stehen.

XI.

Eins war Salvina klargeworden, sie durfte ihre Abendstunden nicht aufgeben und mußte alles daransetzen, eine Wohnung in Hackney zu finden. Kitty konnte jeden Augenblick zurückkehren, und da mußte wenigstens ein auch ihrer würdiges Heim hergerichtet werden, in dem sie eventuell Obdach finden konnte.

Am Samstagnachmittag ging Salvina allein nach Hackney, um sich nach einer passenden Wohnung umzusehen, und als ob es ein Schicksalswink gewesen, fand sie an dem früher von ihnen bewohnten Häuschen ein Plakat mit der Aufschrift „Zu vermieten.“ Das Häuschen sah sehr verkommen und so aus, als ob es ziemlich lange leer gestanden hätte. Es war in andre Hände übergegangen, aber nachdem Salvina den jetzigen Besitzer ausfindig gemacht und dieser ihr versprochen, die Wohnung wieder instand zu setzen, alles wie früher tapezieren und anständig herrichten zu wollen, schloß sie einen Mietsvertrag mit ihm ab. Es wurde ihr gestattet, einige Tage vor Beginn des Quartals einzuziehen.

Ihr glückliches Geheimnis erfüllte sie mit einer solchen Freude, daß sie erfrischt und gehobenen Mutes nach Hause kam. Es kostete ihr die größte Mühe, ihrer Mutter, die sie überraschen wollte, noch nichts von der großen Neuigkeit zu verraten, aber sie vertraute Lazarus unter dem Siegel der Verschwiegenheit ihr Geheimnis an. Lazarus nahm die Nachricht mit einer so selbstlosen Freude und Herzlichkeit auf, daß Salvina ganz gerührt davon war. Er begleitete sie sogar nach Hackney, um selbst nachzusehen, ob auch alles ordentlich instand gesetzt würde, plauderte mit den Arbeitern und schalt über die Knauserigkeit des Hauswirtes, der keine neuen Abzugsröhren legen lassen wollte. Ja, er ging selbst zu diesem hin, um ihn dazu zu bestimmen.

Als eines Tages Salvina aus der Schule nach Hause

kehrte, fand sie eine Postkarte mit der Mitteilung, daß alles in Ordnung sei und sie das Haus zu jeder Zeit übernehmen könne. Sie war froh, daß die Mutter die Karte nicht lesen konnte. Sie ging gleich hin, um sich an dem Anblick des renovierten alten Häuschens zu laben, und kam freudestrahlend im Besitze des Hausschlüssels zurück, den sie sorgfältig bis zum Sonntagnachmittage versteckte; dann forderte sie ihre Mutter möglichst unbefangen auf, einen Ausflug nach Viktoriapark mit ihr zu machen. Da es ziemlich schwüles Wetter war, bedurfte es jedoch einiger Überredung, um die alte Frau dazu zu bestimmen, was nicht ganz leicht war, weil, um keinen Verdacht zu erwecken, Salvina sie nicht zu sehr drängen durfte.

Als sie dann gegen Abend aus dem Parke zurückkehrten, wo ein Volkskonzert stattgefunden, das die Mutter recht genossen hatte, führte sie ihre Mutter durch die alten bekannten Wege zu ihrem früheren Heim; sie bemühte sich, eine lebhafte Unterhaltung in Fluß zu erhalten, um die Mutter abzulenken und sie zu verhindern, zu fragen, weshalb sie diesen Weg wähle. Ihre List gelang vollkommen, Frau Brill folgte automatisch ihrer Tochter nach Hackney-Terrasse, und als Salvina, am Hause angekommen, die Gittertür des Vorgärtchens aufstieß, trat sie mit ihr ein. Atemlos vor freudiger Erwartung schloß Salvina die Haustür auf, beide traten ein, und mit einem Seufzer der Erleichterung ließ ihre Mutter sich auf einem der ganz wie früher im Vorhause stehenden Stühle nieder. Salvina aber stand wie versteinert und blickte förmlich hilflos umher. Der Stuhl, auf dem ihre Mutter saß, war derselbe, der in vergangenen glücklichen Tagen immer dort gestanden hatte, der Kleiderständer war der nämliche, den ihr Vater einst entführt hatte. Auf dem kleinen Tische standen zwei Blumentöpfe, an den Wänden hingen die ihr so wohl-

bekannten, Lord William Russel und den Grafen Stafford darstellenden Kupferstiche. Die Tür zum Wohnzimmer war weit offen, und sie sah mit einem Blicke, daß die alten Möbel darin standen. Es war Salvina einen Augenblick so zumute, als seien die hinter ihr liegenden schweren Jahre nur ein schwerer Traum gewesen. Dort saß ihre Mutter in Hut und schwarzem Seidenkleid, genau so wie sie damals von Camberwell zurückgekommen war, als sie zusammen das Haus betreten hatten. Sie wußte es aus Büchern und auch durch eigene Erfahrung, daß man im Traume Dinge zu erleben glaubt, die Jahre zu umfassen scheinen, während in Wirklichkeit ein solcher Traum kaum eine Minute lang dauert. Vielleicht war sie durch das lange Warten auf ihre Mutter müde geworden, war eingeschlafen und alle die schrecklichen Dinge — das leere Haus, die Flucht ihres Vaters, sein Wiedererscheinen bei des Bruders Hochzeit und die langen Jahre mühsamer Abendarbeit, vielleicht war all dies nur ein schrecklicher Traum gewesen! Vielleicht war sie noch ein siebzehnjähriges Mädchen, das die griechische Grammatik studierte, um sich auf das Universitätsexamen vorzubereiten, und ihre Mutter war eine glückliche Frau! Ihre Augen füllten sich mit Tränen, als sie einer solchen Möglichkeit gedachte. Aber der Geruch der frischen Farbe überzeugte sie davon, daß alles nur zu wirklich gewesen. Frau Brill hatte die augenblickliche Erschöpfung überwunden und begriff plötzlich, daß hier etwas höchst Merkwürdiges vorgegangen sei. Sie sprang auf.

„Michael!" rief sie erschreckt.

„Still, still, Mutter," sagte Salvina, die bei diesem Worte einen körperlichen, stechenden Schmerz im Herzen empfand. Sie fühlte, daß ihre Mutter des Rätsels Lösung gefunden habe. „Man hat uns abermals einen Streich gespielt."

„Einen Streich! Aber du selbst hast mich doch hierher

geführt. Was haben wir in diesem Hause zu tun? Was ist vorgefallen?"

„Ich wollte dich überraschen. Ich habe unser altes Haus gemietet, aber jemand anders hat unsre Einrichtung wieder hineingeschafft."

„Michael kehrt zurück. Du hast mit deinem Vater ein Komplott gegen mich geschmiedet."

„O, Mutter! Wie kannst du so etwas von mir denken." Das ganze Vergnügen der Überraschung war ihr und der Mutter grausam vergällt worden. O welch ein fataler Streich war es, den man ihnen gespielt hatte. „Ich will die Einrichtung nicht hier im Hause dulden, wir werden sie auf die Straße werfen lassen — wir werden zusammen hier wohnen, Mütterchen, du und ich, hier in unserm alten Heim. Wir können uns das jetzt leisten."

Sie legte ihre Wange liebkosend an die ihrer Mutter, aber diese wehrte sie ungeduldig ab und lief in das Wohnzimmer. „Glaubt er denn wirklich, daß ich nach so viel Jahren noch etwas mit ihm zu tun haben möchte!" rief sie.

„Liebe Mutter, er kennt dich eben nicht, wenn er das annehmen kann," sagte Salvina, ihr folgend.

„Nein, wirklich! Und sieh nur, aus meiner besten Vase ist ein Stück gebrochen. Und der Stuhl da gehört mir überhaupt nicht; der Roßhaarüberzug mag derselbe sein, aber die Lehne an meinen Stühlen war geschnitzt. Wo wohl die Tischplatte zum Einlegen in den Eßtisch geblieben sein mag? Verschwunden, natürlich! Und meine kleine vergoldete Schaufel, die immer am Kamine hing, wo die wohl hingekommen ist. Ach, und das soll ein Sofa sein? Der Rollen davon ist ja ganz verdorben. O, mein Gott, das elende Weib hat meine ganze Einrichtung ruiniert." Sie brach in hysterisches Schluchzen aus.

Salvina konnte nichts machen, bis ihre erste stürmische

Aufregung sich etwas gelegt hatte. Sie dachte über das Vorgefallene nach. Sie erkannte, daß ihr Bruder und ihr Vater sich gegen sie verschworen hatten. Deshalb also hatte Lazarus sich so dienstfertig erwiesen, hatte sich mit dem Hauswirt und den Handwerkern in Verbindung gesetzt; es war nur geschehen, um freien Zutritt zu dem Hause zu haben. Aber vielleicht hatte diese Verschwörung doch nicht eine so tiefe Bedeutung, wie ihre Mutter annahm. Vielleicht war es nur Lazarus, der dies alles in Szene gesetzt hatte. Seine Verhältnisse hatten sich in letzter Zeit so auffallend gebessert; vielleicht hatte er auch sein Teil zu der von Salvina geplanten Überraschung beitragen wollen. Gewiß, so war es! Er hatte sich mit dem Vater in Verbindung gesetzt und ihm die alten Sachen abgekauft. Wenn es sich so verhielt, dann fühlte Salvina, daß sie nicht das Recht habe, ihre Mutter zu bestimmen, das Geschenk zurückzuweisen. Auf jeden Fall mußte sie Aufklärung haben und das so schnell wie nur möglich.

„Komm mit, Mutter," sagte sie, „es hat gar keinen Zweck, daß du hier sitzest und weinst. Ich glaube ganz gewiß, daß Lazarus die Sachen für dich zurückgekauft hat. Siehst du, Mütterchen, Lazarus hat dich auch überraschen wollen, und der liebe Junge hat mich zugleich nicht wenig überrascht."

„Denkst du wirklich, daß es nur Lazarus' Werk ist?" frug Frau Brill, und es war Salvina, als klänge eine gewisse Enttäuschung aus dem Klang ihrer Worte.

„Ich bin fest davon überzeugt — es ist unmöglich, daß Vater es getan, nach so viel Jahren! Bedenke nur, es wäre eine Frechheit!"

Aber als sie dann in Begleitung ihrer Mutter Lazarus aufsuchte, gab dieser Herr sofort unumwunden zu, daß er im Auftrage seines Vaters gehandelt habe.

„Ich sehe aber auch wirklich nicht ein, warum der arme, alte Mann nicht zu euch zurückkehren und mit euch leben sollte," sagte er. „Die andre Person ist schon vor einem Jahre gestorben; nur mochte es niemand der Mutter sagen, weil sie gleich so heftig und ausfallend wird."

„Ach," unterbrach ihn Frau Brill in frohlockendem Tone, „so hat der Himmel doch endlich meine Gebete erhört. Möge sie in der untersten Hölle brennen. Möge ihr Körper in eine Flamme verwandelt werden, so gelb wir ihr gefärbtes Haar."

„Still!" sagte Salvina streng. „Gott allein richtet über die Toten."

„O natürlich, du nimmst ja immer Partei gegen deine Mutter." Frau Brill brach abermals in Tränen aus und ließ sich in dem neuen Sessel nieder.

„Ich finde, daß die Mutter ganz recht hat," meinte Lazarus verdrossen. „Warum stehst du ihr immer im Wege?"

„Ich?" sagte Salvina, ganz starr vor Schrecken.

„Ja, natürlich du, wenn es nicht deinetwegen wäre, so — —."

„Mutter, hörst du, was Lazarus da sagt? Er denkt, daß ich es bin, die zwischen dir und dem Vater steht."

„Vater! Einen netten Vater hast du! Er wartet bis die andre tot ist, und dann möchte er wieder bei uns unterkriechen. Aber er mag auf ihrem Grabe liegen. Er könnte umkommen, ehe ich es ihm gestatten würde, die Schwelle meines Hauses zu überschreiten."

„Da hörst du es, Lazarus!"

„Ja, ich höre es," sagte er ungläubig, „aber weiß sie auch, was der Vater ihr bietet — jeden Komfort — allen Luxus. Vater ist jetzt ein reicher Mann."

„Was, reich?" sagte Frau Brill. „Der alte Schwindler!"

„Er hat nicht geschwindelt. Er bereut die Vergangenheit bitterlich und ist sehr lieb und großmütig!“

Salvina begriff plötzlich. „Ha, darum also“ — sie hielt inne, und ihre Blicke überschauten das hübsch eingerichtete Zimmer. Der neue Sessel, auf dem ihre Mutter saß, erschien ihr plötzlich ebenso hassenswert wie der alte.

„Nun, und wenn es so wäre?“ antwortete Lazarus keck. „Ich sehe nicht ein, warum wir nicht Vaters Vermögen teilen sollten.“

„Und womit hat er dies Vermögen erworben?“ frug Salvina.

„Was hat das mit uns zu tun? Er hat es übrigens, wie ich glaube, an der Börse verdient. Er hat sehr glücklich spekuliert.“

„Woher hat er das Geld zum Spekulieren bekommen?“

„O, die haben doch immer Geld gehabt.“

Salvinas Augen funkelten. Die kleine Schullehrerin schien sich in eine Furie zu verwandeln. „Und so erworbenes Geld magst du berühren.“

„Den Teufel auch! Er ist uns eine Genugtuung schuldig. Weißt du, Salvina, er ist auch bereit dazu, und würde besonders für dich alles tun, was du verlangst. Er sagt, du mußt deine Stellung an der Schule jetzt niederlegen. Du ruinierst deine Gesundheit mit dem ewigen Unterrichten. Er sagt, er wolle mit dir auf Reisen gehen — ich denke zuerst nach Paris.“

„O, er denkt wohl, mich zu gewinnen, damit ich dann ein gutes Wort für ihn bei der Mutter einlege. Sage ihm, er solle sofort die Möbel fortschaffen lassen, sonst lasse ich sie auf die Straße stellen. Sofort, verstehst du mich?“

„Er macht sich nichts daraus.“ Lazarus lächelte gereizt. „Er will euch gern eine viel bessere Einrichtung beschaffen; sein Wunsch ist, ein hübsches, großes Haus im

Highbury-Park zu mieten. Ich habe ihn dazu überredet, die alten Möbel zurückzubringen — ich bildete mir ein, daß euch das rühren müsse, und daß ihr es als ein Zeichen dafür ansehen würdet, daß er alles wieder gutzumachen bereit sei."

„Ja, ja, ich verstehe alles," sagte Salvina. Dann mußte sie plötzlich an Kitty denken, und sie brach in lautes, hysterisches Lachen aus. Sie erinnerte sich der kleinen Witze, die Kitty damals bei der Flucht des Vaters gemacht; sie war überzeugt, daß sie es auch jetzt an lustigen Sticheleien über den „verlorenen Vater" nicht würde fehlen lassen. Und ihr Lachen artete in einen Krampf aus, so daß Lazarus ganz ängstlich wurde.

„Ich sehe doch in alledem nichts Lächerliches," sagte er ärgerlich. „Dem Vater tut es wirklich sehr leid, daß er damals so unüberlegt gehandelt hat, ihr könnt es mir glauben. Er hat bitterlich bei mir darüber geweint, hier auf demselben Stuhl, auf dem Mutter jetzt sitzt. Ich schwöre euch, daß es sich wirklich so verhält. Und da hast du den Mut, zu lachen."

„Möchtest du lieber, daß auch ich weinte? Nein, nein, ich bin froh, daß er bestraft ist."

„Ja, das ist er! Ein einsames und verlassenes Alter steht ihm bevor."

„Er hat ja genug Geld."

„Du bist ein kaltes, herzloses Frauenzimmer! Wahrhaftig, Salvina, der Mann, den du einmal heiratest, ist nicht zu beneiden."

Salvina errötete. „Ich würde auch nicht zu beneiden sein, wenn er mich so behandeln würde, wie Vater die Mutter behandelt hat."

„Ja, solange die Welt steht, gibt es keine Frau, die

soviel durchzumachen hatte wie ich," stöhnte Frau Brill und fing von neuem zu weinen an.

„Mein armes Mütterchen!" Salvina trocknete die tränenfeuchten Wangen ihrer Mutter zärtlich mit ihrem Tuche. „Komm, wir wollen nach Hause gehen. Wir haben genug davon gehabt."

Frau Brill stand gehorsam auf.

„O ja, nimm sie nur mit nach Hause," sagte Lazarus wütend, „laß sie in deinen schäbigen, stinkigen Zimmern verkümmern, während sie ein gutes Leben führen und in Highbury-Park ein schönes Haus mit drei Mädchen haben könnte."

„Sie bekommt ein Haus in Hackney, und ich werde dafür sorgen, daß sie dort ein Dienstmädchen zur Verfügung hat."

Salvina trocknete noch einmal die Tränen ihrer Mutter, dann stand sie auf, schellte und befahl dem eintretenden Dienstmädchen kurz, sofort einen Wagen zu holen.

„Wenn du nicht willst, daß ganz Hackney darüber lacht, daß ich die Möbel auf die Straße setzen lasse, so sorge, daß sie abgeholt werden, und zwar sofort," sagte sie gebieterisch.

Frau Brill ließ sich willenlos von ihrer Tochter zum Wagen führen. Das Vergnügen dieser Fahrt erheiterte ihr Gemüt sichtlich, und da es sich sehr günstig traf, daß einige ihrer Nachbarinnen plaudernd unter der Tür standen und sie aussteigen sahen, war sie ganz befriedigt.

XII.

Nachdem sich Salvina davon überzeugt hatte, daß die Möbel zurückgeholt worden, bezog sie mit ihrer Mutter das alte, nun besser eingerichtete Häuschen. Sie gab viel mehr Geld, wie sie beabsichtigt, für die Einrichtung des Wohn-

zimmers und der guten Stube aus; als dann aber alles fertig war, machten die Räume auch wirklich einen behaglichen, ja sogar künstlerischen Eindruck und waren unvergleichlich viel hübscher, wie vorher mit den steifen, roßhaarüberzogenen Möbeln.

Dann kam aber wirklich ein sehr schweres Jahr für Salvina. Das Schwert des Damokles, das über Kitty hing, fiel freilich nicht, sie behielt ihre Stellung als Mabels Gesellschafterin, auch nachdem Lilli Moß M. Rosenstein geheiratet und mit ihm nach dem Kap gegangen war. Kitty suchte keine Zuflucht in dem neuen Heim und erschien nicht einmal mehr zu flüchtigem Besuche. Frau Brill schien in der so viel hübscheren Wohnung noch unzufriedener und mürrischer wie früher zu sein, und Salvinas froher Mut schwand immer mehr dahin. Sie sah blaß und elend aus, ging still an ihre Arbeit und kehrte todmüde und abgespannt davon zurück.

„Du sperrst mich hier ein und läßt mich den ganzen Tag allein. Ich habe von Morgen bis Abend keinen Menschen, mit dem ich einmal ein Wörtchen plaudern könnte," klagte ihre Mutter eines Tages.

Salvina freute sich, daß ihre Mutter sich wenigstens aussprach, denn sie hatte sie in letzter Zeit stets mißvergnügt und einsilbig, oft genug auch mit verweinten Augen gefunden, wenn sie von ihrem Tagewerke heimkehrte. Es tat ihr nur leid, daß ihre Mutter, so lange man im Ghetto wohnte, nie hatte merken lassen, wie sehr sie an ihren alten Bekannten hing, und daß sie dort immer nur nach ihrem Häuschen in Hackney gejammert hatte. Sie versuchte es noch einmal, Frau Brill dazu zu bereden, lesen zu lernen, damit sie doch mehr geistige Anregung habe. Frau Brill machte denn auch wirklich noch einmal einen krampfhaften Versuch, Herrin des Alphabets zu werden und sich durch die

Fibel durchzuarbeiten. Aber sie war des Lernens zu ungewöhnt, nichts wollte in ihrem Gedächtnis haften; sie vergaß das mühsam Begriffene von einem Tage zum andern. Wenn sie heute mühsam einen Satz herausbuchstabiert hatte, wie: „Eine fette Katze saß auf einer Matte", dann war sie dazu imstande, morgen ganz wohlgemut „eine fette Kuh fraß aus einem Becher" daraus zu machen. Dennoch gab sie sich einige Mühe, und es ging auch, solange sich Salvina stramm mit ihr beschäftigte; wenn aber Salvinas Gedanken abschweiften, dann benahm sich Frau Brill wie ein kleines Kind, überschlug immer ein paar Zeilen und freute sich diebisch, wenn dann die Seite schneller herunter buchstabiert war.

Salvina war in Verzweiflung. Es gibt leider keine „Kindergärten" für Mütter, sonst würde sie Frau Brill in einen solchen geschickt haben. Sie entschloß sich endlich dazu, ein Dienstmädchen zu nehmen, in der Hoffnung, dadurch der Mutter etwas Unterhaltung und Erleichterung zu verschaffen. Um das jedoch zu können, mußte sie zwei Abendstunden mehr geben. Das neuengagierte Mädchen für alles trat also den Dienst an; es erwies sich aber sehr bald, daß Frau Brill, die noch niemals Dienstboten gehabt hatte, in jeder Weise übertriebene Ansprüche an die Leistungen und die Arbeitskraft des Mädchens stellte. Wenn es ihren Ansprüchen nicht entsprach, zankte und brummte sie den ganzen Tag und hatte an allem etwas auszusetzen.

„Da hast du mir mal wieder etwas Rechtes eingerührt," klagte sie Salvina vor, nachdem sie sich vorsichtig davon überzeugt hatte, daß das Mädchen außerhalb Gehörsweite war. „Sie tanzt mir auf dem Kopf herum, und dafür muß ich sie dann noch obendrein bezahlen."

„Mütterchen, bist du nun nicht froh, daß du nicht mit

drei Mädchen zu wirtschaften brauchst?" sagte Salvina mit leisem Spott.

„Wirf es mir doch nicht immer wieder vor, daß du mich von dir abhängig gemacht hast, damit ich nicht wieder zu deinem Vater gehen soll. Ich kann mir ganz gut mein Brot selbst verdienen. Ich werde ohne deine Puppenhauseinrichtung fertig; ich wage sie ja kaum zu berühren, aus Furcht, sie zu zerbrechen. Ich möchte lieber auf einer elenden Dachkammer leben und mir selbst den Fußboden schrubben als irgend jemand zur Last fallen. Denn dann würde ich wenigstens meine eigene Herrin sein und brauchte nicht unter der Botmäßigkeit meiner eigenen Tochter zu seufzen. O, wenn doch nur Kitty heiratete, dann würde ich sofort zu ihr ziehen. Warum sie wohl nicht heiraten mag? Sie ist nicht wie du! In der ganzen Gemeinde gibt es kein schöneres Mädchen wie meine süße, kleine Kitty! Aber es ist nur, weil sie kein Geld hat, deshalb muß sie nun unter Fremden ihr Brot mit harter Arbeit verdienen. O, wenn ihr Vater nur etwas menschliches Gefühl hätte, würde er ihr eine gute Aussteuer geben."

„Mutter!" Salvina war ganz blaß geworden und zitterte an allen Gliedern. „Wie kannst du nur an so etwas denken?"

„Ich will nichts für mich haben. Ich würde mich niemals herablassen, auch nur einen Heller von ihm anzunehmen. Aber ich bin nicht so herrschsüchtig und so hochmütig, wie du es bist! Ich stehe dem Glücke andrer niemals im Wege. Er wird sein Geld schon auf irgendeine andre Weise loswerden. Kitty könnte gerade so gut etwas davon mitbekommen."

„Lazarus bekommt davon. Das ist genug, mehr als genug."

„Lazarus verdient es — er ist mir ein besserer Sohn

wie du mir eine Tochter bist!“ und wieder flossen die Tränen.

Salvina sann hin und her, was sie anfangen solle. Die Nerven ihrer Mutter hatten zweifellos durch den vielen Kummer und vielleicht auch durch die Erschütterung über Lazarus' Streich gelitten. Sie mußte unbedingt etwas für ihre Gesundheit tun. Aber die eiserne Pflicht ließ Salvina Tag für Tag in ewigem Einerlei in der Schule verbringen, und wenn sie dann abends noch ihre Privatstunden gegeben, war ihre körperliche und geistige Kraft aufgerieben, und sie war nicht fähig, neue Pläne zu machen. Wenn sie ab und zu zufällig einmal Lazarus begegnete — sie besuchte ihn nicht mehr — dann machte er ihr jedesmal bittere Vorwürfe, daß sie die Möbel zurückgewiesen. „O natürlich, du bist ja sehr vornehm geworden, hältst sogar ein Dienstmädchen, hast den Vater nicht nötig.“ Sie hätte am liebsten gehabt, wenn ihre Mutter auch nicht mehr zu Lazarus gegangen wäre, aber sie fühlte, daß sie kein Recht habe, dazwischen zu treten, obwohl ihre Mutter stets verstimmt und gereizt von ihren Besuchen bei dem Sohne zurückkam. Es war offenbar, daß Lazarus immer noch zwischen den Eltern vermittelte und sie zu versöhnen hoffte.

„Lazarus quält dich, Mutter, ich bin fest davon überzeugt,“ wagte sie einmal zu sagen.

„O nein. Er ist ein guter Sohn. Er möchte gern, daß ich zu ihm zöge.“

„Was! Möchtest du von ihrem Gelde leben?“

„Es ist nicht ihr Geld. Vater hat es an der Börse verdient.“

„Wer hat dir das gesagt?“

„Hast du nicht selbst gehört, wie Lazarus es erzählt hat?“

Dann plötzlich stieg ein schrecklicher Verdacht in Salvina auf.

„Du kommst doch am Ende nicht gar bei ihm mit dem Vater zusammen?“ rief sie.

Frau Brill fuhr zornig auf: „Ich möchte ihnen nicht raten, so etwas zu versuchen,“ sagte sie.

Salvina umarmte ihre Mutter. „Aber ich vermute, daß er dir immer viel von Vaters Reichtum erzählt?“

„Wer verlangt sein Geld? Wenn er mir Wagen und Pferde anböte, würde ich ihn doch keines Blickes mehr würdigen, nachdem er solche Schande über mich gebracht hat.“

„Ich wünsche, Mutter, Lazarus hätte dein feines Ehrgefühl geerbt.“

Das gefiel Frau Brill. „Es gibt in der ganzen Welt keine Frau, die mehr Stolz besäße als ich. Dein Vater hat sich geirrt, als er glaubte, mit mir spielen zu können.“

XIII.

Es war an einem schönen Nachmittage, als Samuelsons Equipage vorfuhr und Kitty, die sich lange nicht hatte sehen lassen, ausstieg. Wie gewöhnlich brachte Kitty ein Geschenk mit. Diesmal war es ein Armband. Frau Brill öffnete und schloß es voller Bewunderung und sagte immer wieder, wie glücklich sie sei, doch wenigstens eine Tochter zu haben, die sie wirklich lieb hätte und ihre Mutter nicht beherrschen wolle. Salvina war in der Schule, und Frau Brill führte Kitty durch das ganze Haus und nahm Kittys Lob über die feine, künstlerische Ausstattung so auf, als sei es eine Anerkennung ihres Verdienstes und Geschmackes. Sie erzählte ihr die Episode von der alten Einrichtung: — „und denke nur, er hatte nicht mal die Rollen des Sofa und des Sessels, die sie ganz verdorben hatte, durch neue ersetzt!“

Kittys Lachen war so laut und silberhell, wie Salvina es erwartet hatte; Frau Brill errötete vor Ärger, weil sie

glaubte, daß sie über sie lache. „Was für ein lächerlicher Mensch doch der Vater ist," sagte Kitty schnell.

„Ja," sagte Frau Brill beruhigt, „er hat gedacht, er könnte mich wie einen Hund mit einem Stück Zucker wieder versöhnen."

„Aber es müßte doch zu amüsant sein, wenn du wieder mit ihm leben wolltest." Kitty sah die Mutter mutwillig und mit lachenden Augen an.

„Meinst du das im Ernste?" sagte Frau Brill, und ermutigt durch die sonnige Heiterkeit Kittys, vertraute die Mutter ihr unter dem Siegel der Verschwiegenheit an, daß sie wirklich ihren Mann schon zweimal bei Lazarus getroffen habe. Er sei schön gekleidet gewesen und habe Brillantringe an den Fingern und eine Blume im Knopfloch gehabt. Aber sie habe ihn abgewiesen, als ob er ein betrunkener Heide gewesen wäre. Er habe sie umarmt, aber sie habe ihn fortgestoßen und abgeschüttelt, wie man Ungeziefer von sich schüttelt.

Kitty wandte sich ab und stopfte ihr Taschentuch in den Mund, um nicht wieder herauszuplatzen vor Lachen. Sie wußte ja, daß das alles eigentlich sehr tragisch sei — aber nichtsdestoweniger erschien es ihr unglaublich komisch.

„Meinst du, daß ich mich richtig benommen habe?" frug ihre Mutter.

„Natürlich," meinte Kitty sanft. „Wozu hast du ihn nötig!"

„Aber du darfst es Salvina nicht sagen, daß ich mit ihm zusammengetroffen bin, sonst reißt die mir den Kopf ab." Als schließlich der gedankenlose und egoistische Redeschwall ihrer Mutter ein wenig nachließ, fand Kitty endlich Gelegenheit, ihr die großen Neuigkeiten mitzuteilen, die ihre Brust bedrückten.

„Lilli Samuelson ist gestorben, Frau Rosenstein, meine ich."

„Du lieber Gott," rief Frau Brill ganz erschrocken aus. Nichts konnte sie so aufregen, als den Tod ihr bekannter Personen zu erfahren.

„Ja, wir haben gestern ein Telegramm von Kapstadt erhalten."

„Höre, o Israel! Laß mich mal nachrechnen — ja, dann ist sie wohl im Wochenbette gestorben?"

„Ja. Das ganze Haus ist in Verzweiflung. Ich konnte es nicht mehr aushalten. Ich ließ anspannen und kam hierher."

„Meine arme Kitty! Diese Lilli war schon etwas zu alt, um Kinder zu bekommen. Nun wird er Mabel heiraten."

„O nein, Mutter."

„Ganz gewiß. Mabel wird ihn sich nicht entgehen lassen, das sollst du sehen."

„Nein, das englische Gesetz gestattet es nicht, daß ein Witwer die Schwester seiner verstorbenen Frau heiratet."

„Ich weiß recht gut, daß es in England nicht erlaubt ist, es ist närrisch genug. Aber solche Gesetze lassen sich sehr leicht umgehen. Sie brauchen nur nach Holland zu gehen, da können sie heiraten."

„Sei nicht so einfältig, Mutter."

„Einfältig!" fuhr Frau Brill auf. „Merke auf das, was ich dir sage. Ehe ein Jahr vorüber ist, werden sie nach Holland gehen und es so machen wie Hyam Emanuels ältester Schwager und des Pfandverleihers Samuel rothaarige Schwester."

„Meinetwegen! Mir kann es recht sein," gähnte Kitty.

„So? Das denke ich nicht, dann wirst du deine Stelle verlieren. Sie haben dich Mabels wegen behalten, aber dann —."

Kitty unterbrach sie kurz.

„Bekümmere dich nicht darum, Mutter. Es ist alles in Ordnung. Er ist noch nicht mit Mabel verheiratet.“

Diese Worte erinnerten Frau Brill daran, daß ihre Einbildungskraft zu rasch gearbeitet habe, und sie beruhigte sich wieder etwas. Kitty benutzte diese Gelegenheit, um sich davonzumachen. „Teile Salvina die Todesnachricht mit,“ sagte sie, „ich weiß, daß sie ein besonderes Interesse daran nehmen wird. Ich glaube beinahe, sie wird sich mehr darüber aufregen, wie ich es getan habe.“ Sie lächelte etwas geheimnisvoll. „Sage ihr, es hätte mir furchtbar leid getan, sie nicht zu Hause zu finden; ich hatte gehofft, sie würde gerade einen freien Tag gehabt haben, aber es scheint, daß ich nicht so glücklich war, einen jüdischen Fasttag zu erwischen.“

Frau Brill jedoch, der es eine große Genugtuung war, daß die pomphafte Equipage solange vor ihrem Hause stand, und die auch wirklich ganz entzückt über das Wiedersehen mit ihrer schönen Tochter war, wußte Kitty durch alle möglichen Reden und Fragen hinzuhalten, bis Salvina aus der Schule kam. Kitty flog ihr entgegen, um sie wie gewöhnlich in ihrer warmen Weise zu umarmen, aber sie blieb plötzlich ganz erstaunt stehen und blickte die Schwester erschrocken an.

„Aber, Sally!“ rief sie. „Du siehst ja wie ein Geist aus! Um Gottes willen, was ist das mit dir?“

„O, nichts,“ sagte Salvina, mit einem matten Versuche zu lächeln. „Ich glaube, es ist nur die Überraschung, dich so unerwarteterweise zu sehen.“

Kitty umarmte ihre Schwester, aber sie war tief erschüttert und sah immer wieder Sally mit forschendem, traurigem Blicke an. Der Mutter, die Salvina täglich sah, war die traurige Veränderung ihrer Tochter ganz entgangen, aber Kittys unbefangenes, frisches Auge sah beim ersten

Blick den vollständigen Verfall Salvinas. Sie kam ihr wie eine dem Tode Verfallene vor.

Kitty verließ die Ihrigen in wirklicher Erregung; sie versuchte vergebens sich von dem traurigen Eindruck zu befreien, den Salvinas Aussehen auf sie gemacht hatte. Es ließ ihr keine Ruhe, und wenig Tage nach ihrem Besuche schrieb sie folgenden Brief an Salvina:

„Meine liebste, alte Sally!

Du mußt nun wirklich anfangen, vernünftig zu werden. Du sahst, als ich Euch neulich besuchte, ganz furchtbar elend und angegriffen aus. Ich bin überzeugt davon, daß Du Dich in jeder Weise überanstrengst. Diese schreckliche Elementarschule reibt Dich auf. Ich werde vierzehn Tage Urlaub für Dich erbitten, und dann wollen wir zuerst für eine Woche nach Boulogne gehen; wenn Du Dich dann etwas erholt hast, können wir die zweite Woche in Paris verleben."

Salvinas Antwort lautete:

„Teuerste und beste aller Schwestern!

Der Tod der armen Lilli, den Mutter mir mitgeteilt, hat mich sehr erschüttert. Wenn sie unrecht getan hat, hat sie rasch genug dafür büßen müssen. Aber hoffen wir, daß sie ihn wirklich geliebt hat. Ich bin sicher, daß Deine Teilnahme mit dem schweren Leid, das die Familie betroffen, und das viele Denken an Lillis trauriges Los mit schuld daran ist, daß Du Dir meinetwegen allerlei eingebildet hast, gerade wie Mutter jetzt darauf besteht, daß Moß Rosenstein wieder heiraten soll und Du Deine Stelle verlieren würdest. Dein lieber Brief hat mir wohler getan, als wenn ich wirklich nach Paris gegangen wäre. Woher weißt Du, daß dies der Traum meines Lebens gewesen ist? Leider kann er sich noch nicht verwirklichen, da ich gerade jetzt unentbehrlich in der Schule bin.

Fräulein Green ist nämlich an Diphtheritis erkrankt, und da die Examenzeit herannaht, hat Fräulein Rolver die Hände voller Arbeit. Aber mache Dir meinetwegen keine Sorge, mein Liebling. Um diese Zeit des Jahres bin ich immer abgespannt, aber die Sommerferien fangen ja nun bald an, und wenn ich nur ein paar Tage in Ramsgate gewesen bin, fühle ich mich gleich wieder ganz frisch. — Deine Dich liebende Salvina."

„P. S. — Mutter hat mir gesagt, daß Du ihr auch geraten hast, nicht mehr zu Lazarus zu gehen, und sie will es auch nicht mehr tun. Ich bin so froh darüber, liebe Kitty. Diese Besuche haben sie immer nur aufgeregt, weil Lazarus so hartnäckig ist. Es tut mir nur sehr leid, daß ich Deinen Einfluß bei Mutter nicht früher in Anspruch nahm. Er ist natürlich größer als der meine. Adieu, Liebe."

„P. P. S. — Ich habe tatsächlich vergessen, Dir für Dein großmütiges Anerbieten zu danken. Aber Du weißt, wie dankbar ich Dir bin, und was mein Herz für Dich empfindet, nicht wahr, mein Liebling?" —

Trotz dieses Briefes schien Kittys Beunruhigung über Sallys schlechtes Aussehen allmählich auf diese selbst überzugehen, besonders nachdem sie wiederholt in der Klasse von tiefen Ohnmachtsanfällen heimgesucht worden war. Wie sollte das werden, wenn sie wirklich krank würde? Man würde sie für einige Zeit beurlauben, aber das würde sie unter das scharfe Auge des Schularztes bringen, vor dem alle Lehrerinnen zitterten. Es war möglich genug, daß er in seiner brutalen Weise erklärte, sie sei überhaupt dienstunfähig. Und wie, wenn das wirklich der Fall wäre? Oder wenn sie stürbe? Erspart hatte sie so gut wie nichts, ihr Gehalt hörte mit ihrem Tode auf. Wer sollte dann für ihre Mutter sorgen? Auf Kitty konnte sie sich natürlich

verlassen, die war viel zu edel denkend, um ihre Mutter im Stiche zu lassen. Aber es würde sehr schwer für sie sein, besonders wenn wirklich Moß Rosenstein wieder heiraten sollte. Sie glaubte natürlich nicht, daß sie sterben würde. Sie war es ja auch ganz gewohnt, kränklich zu sein. Der Tod war nur ein Schattenbild, das noch weit von ihr entfernt war.

XIV.

Aber etwas mußte geschehen. Das Lesen einer Zeitungsannonce verhalf ihr plötzlich zu einem guten Gedanken. Eine Lebensversicherung! Ja, das war es! Schottische Witwenversicherung! Wie passend dieser Name war! Wenn bei ihrem Tode ihrer Mutter ein paar tausend Pfund ausgezahlt würden, dann hätte ihr Tod seinen Stachel für sie verloren. Salvina ließ sich die Bedingungen geben und studierte sie gewissenhaft durch; sie entdeckte dabei zu ihrer Überraschung, daß eine Lebensversicherung streng genommen nur ein Glücksspiel ist. Die Gesellschaft wettete darauf, daß der Versicherte ein gewisses Alter erreichen würde, und dieser, daß das nicht der Fall sei. Nachdem sie schon sehr viel Arbeit gehabt, um alle Papiere zusammenzubringen, alle möglichen Dokumente zu unterschreiben, mußte sie sich dem Arzte der Gesellschaft vorstellen. Dieser verweigerte ihre Aufnahme. Die Wette war keine gleichberechtigte. „Herzschwäche," lautete das schonungslose Urteil des Arztes. Er sagte sogar mehr, er riet Salvina im Vertrauen, ihr Amt niederzulegen. „Sie dürfen nicht unterrichten," meinte er. Salvina zitterte davor, daß durch irgendeinen Zufall er mit dem Schularzt in Verbindung stände, daß dieser von ihrem Zustande erfahren und auf ihre Entlassung dringen würde. Sie fing an (in Englisch) leidenschaftlich zu Gott zu beten. Das war bei ihr stets

ein Zeichen absolutester Verzweiflung. Sie war am Ende ihrer Hilfsmittel; sie sah im Wachen und Träumen immer nur einen großen Grabstein vor sich, auf dem diese Inschrift eingegraben war: „Hic jacet Salvina Brill, Elementarschullehrerin und Graduierte für die Londoner Universität. Ungeliebt und unglücklich.“

Sie war immer noch romantisch und weinte über diese Inschrift. Arme Mutter! Arme Kitty! Welch ein Schlag würde ihr Tod für sie sein. Selbst Lazarus würde traurig sein. Und der Gedanke an die Sorge um ihre Lieben erfüllte sie ganz. Sie zermarterte ihr Hirn, um ein Mittel zu ersinnen, ehe sie stürbe, noch soviel Geld zusammenzubringen, um die Zukunft ihrer Mutter sicher zu stellen. Aber es kam ihr kein gescheiter Einfall, und Gott erhörte ihre heißen Gebete nicht. Einmal dachte sie daran, an der Börse zu spekulieren, aber sie hatte keine Idee davon, wie das anzustellen sei, ganz abgesehen davon, daß sie es für sündhaft hielt. Sie hatte viel gegen das Börsenspiel gelesen, sie verstand nichts davon. Freilich, ihr Vater hatte, früher wenigstens, auch nichts davon verstanden. Aber es war ja überhaupt fraglich, ob sein Vermögen wirklich aus dieser Quelle geflossen sei. Sie gab den Gedanken an das Börsenspiel auf.

Frau Brill indessen wurde immer mürrischer und tränenreicher, und Salvina fand es immer schwerer, Herrin über ihre Melancholie zu werden. Als sie eines Tages von der Schule nach Hause ging, redete Sugarman, der Schadchen, sie an. „Versuchen Sie doch endlich auch einmal ihr Glück,“ sagte er in freundlich überredendem Tone. „Nehmen Sie nur einmal ein Sechzehntel-Los. Sie werden ganz gewiß gewinnen.“

Sugarman hatte niemals daran gedacht, Salvina Heiratsvorschläge zu machen, aber mit jener schamlosen

Hartnäckigkeit, die das Geheimnis seines Erfolges sowohl als Heiratsvermittler wie als Lotterieagent war, hatte er niemals aufgehört, ihr die verlockendsten Gewinne zu verheißen, wenn sie sich nur entschließen wolle, ihr Glück bei ihm zu versuchen. Heute sollte er einen Erfolg haben, wie er selbst ihn nicht erwartet hatte. Ihre Gewissenhaftigkeit hatte durch ihre Bekanntschaft mit den Gesetzen des Versicherungssystems schon einen Stoß erhalten, und ohne auch nur einen Augenblick zu überlegen, erkundigte sie sich eifrig nach dem Preise und kaufte drei ganze Lose, die etwa ein Viertel des Geldes kosteten, das sie eventuell als erste Anzahlung in der Lebensversicherung hätte geben müssen.

Sugarman notierte sorgfältig die Nummern ihrer Lose, und Salvina tat dasselbe. Aber sie hätte es nicht zu tun nötig gehabt. Sie hatte sie fest in ihr Gedächtnis aufgenommen, in ihr Herz eingegraben; sie wiederholte sie sogar in ihren Gebeten, sie verfolgten sie in ihren Nacht- und Tagesträumen. Die Nummern unterbrachen in angenehmer Weise das tägliche Einerlei ihres Schullebens und halfen die Reizbarkeit und das mürrische Wesen ihrer Mutter leichter zu ertragen. Sie verbesserten ihre Gesundheit, und als die Maisonne die Erde verklärte, da sagte sich Salvina, daß ihre Angst grundlos gewesen sei. Sie fühlte sich aufblühen wie eine Maiblume.

Indessen gab es noch eine Aufgabe, die sobald wie möglich zu erfüllen sie für ihre Pflicht hielt. Sie mußte dafür sorgen, daß auf jeden Fall ihre Mutter fertig lesen lernte. Man konnte ja doch nie wissen, was geschah! Wenn es ihr gelang, die materielle Zukunft ihrer Mutter sicherzustellen, was sie jetzt fest hoffte, so hatte das wenig Wert, wenn ihre Mutter dabei immer geistig arm und von Fremden abhängig blieb! Wie sollte es ihr gelingen, ohne die Zauberhilfe von Büchern und Zeitungen noch viele

Jahre zu ertragen, in dem die Gebrechlichkeit des Alters sie an ihr Heim fesseln würde. Jetzt schon klagte und stöhnte sie fortwährend über Langeweile.

Seit ein Mädchen engagiert worden war, hatte man die Lesestunden allmählich aufgegeben. Als Salvina nun ernstlich darauf bestand, sie wieder aufzunehmen, fand sie zu ihrem Schrecken, daß die Mutter alles mühsam Erlernte wieder vergessen hatte. Frau Brill mußte wieder von vorn anfangen, und leider befolgte sie auch diesmal wie früher ihre beliebte Methode. Für ihre alten Fehler hatte sie Gedächtnis, sie schienen ihr lieb geworden zu sein.

Eines Abends, als die beiden in der Küche saßen, wohin sich Frau Brill stets zurückzog, wenn das Mädchen nicht darin war, unterbrach sie ihre Leseübungen, um über die Rücksichtslosigkeit des Mädchens zu klagen, das darauf bestanden hatte, heute auszugehen. Es war doch für die ganze Woche bezahlt, und nun mußte ihre Herrin zu Hause bleiben und alle Arbeit tun! Da Salvina an diesem Abend sehr abgespannt war, versuchte sie nicht, das Mädchen zu verteidigen, wie sie sonst wohl tat, und dies Thema war daher bald erschöpft. Aber Frau Brill hatte immer eine ganze Serie von Leiden, über die sie klagen konnte, und die ihr Veranlassung gaben, über alle schwere Worte rasch wegzugleiten. Die arme Salvina saß indessen still auf ihrem Stuhl — ihr war beklommen zumute — sie hatte ein Gefühl, als ob sie ohnmächtig würde. Noch einmal versuchte sie sich aufzuraffen und ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Leseübungen ihrer Mutter zu lenken. Aber sie mochte tun, was sie wollte, sie vermochte nicht, auf die Fibel zu blicken und die mühsam herausbuchstabierten Worte und Sätze zu verfolgen. Wenn Frau Brill merkte, daß Salvinas Aufmerksamkeit etwas nachließ, freute sie sich stets und machte

es wie ein Kind, sie überschlug schnell einige Zeilen, nur um rascher durch die vorgesteckte Leseübung zu kommen.

Zu ihrer großen Befriedigung merkte Frau Brill bald, daß Salvina ihre Fehler nicht mehr korrigierte und teilnahmlos in ihren Stuhl zurückgesunken war. Sie war tot.

Frau Brill buchstabierte munter weiter und war eben bei der letzten Zeile angekommen, als plötzlich sehr laut an die Haustür geklopft wurde. Frau Brill sprang erschrocken auf.

Salvina lag ruhig und unbewegt.

„Sie ist eingeschlafen," dachte ihre Mutter. „Es ist ziemlich rücksichtslos von ihr, sie hätte meinen alten Beinen wohl die Mühe sparen können, die Treppe hinaufzulaufen." Aber da sie nun schon aufgestanden und außerdem neugierig war, zu sehen, wer so ungestüm Einlaß begehre, ging sie hinauf und öffnete die Tür. Atemlos und mit freudestrahlendem Gesicht trat Sugerman ein.

„Ihre Tochter — Nummer 75 814" rief er atemlos.

Frau Brill, die nichts davon wußte, daß Salvina in der Lotterie spielte, begriff zuerst nicht, was Sugarman wolle.

„Was? Was ist los?" rief sie zitternd.

„Das große Los!" Ich habe 100 000 Mark für sie gewonnen."

„Das große Los!" kreischte Frau Brill. „Salvina, Salvina! Komm herauf!" Da sie keine Antwort erhielt, eilte sie holter polter, die Blumentöpfe und das im Vorhause stehende Tischchen umrennend, die Treppe hinab. „Salvina", sie schüttelte sie derb. „So erwache doch! Du hast das große Los gewonnen."

Aber Salvina erwachte nicht mehr, obgleich sie das große Los gewonnen hatte.

XV.

Ungefähr fünf Monate später fuhr an einem Sonntag-nachmittag eine Reihe verschieden ausgestatteter Wagen an dem jüdischen Friedhofe vor. Da sich auch Damen unter der Gesellschaft befanden, war es offenbar keine Begräbnis-feier, zu der man sich versammelt hatte. Es schien, als habe man eine Art Picknick unter den Gräbern veranstaltet; alle Verwandten und Freunde der Familien hatten sich zu-sammengefunden, um der Zeremonie der Einsegnung von Salvinas Grabstein beizuwohnen.

In dem Landauer hatten sich dieselben Menschen zu-ammengefunden, die damals in der Droschke zu Samuels Hochzeit gefahren waren, nur daß Salvinas Platz jetzt von Kitty eingenommen wurde. Diese immer noch sehr jung und schön aussehende Dame war das einzige Mitglied der Familie, das sich einigermaßen deplaziert vorkam; denn obgleich Salvinas Geld ihrem Vater, als dem gesetzlichen Erben, nun auch noch zugefallen war, hatte er es doch ab-geschlagen, einen Diener neben den Kutscher zu setzen. Er behauptete, daß ein Kutscher vollständig genug sei. Es war derselbe Ton, den er wegen des mit Roßhaar bezogenen Sofa angeschlagen hatte. Frau Brill freute sich im stillen darüber, daß ihr Mann noch ganz unverändert sei.

Als man den Friedhof erreichte, fanden die Brills die Familie Jonas schon vollständig versammelt; der Tod und das viele Geld hatten alle früheren Mißverständnisse ver-gessen gemacht. Der alte Jonas schüttelte Lazarus und Herrn Brill herzlich die Hand und wischte eine Rührungs-träne unter seinem grünen Augenschirme fort. Einige von Salvinas Kolleginnen, die die Einladung zu der Feier in den jüdischen Zeitungen gelesen hatten, waren gekommen, um der Heimgegangenen die letzte Ehre zu erweisen. Die

Männer trugen schwarze Hutbänder, die Frauen Kreppschleier, die fast alle schon ziemlich grau und vertragen aussahen. Da immer noch einige fehlten, stand man einstweilen gruppenweise, freundschaftlich miteinander plaudernd in dem schönen, sonnigen Herbstwetter umher; der Steinmetz, der den Grabstein hergerichtet, ging, lebhaft sprechend, von einem zum andern. Eine doppelte Angst bedrückte ihn, die, ob den Eltern der Grabstein gefallen würde, und die Ungewißheit, ob sie ihn gleich bezahlen würden.

„Haben Sie den Grabstein gesehen? Was halten Sie davon," frug er wichtig und so, als ob ihn die künstlerische Verantwortung dafür träfe. Es war ein hübscher Granitstein, der der Billigkeit wegen gleich in Aberdeen ausgehauen worden war. Das einzige, was er daran gemacht hatte, war die Inschrift in hebräischen Buchstaben. Eine Gruppe nach der andern wanderte unter Führung des Steinmetzen an den Grabstein, und ein oder zwei der Beschauer knüpften sogar schon Unterhandlungen für den Fall eines möglichen Bedarfes an. Eine alte Dame, die mit der Schwägerin des jungen Steinmetzen bekannt war, versuchte diesen Umstand auszunutzen, um einen billigeren Preis für ihren eigenen Grabstein zu erzielen; sie vergaß über der Verhandlung ganz, daß die dadurch erzielte Ersparnis ihr nichts mehr nützen könne.

„Was würden Sie für meinen Grabstein fordern?" frug sie mit grotesker Koketterie. „Ich meine, für m i c h könnten Sie es billiger machen."

In der Synagoge wartete der Priester unterdessen ungeduldig auf die Ankunft der sich verspätenden Teilnehmer der Zeremonie, um die unsterblich schönen Psalmen anzustimmen. Er hatte sich lange mit dem Kutscher, der ihn hergebracht, und mit dem er heimfahren wollte, über den Fahrpreis gestritten und fürchtete nun, mehr zahlen zu

müssen, wenn die vereinbarte Zeit überschritten würde. Außerdem hatte er eine hübsche, junge Frau, die gerade an diesem Nachmittage Empfangstag hatte.

Endlich fand der junge Steinmetz Gelegenheit, um sich durch die Herrn Brill umringenden Freunde zu drängen und seinen großmütigen Auftraggeber zu bitten, den schönen und so billig hergestellten Grabstein in Augenschein zu nehmen. Kitty schloß sich ihren Eltern an. Man hatte Salvinas Grab beinahe erreicht, als ein starker Herr, dessen Haar schon zu ergrauen anfing, plötzlich aus einer Seitenallee hervorkam und Kitty anredete. Sie sah verstimmt aus.

„Du hättest nicht kommen sollen," sagte sie.

„Aber Kitty! Ich gehöre doch jetzt mit zu der Familie", sagte er, nervös mit den an seiner Uhr hängenden massiven Berloques spielend.

„Nein, das tust du noch nicht," erwiderte sie. Dann in versöhnlicherem Tone: „Ich habe dir doch gleich gesagt, Moß, daß ich dir erst, nachdem der Gedächtnisstein für meine Schwester eingeweiht worden, meine formelle Einwilligung geben würde. Ich bin es ihrem Gedächtnisse schuldig, diese Rücksicht zu nehmen." Und sie wandte sich von dem ziemlich dumm dreinsehenden Rosenstein ab. Sie kam sich selbst sehr korrekt und edeldenkend vor, und sie vergab Salvina alles — denn sie war es doch gewesen, die schuld daran war, daß Kitty nicht schon vor Jahren die Braut des südafrikanischen Magnaten geworden war.

Unterdessen stand Herr Brill mit seinem, von einem breiten Trauerflor umwundenen Zylinderhut vor dem pompösen granitnen Gedenksteine und betrachtete ihn wohlgefällig. Die Hand seiner Frau ruhte zärtlich in der seinen. Unter ihren Füßen ruhte der Würmerstaub Salvinas, die so tapfer für Wahrheit und Ehre gekämpft und die das Gewissen des Hauses Brill gewesen war.

„Betrachten Sie die Arbeit genauer," sagte der Steinmetz bewundernd und mit einer Miene, als ob er wirklich ein Meisterwerk geschaffen habe. „Sie werden nicht oft etwas Ähnliches finden — jeder, der den Stein gesehen, hat mir das gesagt."

„Sehr schön!" antwortete Herr Brill gehorsam.

„Ich habe, um Ihnen die Mühe zu ersparen, die Synagogenrechnung auch schon für Sie bezahlt," fügte der Steinmetz bedeutungsvoll hinzu.

Da aber Herr Brill ganz im Anschauen des Grabsteines verloren schien, zog sich der junge Mann vorläufig bescheiden zurück.

Frau Brill versuchte es, mühsam ein paar Worte der Inschrift herauszubuchstabieren; weil ihr aber niemand half, gab sie es auf.

„Lies du es mir vor, mein Liebster," flüsterte sie Herrn Brill zu.

„Ich habe es dir schon einmal vorgelesen, als Kitty mir die Inschrift schickte. Sie lautet:

Hier ruht
Salvina Brill,
Die Gott am 29ten Mai 1897,
Im Alter von 25 Jahren
Ganz plötzlich zu sich genommen hat.
Sie starb von allen beklagt und geliebt
Weil sie von vollkommener Güte war.

Dann kommen die hebräischen Buchstaben."

„Arme Salvina!" seufzte Frau Brill. „Sie verdient diese Grabschrift, obwohl sie jahrelang unser Leben verdorben hat." Er drückte ihr die Hand. „Ich kann dir gar nicht sagen, wie bange ich immer vor ihr gewesen bin," fuhr sie fort. „Sie hätte es beinahe dahin gebracht,

daß ich dir selbst am Versöhnungstage nicht vergeben hätte. Aber ich trage ihr nichts nach und ich murre nicht dagegen, was der Grabstein sagt."

„Nein, das mußt du nicht tun," antwortete er fromm. „Außerdem weiß ja auch jeder, daß man doch niemals die volle Wahrheit auf Grabsteine schreibt."



Satan Mekatrig.

„Dulde nicht, daß die bösen Gedanken Herr über uns werden... Befreie uns von der Gewalt des Satans." Morgengebet.

Die Luft draußen war heiß, schwer und bedrückend; von allen Seiten waren dunkle, unheilschwangere Wolken aufgezogen, die den Himmel verdüsterten. Das drohende Unwetter schien jeden Augenblick losbrechen zu wollen. In der kleinen, bis zur Erstickung überfüllten Synagoge der Gemeinde der Liebe und Gnade hatte man kein Fenster geöffnet. Die in ihren Sabbathkleidern versammelten Andächtigen verfolgten zu eifrig den seltsamen, eintönigen Singsang des aus der Thora vortragenden Kantors, um sich um körperliches Unbehagen zu kümmern. Sie dachten ebensowenig an ihre von Schweiß perlenden Stirnen und ihre feuchten Unterkleider, wie an den Sinn der hebräischen Worte, die der Vorbeter herleierte. Obgleich ihnen die Sprache vollkommen verständlich war, achteten sie eigentlich nur auf deren musikalische Betonung; ihre Frömmigkeit war so eng mit diesen geliebten und althergebrachten Phrasen verknüpft, daß sie kaum davon zu trennen war. Große Hitze und Schweiß schienen gleichfalls bei Festen in der Synagoge zu den Hauptbestandteilen der Frömmigkeit zu gehören. Und der heutige Tag war ein Festtag. Es war zwar eigentlich nur ein gewöhnlicher Sabbathnachmittags-

Gottesdienst, aber er erhielt seine besondere Bedeutung und Weihe dadurch, daß der große Rabbi Rodchinsky aus Brody eine Predigt halten würde. Deshalb waren die dunkel gefärbten, scharfäugigen, lockigen und adlernasigen Schuster, Schneider, Zigarrenarbeiter, Hausierer und Bettler, aus denen die Gemeinde bestand, vollzählig erschienen, um sich an den dialektischen Feinheiten, den theologischen Witzen und den Talmudanekdoten, durch die der galizische Maggid so berühmt geworden, zu erfreuen. Sie waren nicht allein gekommen; viele hatten ihre Frauen mitgebracht. Diese saßen mit ihren unkleidsamen Perücken und ihren Ohrringen eng beieinander in dem für sie reservierten Raume, der durch einen Vorhang abgetrennt war, so daß die Männer sie nicht sehen konnten. Einem Fernstehenden würde diese Vorsicht vielleicht sehr überflüssig erschienen sein; denn sie sahen meist recht unansehnlich aus mit ihrer niederen Stirn, den breiten Backenknochen und dem unverhältnismäßig stark entwickelten unteren Teil des Gesichts. Da der für sie bestimmte Raum sehr klein war, saßen die Frauen noch dichter aneinander gedrückt wie die Männer auf ihren schmalen Bänken. Es war daher kein Wunder, daß, gerade als ein Mitglied der Versammlung von der in der Mitte stehenden Rednerbühne den Segen sprach, der den Schluß der Thoravorlesung bedeutet, die Frauen in ihrer Andacht dadurch gestört wurden, daß eine von ihnen ohnmächtig wurde. Sie wurde hinausgetragen, was aber nicht ohne ziemliche Aufregung und Unruhe abging, so daß die andächtigen Männer, die nicht wußten, was vorging, dadurch gestört wurden. Sie riefen den Frauen in ihrem jüdisch-deutschen Jargon: „Stille doch, stille, ihr kleinen Weiber!" zu. Der Küster ging rasch hinter den Vorhang; neue Störungen befürchtend, versuchte er das an der Hinterwand des kleinen Zimmers befindliche Fenster zu öffnen, um etwas

Luft aus dem Hofe einzulassen. Der Riegel war jedoch eingerostet und wollte sich nicht bewegen lassen. Der Küster kehrte daher in den Betsaal der Männer zurück, und es gelang ihm durch fortgesetztes Ziehen an einem Stricke ein Oberlichtfenster zu öffnen, so daß ein schmaler Streifen des düster umwölkten Himmels sichtbar wurde. Die darunter sitzenden Männer erhoben zwar Protest dagegen, aber der Küster nahm keine Notiz davon.

Er war kaum fertig damit geworden, als die tiefen Schatten, die über der Synagoge lagerten, durch das grelle Licht eines jäh niederfahrenden Blitzes erhellt wurden; es war, als ob die schmutzigen Wände, die eng aneinander stehenden Bänke mit ihren schweißtriefenden, dunkel aussehenden Insassen, die von einem schäbigen Vorhange verhüllte Bundeslade plötzlich von einem Feuermeer umlodert seien. Fast gleichzeitig mit dem Blitze dröhnte ein lang anhaltender erschütternder Donner. Das Gewitter entlud sich in unmittelbarer Nähe.

Der Gottesdienst wurde unterbrochen. Die ganze Versammlung war aufgestanden; von allen Seiten ertönte der hebräische Segen: „Gelobet seist du, o Gott, der du das Werk der Schöpfung vollendet hast!" Dann, als der Donner dem Blitze folgte, in sonorem Tone: „Gesegnet seist du, o Herr, dessen Macht das Weltall erfüllt." Dann nahm die ganze Versammlung wieder Platz und aller Augen richteten sich erwartungsvoll auf den ehrwürdigen Rabbi Rodchinsky, dessen geistreiches, gedankendurchfurchtes Antlitz unter einem schwarzen Sammetmützchen hervorblickte. Man schien sich jetzt wieder sicher zu fühlen. Der Segen bedeutete nichts andres als eine ehrfurchtsvolle Anerkennung der Majestät des Schöpfers, die sich in allen Naturerscheinungen offenbart. Aber die menschliche Natur, die mit allen Schrecken des Weltalls zu kämpfen hat, steht immer tief

unter ihrem Glaubensbekenntnisse; es war kaum einer in der Versammlung, der das Gebet nicht wie einen Talisman betrachtet hätte. Die ganze Versammlung erhob sich dann im nächsten Momente ehrfurchtsvoll, als Mosche Grinvitz, in seinen Gebetschal gehüllt, sich anschickte, von dem Al Memor (der in der Mitte stehenden Rednerbühne) herabzusteigen. Er trug die ehrfurchtsvoll mit Hüllen umwundene Gesetzesrolle in seinen Armen, sie war von einem gestickten, mit kleinen Glöckchen und Schmucksenkeln gezierten Mantel umwallt.

In dem Augenblicke jedoch, als Mosche Grinvitz mit seiner heiligen Bürde auf dem Al Memor stand, erschreckte ein neuer furchtbarer Blitz mit gleichzeitigem, alles erschütterndem Donnergepolter die Andächtigen. Mosches Arme zitterten in nervöser Bewegung, und ein schrecklicher Gedanke kam ihm in den Sinn. Wie, wenn er die heilige Gesetzesrolle fallen ließe! Der Gedanke an eine solche Möglichkeit machte ihn am ganzen Leibe erbeben. Die Sepher Thora ist dem Juden das köstlichste und heiligste Besitztum, und in den Augen der „Gemeinde der Liebe und der Gnade“ war ihre Sepher Thora womöglich noch von einer ganz besonderen Heiligkeit, weil man eben nur eine Gesetzesrolle besaß. Man war zu arm, um sich Luxus gestatten zu können; diese eine Gesetzesrolle erschien daher wie das Symbol und das Siegel der Gemeinde. Nicht daß sie „Pasul“, d. h. unvollkommen und wertlos dadurch geworden, daß sie gefallen wäre! Dadurch würde ja keiner der sorgsam auf Pergament gemalten Buchstaben eine Veränderung erlitten haben; es würde aber dennoch ein trauriger und beklagenswerter Zufall sein. Als Zeichen der Trauer darüber würden alle Anwesenden sich einen ganzen Tag des Essens und Trinkens zu enthalten haben. Mosche fühlte, daß, wenn er unglücklicherweise die Veranlassung zu einem

solchen fatalen Zufalle geben sollte, er niemals wieder den Mut haben würde, seiner frommen Frau in das Auge zu sehen. Die Ehre, die heilige Rolle in die Bundeslade zurücktragen zu dürfen, galt für ein besonderes, viel beneidetes Privilegium. Man drängte sich von allen Seiten heran, um ehrfurchtsvolle Küsse auf den die Gesetzesrolle verhüllenden Mantel zu drücken. Er würde in den Augen der ganzen Versammlung geächtet gewesen sein, wenn wirklich das Heiligtum seinen Händen entgleiten sollte. All diese Gedanken, deren er sich weniger klar bewußt wurde, sondern die sich instinktiv auf ihn eindrängten, verursachten es, daß Mosche Grinvitz die heilige Rolle, die so hoch war, daß sie seinen Kopf etwas überragte, fest umklammerte und an die Brust drückte. Sicher, daß das Heiligtum ihm nun nicht entfallen würde, machte er einen Schritt voran, aber die Glöckchen des Mantels läuteten leise und ihn verwirrend um seine Ohren. Als er die zwei herunterführenden Stufen erreichte, hatte er plötzlich das Gefühl, als ob er unbedingt ausgleiten und herabstürzen müsse. Er stieg mit ängstlicher Vorsicht die erste der Stufen hinab, aber das Gefühl, daß keine Macht der Erde ihn vor dem Falle retten könne, packte ihn mit zwingender Gewalt. Die unerklärlich düstere Ahnung eines ihm unmittelbar bevorstehenden Unheils lastete auf ihm. Eine schwere, schwüle und mit unheilvollen Dünsten geschwängerte Luft lagerte über der Versammlung; sie schien von einem schrecklichen, feindlichen Fluidum erfüllt zu sein, das der Vorbote eines elementaren Ereignisses war. Eine qualvolle Angst, ein wahres Grauen erfaßte ihn. Die feste Überzeugung, daß ihm eine Katastrophe unmittelbar bevorstehe, verwandelte sich plötzlich in den glühenden Wunsch, dem qualvollen Zustande, in dem er sich befand, ein Ende zu machen, damit alles vorüber sei. Es zuckte ihm in den Armen, die immer noch die Sepher Thora

fest umschlungen hielten. O, wenn er sie doch auf den Boden werfen, nein, darauf treten, schreckliche Verwünschungen ausstoßen, irgend etwas tun könnte, um diese düstere Wolke, die sich auf ihn herabgesenkt und ihn zu ersticken drohte, zu zerstreuen. Noch einmal kämpfte sein besseres Wollen gegen diese tollen Wünsche. Der Schweiß floß stromweise von seiner Stirn. Es waren kaum ein paar Augenblicke verstrichen, seit er die Gesetzesrolle mit seinen Armen umfaßt hielt; ihm aber schien es ein unermeßlicher Zeitraum zu sein.

Er hob den Fuß auf, um von der ersten zu der zweiten Stufe hinabzusteigen, als sich plötzlich etwas Seltsames ereignete. Gerade durch den schmalen Streifen des geöffneten Oberlichtes, durch den der düster umwölkte Himmel sichtbar wurde, schoß plötzlich ein weißer Feuerpfeil, der so blendend war, daß die entsetzten Andächtigen die Augen schlossen; gleichzeitig erfüllten fast aufeinanderfolgende, rollende Donnerschläge den Betsaal wie mit einem dämonischen Gelächter. Als die Versammlung wieder zu sich kam und die Augen öffnete, sah sie Mosche Grinvitz ganz verstört auf den Stufen des Al Memor sitzen; seine Hände umfaßten krampfhaft die Enden seines Gebetschals, während die Sepher Thora im Staub auf dem Fußboden lag.

Für einen Augenblick war der Schrecken so groß, daß keiner sich zu bewegen oder zu sprechen wagte. Eine schreckliche, lautlose Stille lagerte über der Versammlung, die dann plötzlich durch das tolle Klatschen eines wolkenbruchartigen Regens, der auf das Dach und gegen die Fenster schlug, unterbrochen wurde. Die Schleusen des Himmels schienen geöffnet zu sein, und durch das aufgezogene Fenster des Oberlichtes stürzte ein förmlicher Wasserfall herab. Der Küster drängte sich automatisch durch und zog das Fenster so schnell wie möglich wieder zu. Durch diese Bewegung

schien der Zauber gebrochen zu sein. Ein Dutzend Männer, deren dunkle Gesichter durch die Aufregung noch düsterer erschienen, drängten sich heran, um die Gesetzesrolle vom Boden aufzuheben. Von allen Seiten ertönten unwillige und erregte Ausrufe.

Ehe jedoch jemand ihm zuvorkommen konnte, war Mosche Grinvitz vorgestürzt und hatte das Heiligtum erfaßt. „Nein, nein," rief er in dem Jargon, der von ihnen allen gesprochen wurde. „Was wollt ihr? Mir kommt die Mitzwah (gute Tat) zu! Ich allein darf die Gesetzesrolle tragen." Er legte sie über seine Schulter.

„Küsse sie wenigstens," rief ihm der große Rabbi Rodchinsky mit einem erschreckten, heiseren Flüstern zu.

„Sie küssen?" rief Mosche Grinvitz mit höhnendem Lachen. „Was? Wenn meine Frau in der Synagoge ist! Ist es nicht genug, daß ich sie umarme?" Dann, ehe seine Zuhörer sich des profanen Sinnes seiner Worte bewußt wurden, fuhr er fort: „Ach! Jetzt wird es mir wieder leicht, dich zu tragen! Nicht ich, sondern Gott verletzte dich! Jetzt kann ich dich halten und doch frei atmen. Seht!" Und er hielt die Gesetzesrolle armweit von sich ab und wies auf die Metallkette, die Senkel und Glöckchen, die durch den Blitz, der sie getroffen, verzerrt und zerstört waren. Mit einer raschen Bewegung der Hand riß er den Mantel ab und enthüllte das geschwärzte und angebrannte Pergament.

Ein tiefes Seufzen erfüllte die Versammlung; einige der Anwesenden waren wie versteinert vom Schrecken. Der Herr hatte ihnen offenbar seine Ungnade gezeigt; daß aber dazu nun noch ein großer, pekuniärer Verlust kam, überwältigte sie. „Nun hat keine Seele mehr mich zu verletzen!" fuhr Mosche Grinvitz verächtlich fort. „Seht," rief er dann laut, „der Blitz ist wieder zur Hölle zurückgefahren." Die ihm zunächst stehenden Männer schauderten und blickten

erschreckt auf eine Stelle des Fußbodens, auf die er mit der Gesetzesrolle deutete. Das Holz war verbrannt, und ein kleines Loch verriet den Weg, durch den der elektrische Strom seinen Weg genommen hatte. Während aller Augen sich darauf richteten, ertönte plötzlich hinter dem das Frauengemach verhüllenden Vorhange her lautes Wehklagen und Jammern. Die Nachricht der für ein böses Omen geltenden Zerstörung der Sepher Thora hatte die Frauen erreicht, und ihre orientalischen Naturen suchten sich durch laute Klagen zu erleichtern. „Riecht! riecht!“ rief Mosche Grinvitz, die schwefelerfüllte Luft mit offenbarem Entzücken einatmend.

„Wehe, wehe!“ klagten die Weiber. „Leid ist über uns gekommen!“

„Seid alle stille,“ donnerte der Maggid, der seine Besonnenheit zurückerlangt hatte. Seid stille, ihr Frauen! Hört meinen Worten! Dies ist offenbar die Rache des Himmels für alle die Schlechtigkeit, die ihr hier in England begangen habt. Seit ihr euer Geburtsland verlassen, habt ihr euer Judentum vergessen! Es sind Männer in dieser Synagoge, die sich die Spitzen ihres Bartes haben abschneiden lassen, und Frauen, die sogar den Sabbath entweiht haben. Hört, was ich euch sage! Morgen soll ein großer Fastentag für euch alle stattfinden. Du aber, Mosche Grinvitz, bensch gomel — — danke dem Heiligen Gotte, er sei gesegnet, daß er dir das Leben gerettet hat.“

„Nein, das tue ich nicht,“ sagte Mosche Grinvitz. „Du redest Unsinn! Wenn der Heilige Gott, er sei gesegnet, mein Leben gerettet hat, so war auch er es, der es bedrohte. Mein Leben wäre nicht gefährdet gewesen, wenn er es nicht bedroht hätte.“

Daß ein Mann wie Mosche Grinvitz, der bisher für eins der achtbarsten und frömmsten Mitglieder der Gemeinde

gegolten hatte, es wagte, solche Gotteslästerungen auszusprechen, überwältigte die versammelten Gläubigen. Aber nur für einen Augenblick, dann erscholl aus hundert Kehlen der zornige Ruf: „Apikores, Apikores" (Ketzer). Nun brach ein wilder Tumult aus, alles schrie durcheinander. „Sein ist die Schuld! Werft ihn hinaus! Er ist der Jonas! Er ist der Sünder." Alle waren aufgestanden, und von allen Seiten wurde Mosche Grinvitz von drohenden Gesichtern umdrängt. „Mosche Grinvitz," rief der große Rabbi mit alles übertönender Stimme, „bist du verrückt?"

„Nein, zum ersten Male fühle ich mich gesund und bei klarem Verstande," antwortete der Mann mit stolz erhobener Stirn. Seine gewöhnlich gebeugte Gestalt reckte sich, seine Brust dehnte sich, er warf den Kopf zurück, so daß der schäbige Zylinder, den er trug, halb auf den Hinterkopf zurückglitt. Er hatte ein seltsam fesselndes Gesicht, dieser Mosche Grinvitz, mit seiner blassen Hautfarbe, den melancholischen, dunkeln Augen, der Adlernase, den lang herabfallenden Seitenlocken und dem vollen, dicklippigen Munde, der von einem schwarzen Bart und Schnurrbart umgeben war. Und jetzt leuchtete ein seltsames Feuer aus seinen Augen, das ihm ein fast unnatürliches Aussehen verlieh. „Jetzt sehe ich es wohl, daß die Sozialisten und Atheisten recht haben, und daß wir den größten Wert darauf legen, eine Thora zu lesen, die der Allmächtige selbst — wenn es einen allmächtigen Gott gibt — verschmäht, durch seinen Blitzstrahl vernichtet und uns unter die Füße wirft. Wißt ihr was, meine Brüder? Laßt uns alle zusammen in den Sozialistenklub gehen und dort unsre Zigaretten rauchen. Sonst seid ihr verrückt."

Als er diese frechen, gotteslästerlichen Worte gesprochen, erfüllte abermals ein jäh niederfahrender Blitz den überfüllten, dämmerigen Betsaal mit überirdischem Lichte. Das

ganze Gebäude schien zu zittern und zu beben; die Hände des Sturmes schlugen an die Fenster. Aus dem Frauengemache ertönten Schreckensrufe und Jammergeschrei: „Herr, Herr, habe Erbarmen! Vergib uns unsre Sünden! Das Ende der Welt naht heran!“ Aber aus den von den Männern besetzten Bänken erscholl ein dumpfer Schrei, der wie das Heulen eines Tigers anzuhören war. Von allen Seiten stürzten sich aufgeregt aussehende Gestalten dem Gotteslästerer entgegen. Aber Mosche Grinvitz schlug ein lautes, wahnsinniges Lachen an; er wirbelte die Gesetzesrolle in der Luft herum und schlug damit die ersten der ihn angreifenden Männer zurück. Ein muskulöser Litauer erfaßte die Rolle an dem einen Ende, andre kamen ihm zu Hilfe und suchten Mosche das geschändete Heiligtum zu entreißen. Noch kämpfte er wütend, es war, als habe er Sehnen von Stahl. Aber seine zornerregten Gegner schlossen einen immer festeren Kreis um ihn; sie vergaßen ganz, daß ihre ursprüngliche Absicht nur gewesen, ihn hinauszuwerfen. Nun bemühten sie sich, ihn niederzuschlagen. Noch ein Augenblick, und er wäre verloren gewesen. Plötzlich zischte eine Stimme, deren Ton alle außer Mosche Grinvitz zurückweichen ließ, in jüddischer Sprache: „Nun, wenn das die Art ist, in der die Mitglieder der „Kongregation der Liebe und der Gnade“ ihren Sabbath verbringen, dann scheint mir, es wäre wirklich fast besser, im Sozialistenklub Zigaretten zu rauchen. Was meint ihr dazu, meine Brüder?“ Diese an sich schon treffenden und wohlverdienten Worte wurden noch eindrucksvoller durch den zwar nicht bitteren, aber unglaublich spöttischen Ton, in dem sie gesprochen wurden. Es war, als belustige der Redner sich höchlichst über ihre Torheit. Unwillkürlich wandten sich die Augen aller auf den Sprecher.

Wer war es? Woher kam dieser schwarz gekleidete,

rothaarige, ein schwarzes Filzkäppchen tragende Bucklige mit der hohen, marmorbleichen Stirn, dem kalten, stahlfarbenen Auge, dem hübschen Munde, um den ein spöttisches Lächeln spielte, und dem glattrasierten Gesicht? Niemand hatte ihn eintreten, keiner ihn neben sich oder in der Nähe sitzen sehen. Er gehörte nicht zu der Gemeinde oder ihrer Bruderschaft, stand mit keinem in Handelsgemeinschaft. Aber als sie ihn anblickten, verstummten ihre zornigen Rufe, die drohend erhobenen Hände fielen nieder; die Männer schienen sich plötzlich darauf zu besinnen, daß sie in der Synagoge waren. Allen kam der Mann bekannt vor und doch war keiner in der Versammlung, der Auskunft über ihn hätte geben können, oder der ihn vorher gesehen hatte. Selbst der große Rodchinsky, der erst vor vierzehn Tagen nach England gekommen war, hatte eine schattenhafte Erinnerung daran, den Mann schon früher einmal gesehen zu haben. Aber er strengte sein Gedächtnis vergebens an, um sich klar darüber zu werden, wo und unter welchen Verhältnissen dies gewesen sein könne. Eine plötzliche Stille lagerte sich über die Gemeinde. Selbst die Klagen der hinter ihrem Vorhang verborgenen Frauen verstummten. Draußen pulsierte und wogte das geschäftige Leben Londons — in der kleinen Synagoge stand alles unter dem geheimnisvollen Banne eines namenlosen Grauens.

Hohnlächelnd entriß der Bucklige die Gesetzesrolle den Händen des Litauers. Sie spottend hochhaltend, rief er laut: „Zerstört! Besudelt! Der große Name Jehovahs ist von den Elementen verspottet worden! Hierauf aber schwört ihr und dafür müht ihr euch ab und arbeitet, damit seine Gebote für schweres Geld auf kostbare Pergamente gemalt werden? Und so verlacht euer Gott eure Mühe und Selbstaufopferung. Hört nicht mehr auf ihn! Feiert nicht am siebenten Tage, da ihr seht, daß der Herr an einem solchen

seine Blitze arbeiten läßt. Klammert euch nicht mehr so eigensinnig an euren altmodischen, staubigen und traurigen Buchstabenglauben. Erhebt euch gegen ihn und gegen seine Gesetze, denn der Herr verspottet euer Mummenspiel. Er und seine Engel verlachen euch — der Himmel spottet eurer Torheit. Was hat er dem auserwählten Volke für das Jahrhunderte hindurch ertragene Märtyrertum gewährt? Er hat euch zu seinem Spielzeug auserwählt. Er hat euch in die Hand des Verderbens gegeben; ihr seid der Spott der Nationen geworden; die Nachfolger Christi, des Siegers, speien euch in das Gesicht. Hier in England ist ja euer Los weniger schwer. Aber selbst hier eßt ihr euer karges Brot unter Sorgen und schwerer Arbeit. Nur wenig Schlaf kommt in eure Augen. Eure Wohnungen sind ungesunde Schweineställe, eure Kinder sterben, in Kummer und Herzeleid fahrt ihr in die Grube. Rafft euch auf und werdet endlich freie Menschen. Opfert euer Leben weder Menschen noch einem Gotte. Oder wenn ihr durchaus anbeten müßt, so beugt euch vor Christus, dessen Priester Gold über euch ausschütten werden. Eßt, trinkt und seid fröhlich, denn vielleicht schon morgen werdet ihr sterben."

Noch immer lagerte eine tiefe Stille über den Versammelten. Sie schienen wie unter einem Zauberbanne den Worten des seltsamen Redners zu lauschen. Ihre Aufregung, ihre Wut auf Mosche Grinvitz war verweht. Es war beinahe, als brächte der Bucklige Dinge zur Sprache, die jeder von ihnen im innersten Herzen schon empfunden, und deren er sich erst jetzt plötzlich klar bewußt wurde. Ja, sie waren in der Tat Narren gewesen; sie wollten sich befreien und den Wein des Lebens trinken, ehe Azrael, der Engel des Todes, den Pokal verschüttete. Mosche Grinvitz' melancholische Augen leuchteten in warmer Glut.

„Still, elender Gotteslästerer!" stieß der große Rabbi

Rodchinsky hervor, der der einzige war, der die Geistesgegenwart nicht verlor. „Der Wächter Israels schläft und schlummert nicht.“ Der Bucklige wandte sich und warf einen eiskalten Blick auf den ehrwürdigen Mann. Dann sagte er lächelnd: „Die Mädchen Englands sind schön, sie sind sogar noch schöner als die Frauen von Brody.“

Der große Mann erbleichte, aber seine Augen funkelten; er machte eine Bewegung mit den Armen, als ob er eine holde Vision abwehren wollte.

„Du und ich, wir haben einander schon früher gesprochen, Rabbi,“ sagte der Bucklige. „Wir werden auch wieder miteinander plaudern, über Frauen, Wein und andre Dinge. Dein Bart ist lang und weiß, aber dennoch liegen noch viele sonnige Tage vor dir; du bist noch weit vom Grabe entfernt.“

Der Rabbi versuchte ein Gebet zu murmeln, aber seine Lippen bewegten sich nur zitternd gegeneinander.

„Profaner Spötter,“ sagte er endlich ernst. „Geh an deine Arbeit, deinen Wein, dein Vergnügen, wenn du den heiligen Sabbathtag schänden willst; aber führe nicht andre in Versuchung, deine Sünde zu teilen. Mach, daß du von hier wegkommst, ehe der allerheiligste Gott — gesegnet sei sein Name — dich mit seinen Blitzen zerschmettert.“

„Der allerheiligste Gott zerschmettert nur das, was heilig ist,“ erwiderte grimmig der zwerghafte Fremde, die zerstörte Gesetzesrolle hochhaltend, während ein leises Beifallsmurmeln durch die Versammlung lief. „Sagte ich nicht, daß er eurer spottet und mit euch spielt? Ihr versammelt euch hier, um ihn anzubeten, der Geruch eurer Frömmigkeit steigt zum Himmel auf und er durchschneidet ihn mit den Pfeilen seines Zornes. Ihr schmückt seine Gesetzesrolle mit Glöckchen und Ketten, und das vergoldete Metall zieht nur seine Blitze auf euch herab.“

Er sah im Raume umher und ein katzenähnlicher, triumphierender Ausdruck stahl sich in seine wunderbar schönen Augen, als er die Wirkung seiner Worte bemerkte. Er hielt inne und wieder herrschte für einen Augenblick tiefe Stille. Man vernahm nur das allmählich abnehmende Plätschern des Regens. Dann wurde die kurze Ruhe in seltsamer und unerwarteter Weise unterbrochen.

»Jisgadal, wejiskadasch shemä rabbo« tönte es mit heller Kinderstimme aus dem Hintergrund der Synagoge. Ein kleiner Waisenknabe, der hierher gekommen war, um den Kaddisch, das hebräische Trauergebet, in dem die Güte des Allerhöchsten anerkannt und gepriesen wird, zu sprechen, war, von der Schwüle überwältigt, tief eingeschlafen und hatte von dem ganzen Gewitter nichts gemerkt. Während wieder eine tiefe Stille herrschte, war er jäh erwacht. Der arme kleine Bursche fühlte instinktiv, daß er schon etwas versäumt habe und daß die Versammlung darauf warte, daß er sein Gebet hersage. Er war der einzige unter allen männlichen Andächtigen, der den gotteslästernden Buckligen nicht gesehen und seinen Worten nicht gelauscht hatte.

Ein düsterer, zorniger Ausdruck entstellte das schöne Gesicht des Buckligen; er stampfte ärgerlich mit dem breiten, nach auswärts gerichteten Fuße; das Kind jedoch, das von keinem unterbrochen wurde und mit fromm geschlossenen Augen dastand, fuhr in seinem Gebete fort:

„In der Welt, die er erschaffen hat. . ."

„Der Regen hat aufgehört, Brüder," flüsterte heiser der Bucklige; es war, als ob ihm die Worte in der Kehle stecken blieben. „Kommt heraus und ich will euch lehren, euch dieser Welt zu erfreuen, denn es gibt kein Leben jenseits des Grabes."

Niemand bewegte sich. Die helle Stimme des Kindes

allein tönte unbeirrt durch den Gebetsaal. Der Fremde eilte der Tür zu. Mosche Grinvitz war der einzige, der ihm folgte. Er schleuderte die Gesetzesrolle zornig nach dem Kopfe des Kindes, ohne es jedoch zu treffen; denn der Knabe wollte eben drei Schritte zurücktreten, wie dies beim Schlusse des Gebetes vorgeschrieben ist. Die Rolle flog an die Wand; der Fremde war gegangen und Mosche Grinvitz mit ihm. Eine große Erregung bemächtigte sich der Versammlung. Die Männer atmeten tief auf, es war, als ob plötzlich ein Druck von ihnen genommen wurde; das Kind hob mühsam die entweihte Gesetzesrolle auf, küßte sie ehrfurchtsvoll und reichte sie seinem Nachbar, der sie in die Bundeslade zurücklegte. Heller Sonnenschein brach plötzlich durch das Oberlicht und erfüllte den Saal mit Wärme und Licht; tausend Staubatome tanzten in dem belebenden Strahle und flimmerten und blitzten darin wie eitel Gold. Der Kantor und die Versammlung nahmen den Gottesdienst bei denselben Worten, wo er unterbrochen worden, wieder auf; es war beinahe, als ob die ganze seltsame Episode nur ein Traum gewesen wäre. Keiner sprach davon, und selbst der Rabbi erwähnte sie nur am Schlusse seiner wunderbaren Predigt, indem er darauf hinwies, daß morgen alle strenge Fasten halten müßten. Aber von diesem Tage an wurde Mosche Grinvitz wie ein Aussätziger gemieden; sein Anblick erinnerte sie daran, daß er sich zu dem Gotteslästerer gehalten, dem Atheisten und sozialistischen Propagandamacher, der sich unbemerkt in ihre Versammlung einzuschleichen gewußt hatte, nachdem er wahrscheinlich schon vorher Grinvitz für seine Zwecke gewonnen hatte. Der Gedanke an den seltsamen Buckligen machte ihr Blut kochen und regte ihre Phantasie in wilder und sündhafter Weise auf. Einige wohltätige und reiche Herren, die von dem Unglück gehört, das die kleine arme Gemeinde getroffen,

brachten das nötige Geld auf, um eine neue Gesetzesrolle zu stiften. Ehe noch das Einweihungsfest dieses köstlichen Besitztums gefeiert wurde, war die Erinnerung an diese stürmische und aufregende Versammlung schon schattenhaft geworden. Waren doch diese überfüllten Betsäle oft genug der Schauplatz leidenschaftlicher Diskussionen und erregter Szenen gewesen.



„Sie tut ihm Liebes und kein Leides sein Leben lang."
Sprüche Salomonis, Kap. 31, V. 12.

Als Mosche Grinvitz seinem neu gefundenen Freunde durch die enge Gasse folgte, die zu seiner eigenen Wohnung führte, überkam ihn ein ihm ganz neues Gefühl köstlichster Freiheit. Der helle Sonnenschein, der ihn begrüßte, sobald er die Synagoge verlassen, erschien ihm wie ein Sinnbild des neuen Lebens, das er gewonnen. Er streckte die durch das viele Sitzen an seiner Maschine etwas vornüber gebeugte lange Gestalt und setzte den Hut fest auf seinem Kopf zurecht. Es waren jedoch keineswegs ruhige, friedliche Gedanken, die ihn beschäftigten; neue Ideen gärten in ihm, seine Nerven strafften sich, er fühlte sich von einer Kraft und Energie erfüllt, die zu betätigen er sich sehnte. Sein Blut floß wie Quecksilber durch die Adern. Er hatte mit einem Male mit dem alten Leben gebrochen und den Ballast seines Glaubens über Bord geworfen. Noch wußte er nicht, was er mit dem neuen Leben, das durch seine Adern pulsierte, machen solle und wie es sich gestalten würde; er fühlte nur mit jedem Atemzuge, daß er lebe.

„Ha, Bruder," rief er dem Buckligen nach, der vor ihm her eilte. „Diese Narren in der Synagoge würden

auch besser daran tun, herauszukommen und sich des schönen Wetters zu erfreuen."

„Sie atmen die abgestandene Luft wie süße Räuchereien ein, weil sie denken, daß das Gott wohlgefällig sei," antwortete der Zwerg, und ging langsamer, um seinem Begleiter Zeit zu lassen, ihn zu erreichen.

Auf dem kurzen Wege, den sie miteinander machten, ereigneten sich allerlei Zufälle. Ein Kutscher peitschte so unvernünftig sein Pferd, daß das gequälte Tier durchging; zwei Kinder, die eben noch ganz friedlich Hand in Hand einherkamen, fingen plötzlich Streit miteinander an; ein fremd aussehender, reich gekleideter Herr, der halb betrunken war, schwankte die Straße entlang. Mosche dachte, es sei eine Schande, daß ein so reicher Mann eine schwere goldene Kette trüge, die so wertvoll sei, daß eine Familie einen ganzen Monat davon leben könne; ehe er sich aber dieses Gedankens nur völlig klar geworden, wurde der arme Herr plötzlich hinterrücks zu Boden geschlagen, und ein sehr anständig gekleidetes Individuum verschwand mit dem Raube um die Ecke. Mosche war nicht traurig darüber und machte keinen Versuch, dem Opfer beizustehen; seine ganze Aufmerksamkeit wandte sich ein paar Jungen zu, die einer Katze einen Feuerwerkskörper an den Schwanz banden. All diese Beobachtungen nahmen Mosche so sehr in Anspruch, daß er ordentlich erstaunt war, so schnell das Haus, in dem er wohnte, erreicht zu haben. Sein Begleiter war schon eingetreten, denn die Haustür war immer offen. Mosche dachte, es sei sehr freundlich von seinem neuen Freunde, daß er seine Einladung, ihn zu besuchen, gleich angenommen habe. Er fühlte sich geschmeichelt dadurch und folgte ihm auf seine Stiege. Er war jedoch kaum eingetreten, als er sich von einem unbehaglichen, mißtrauischen Gefühl erfaßt fühlte. Es war ein sehr hohes, altmodisches

und düsteres, altes Haus, das vor 100 Jahren gewiß recht ansehnlich und stattlich gewesen, in dem aber jetzt über ein Dutzend Familien hausten, und zwar meistens Juden. Der einzige, von Mosche Grinvitz bewohnte Raum lag ganz oben; seine Wände bildeten einen Teil des Daches. Bei jeder Treppe, die Mosche hinaufstieg, fühlte er sich bedrückter; es war, als ob das in den alten, mit Spinnweben behangenen Wänden und den massiven Ballustraden herrschende Düster, das nie durch einen Sonnenstrahl erhellt wurde, ihm den Atem benähme. Als er endlich den dämmerigen Gang erreichte, der zu seinem Zimmer führte, fiel ihm noch ein quälender Gedanke auf das Herz. Sein Weib! Sein reines, tugendhaftes und gottesfürchtiges Weib! Wie sollte er ihr alles begreiflich machen? Er atmete daher erleichtert auf, als er sich erinnerte, daß sie höchst wahrscheinlich jetzt nicht zu Hause sei. Sie würde noch in der Synagoge der „Liebe und Gnade" sein, wo sie hinter dem barmherzigen Vorhange, der das Frauengemach verschloß, vielleicht nichts von dem Vorgefallenen erfahren hatte. Er wandte sich seinem Gefährten zu, dessen weiße Stirn düster zusammengezogen, und dessen hübsches Gesicht durch ein häßliches Grinsen entstellt wurde. Das Haar des Buckligen hob sich wie Feuer von dem düsteren Hintergrunde ab; seine Augen sprühten Blitze.

„Meine Frau ist wahrscheinlich noch in der Synagoge," sagte Mosche. „Sie hat den Schlüssel mit, und so können wir nicht hineinkommen."

„Schlüssel oder nicht, das ist gleichgültig," zischte der Bucklige ihn an. „Aber du mußt zuerst dies Ding von der Tür reißen."

Mosches Auge folgte erstaunt der Richtung, nach der der lange, weiße Zeigefinger seines Begleiters deutete, und

haftete dann auf dem Mezuzah[1], das unter dem Namen Jehovahs an der Tür befestigt war.

„Ich soll das herunterreißen?“ frug Mosche.

„Reiß es herunter!“ antwortete der Bucklige. „Ich werde nie ein Heim betreten, an dessen Tür solche abergläubische Spielereien geduldet werden.“

Mosche zögerte; der Gedanke daran, was seine Frau zu solchem Frevel sagen würde, lähmte seine Hand; die neuen freigeistigen Ideen und sein Wagemut schienen dahinzuschmelzen. Aber der spottende Blick der grausamen Augen seines neuen Freundes ruhte durchbohrend auf ihm. Er legte die Hand an das Mezuzah. Dann aber wirkte die ununterbrochene Gewohnheit langer Jahre mit zwingender Gewalt auf ihn; er zog die Hand zurück und küßte ehrfurchtsvoll den Finger, der auf dem heiligen Namen geruht hatte. Der plötzliche Wunsch, den Buckligen zu packen und die Treppe hinunterzuwerfen, stieg in ihm auf. Aber als sich über dessen Lippen ein zorniges Zischen drängte, raffte er sich mit plötzlichem Entschlusse auf und versuchte das ziemlich fest angebrachte Mezuzah herunterzureißen. Er hatte es halb von dem Holzwerke abgelöst, als plötzlich hinter der Tür die von einer weichen, hellen Frauenstimme gesprochenen Worte ertönten:

„Wohl dem, der nicht wandelt im Rat der Gottlosen, noch tritt auf den Weg der Sünder, noch sitzet, da die Spötter sitzen.“

Es war Rebekka Grinvitz, die das Buch der Psalmen las, wie sie das an jedem Sabbathnachmittage zu tun pflegte.

Mosche Grinvitz zitterte heftig; er hielt inne, kämpfte

---

[1] Mezuzah, so nennt man die kleine Hülse, die eine Rolle mit hebräischen Versen enthält und die über der Türschwelle angebracht wird.

noch eine Weile mit sich selbst, küßte dann wieder seinen Finger und wandte sich mutig um, entschlossen, dem Zorn seines Begleiters standzuhalten, als er entdeckte, daß dieser geräuschlos die Treppe hinabglitt. Ein Seufzer der Erleichterung glitt über Mosches Lippen.

„Rivkoly, Rivkoly!" rief er, an die Tür klopfend. Im nächsten Augenblicke fühlte er sich zärtlich von den Armen seiner Frau umschlungen.

„Wer hat dir gesagt, daß ich es gewesen bin?" sagte Rebekka nach ein paar für beide glücklichen Augenblicken. „Ich hatte sie doch gebeten, dich nicht zu beunruhigen, um dir die Freude an der Predigt nicht zu verderben, weil ich wußte, daß du gleich die Synagoge verlassen würdest, wenn du erführest, daß ich ohnmächtig geworden bin."

„Mir hat niemand gesagt, daß du ohnmächtig geworden bist," rief Mosche, seine eigene Bedrängnis vergessend.

„Ach! Und du hast es dennoch erraten," sagte Rebekka, und ein glückliches, kleines Lächeln verklärte ihr Gesicht und machte die Grübchen in ihren blassen Wangen sichtbar. Dann aber umwölkte sich ihre Stirn. „Es ist der Satan Mekatrig, der uns beide aus der Synagoge gelockt hat," sagte sie. „Selbst jetzt, wo ich eben angefangen habe, zu Hause die Tehillim (Psalmen) zu lesen, unterbricht er mich, indem er mir meinen lieben Mann schickt."

Mosche küßte sein junges Weib zärtlich. „Und wie kam es, daß meine Rivkoly ohnmächtig wurde?" fragte er, froh, daß das kleine Mißverständnis ihn einer Erklärung enthob. „Man hätte das Fenster an der Rückseite des Frauengemaches offenhalten sollen."

Rebekka schauderte. „Um Gottes willen!" rief sie. „Es war nicht die Hitze — es war — das" —, sie blickte starr vor sich hin, als ob sie eine ihrem Manne unsichtbare Vision erblicke.

„Was?" rief Mosche, der sich eines Schauders nicht erwehren konnte.

„Er würde hineingekommen sein."

„Wen meinst du, wer hätte hineinkommen sollen?"

„Satan Mekatrig," antwortete die junge Frau; er war draußen, und er starrte mich an, als ob ich es sei, die ihn verhinderte, hereinzukommen.

Eine peinliche Stille erfolgte. Mosches Herz schlug heftig. Dann lachte er mit gemachter Fröhlichkeit. „Die Hitze war zu groß, sie hat dich eingeschläfert," sagte er. „Und da hast du einen bösen Traum gehabt."

„Nein, nein," protestierte seine Frau ernsthaft. „Es ist so wahr, wie ich hier vor dir stehe. Ich blickte in mein Chumesch (Pentateuch oder Gebetbuch) und folgte aufmerksam der Vorlesung der Thora, als ich plötzlich ein Gefühl hatte, als ob jemand mich zwänge, die Augen von meinem Buche zu heben, den Kopf zu wenden und durch das gerade hinter mir befindliche Fenster zu blicken. Ich dachte darüber nach, was für ein Teufel meine Gedanken von dem Gottesdienste abzuleiten trachtete. Lange widerstand ich; aber als die Vorlesung vorüber war, konnte ich der Versuchung nicht mehr widerstehen, ich wandte mich um und sah ihn."

„Und wie sah er aus?" frug Mosche in heiserem Flüsterton.

„Frage mich nicht," sagte Rebekka, abermals erschaudernd. „Es war ein kleiner, buckliger Dämon mit rotem Haar, einer Pelzkappe, einer weißen Stirn, schrecklichen Augen und Hahnenfüßen."

Wieder lachte Mosche, aber es war ein gezwungenes Lachen. „Kleine Närrin," sagte er, „den Mann kenne ich. Er ist ein armer Zigarrenarbeiter, ein geborener Jude, der aber über die Jüddischkeit lacht, weil er keine Frau wie die meine hat, die ihm unsre Religion im himmlischen Lichte

zeigt. Aber, sage, hast du ihn denn nicht nachher in der Synagoge gesehen? Aber nein, du warst schon fort, als er hereinkam!"

„Was ich gesehen, war kein Mensch," antwortete Rebekka, ihn ernst anblickend. „Beim Anblick eines irdischen Wesens würde mein Herz nicht vor Schrecken still gestanden sein. Es war der Satan Mekatrig selbst, der, wie es ihm gefällt, auf der Erde erscheint und darauf umherwandelt. Ich muß wirklich an diesem Sabbath schlechte, sündhafte Gedanken gehabt haben; vielleicht war es unrecht, daß ich an mein neues Kleid dachte, und deshalb hat mein Sabbathengel mich verlassen. So nur konnte es geschehen, daß der Versucher Gewalt über mich bekam." Die arme gequälte Frau brach in Tränen aus.

„Meine Rivkoly sollte böse Gedanken hegen?" sagte Mosche ungläubig, und streichelte ihre Wange. „Ist es nicht dem Herrn wohlgefällig, wenn meine Rivkoly dem Sabbath zu Ehren ein neues Gewand anlegt? Aber warum hast du dein neues Kleid nicht an?"

„Ich habe es ausgezogen, um ein altes anzuziehen," schluchzte sie. „Ich möchte dem Dämon nicht noch einmal begegnen."

„Aber wenn ich dir sage, daß es in Wirklichkeit gar keinen Satan Mekatrig gibt," sagte Mosche gereizt. „Damit sind nur unsre eigenen, innersten Gedanken gemeint, durch die wir versucht werden, den Vorschriften des Gesetzes untreu zu werden."

„Mosche!" rief Rebekka erschrocken aus, „habe ich am Ende dennoch einen Ketzer geheiratet? Mein Vater, der Rabbi — Friede seiner Asche — sagte immer, daß du Anlagen zu einem solchen hättest, weil du immer so viele Fragen aufwürfest."

„Nun, ob es einen Teufel gibt oder nicht," erwiderte

ihr Mann, „jedenfalls hast du keinen gesehen. Die Persönlichkeit, die du mir da beschreibst, kenne ich; es ist der Mann, von dem ich dir gesprochen habe.“

„Und mit solch einem Menschen verkehrst du?“ antwortete sie. „Mit einem Manne, der über die Jüddischkeit lacht? Möge Gott, der Herr — gesegnet sei sein Name — dir vergeben! O, nun weiß ich, warum wir keine Kinder haben; keinen Sohn, der, wenn wir tot sind, den Kaddisch (die Sterbegebete) für uns sprechen wird.“ Und Rebekka weinte bitterlich; sie war kinderlos.

Dieser Kummer, der sie beide gleich schwer bedrückte, machte sie die gegeneinander aufsteigende Gereiztheit vergessen; beide gedachten des Todes, sie sahen sich steif und kalt in ihre Leichentücher gehüllt, ohne daß die Stimme eines Sohnes den Kaddisch für sie sprach. O, wenn ihre Seelen im Fegefeuer verdammt würden zu schmachten, ohne daß ein Sohn zu Jehovah betete, um sie daraus zu erlösen! Sie saßen bald Hand in Hand, um miteinander die Psalmen zu lesen.

Nun kam tiefer Friede über Mosche Grinvitz. So muß der unsterbliche Allegorist John Bunyan gefühlt haben, nachdem seine tolle Sehnsucht, von der Kanzel herab Gotteslästerungen zu schleudern, gestillt war, als später seine Seele sich wieder eins mit dem Geiste Gottes fühlte. So fühlen alle Menschen, die mit dem bösen Geiste gerungen haben und Herr darüber geworden sind.

Sie boten einen seltsamen Kontrast, dieser große hagere, etwas gebeugte, schwarzbärtige Mann und die kleine rundliche, hübsche, fast schön zu nennende Frau, mit den hellen, klaren Augen, der unkleidsamen schwarzen Perücke und dem gestreiften Kattunanzuge. Sie saßen friedlich miteinander und lasen in einförmigem, ernstem Tone einen Psalm nach dem andern, fast ohne zu bemerken, daß allmählich der Tag

entschwand und die Dämmerung in die Dachstube zog, die ihr Heim bedeutete. Die Umrisse des eisernen Bettes, der hölzernen Stühle und der goldgerahmten Mizrach verschwammen allmählich in der einbrechenden Dunkelheit. Sie waren endlich mit den Psalmen fertig geworden, und immer noch saßen sie Hand in Hand dicht beieinander und besprachen ihre Pläne für die kommende Woche. Keiner von ihnen aber sprach davon, zum Abendgottesdienst in die Synagoge der „Liebe und Gnade" gehen zu wollen. Als ein silberner Mondstrahl sich durch das Fenster stahl und Rebekka Grinvitz, zum jetzt wolkenlosen Firmament aufblickend, drei Sterne entdeckte, wandte das fromme Paar sich gen Osten und sang die Hymnen, mit denen der Abschied des Sabbaths gefeiert wird.

Als das Abendgebet vorüber, holte Rebekka die Flasche mit Rosinenwein und den metallenen Weinbecher, das grüne, geflochtene Wachslicht und die Gewürzdose, um die schöne symbolische Zeremonie des Hafdalah zu vollziehen, mit der die Wochentage begrüßt werden, diese sechs langen Arbeitstage, die nach dem Willen des Schöpfers aller Dinge dem Sabbath folgen, wie der Schatten dem Lichte, wie das Böse dem Guten in unabwendbarer, von seiner Weisheit geordneter Reihenfolge.

Mosche füllte den Becher mit Rosinenwein, hielt ihn mit der rechten Hand hoch und sang ein kurzes majestätisches hebräisches Lied, dessen Worte so lauteten:

„Höre mich! Gott ist mein Heil! Ihm will ich vertrauen und will mich nicht fürchten. Sei mit uns, du, unser Licht und unsre Freude, unsre Fröhlichkeit und unsre Ehre."

Dann segnete er den Herrscher des Weltalls, der die Reben erschaffen, stellte den Becher auf den Tisch, nahm die Gewürze auf und sprach auch über diese einen Segensspruch. Nachdem er an der Gewürzdose gerochen hatte, reichte er

sie seiner Frau und, die Hände gegen das brennende Wachslicht ausbreitend, sagte er feierlich: „Gelobt seist du, o Herr, unser Gott, König des Weltalls, der du das Licht und das Feuer geschaffen hast." Dann blickte er auf den Schatten seiner Hände, nahm den Weinbecher auf und sang mit wahrer Inbrunst und mit dem erneuten Bewußtsein der Heiligkeit und süßen Ruhe seiner Religion: „Gesegnet seist du, o Herr, unser Gott, König des Weltalls, der du einen Unterschied gemacht hast zwischen dem Heiligen und dem Unheiligen, zwischen dem Lichte und der Dunkelheit."

„Die Nacht müsse ein Dunkel einnehmen und müsse sich nicht unter den Tagen des Jahres freuen, noch in die Zahl der Monate kommen."
Hiob, Kap. 3, V. 6.

Es war am Kol Nidre-Abend, zu Anfang des großen Versöhnungsfasttages. Im ganzen jüdischen Quartier herrschte eine gewisse unterdrückte Aufregung. Die Synagogen hatten sich soeben entleert, und wo Männer und Frauen, die noch unter dem Eindrucke des gemeinschaftlichen, leidenschaftlichen Gebetes standen, sich begegneten, wechselten sie den Wunsch, daß man das Fasten gut überstehen möge. Die Nacht war dunkel und sternenlos; es war, als ob die Natur an der allgemeinen Trauer teilnähme.

Einsam, obgleich mitten in der Menge, ging eine zarte, auffallend bleiche Frau, mit gebeugtem Haupte und tränenüberflutetem Antlitz langsam und müde ihres Weges. Sie weinte nicht etwa aus Erschöpfung oder Überreizung der Nerven; es waren wirkliche, bittere, glühende Tränen, von tiefem Kummer erpreßt. Der lange, ermüdende Gottesdienst, der tief auf das Gemüt zu wirken berechnet war,

würde ein Segen gewesen sein, wenn er sie von ihren traurigen Gedanken abzuziehen vermocht hätte. Aber das konnte er nicht. Die arme Rebekka kannte nur noch einen Gedanken, mit dem sie aufstand und schlafen ging — das war der Gedanke an ihren Mann.

Sie dachte nur an ihn, selbst wenn die Kantoren in ihren langen, weißen Gewändern in leidenschaftlichem Gebete bald ihre Stimme pathetisch erhoben, bald zu einem Flüstern herabsenkten oder in Seufzer und Wehklagen ausbrachen. Sie dachte an ihn, wenn die Andächtigen, von Kopf bis zu Füßen in ihre Gebetschals gehüllt, sich in leidenschaftlichem Gebete hin und her wiegten und die Pforten des Himmels in feurigen Liedern zu stürmen suchten. Sie dachte an ihn, wenn sie mit geballter Faust bei dem Bekenntnis ihrer Sündhaftigkeit ihre Brust zerschlug und den Himmel um Vergebung anflehte. Sie hatte genug Sünden begangen, dessen war sie sich kummervoll bewußt, aber o, was war das gegen *seine* Sünde! O Gott, *seine Sünde*!

Denn mit Mosche war es sehr rasch bergab gegangen. Er weigerte sich, die Synagoge, wo man ihn so schlecht behandelt hatte, wieder zu betreten. Seine Redeweise wurde immer profaner. Er sprach keine Gebete mehr; er trug keinen Gebetriemen. Ihre friedliche Häuslichkeit war in Trümmer geschlagen, das Vertrauen zu ihrem Mann dahin. Aber das arme Weib klammerte sich krampfhaft an die Hoffnung, daß er zu seiner Religion und zu ihr zurückkehren würde. Manchmal glaubte sie, daß sein Geist gestört sei. Allmählich hatte sie erfahren, was sich an jenem Sabbathmorgen, als man sie ohnmächtig aus dem Frauengemache getragen, in der Synagoge ereignet hatte. Sie erinnerte sich, daß sein seltsames Wesen von jenem Sonntagmorgen her datierte, der dem friedlichen Nachmittage folgte, an dem sie die Psalmen miteinander gelesen hatten. Von da an

führte er diese überklugen, gotteslästerlichen Reden, wie sie solche bisher niemals von ihm gehört hatte. Er war voll neuer Ideen über Politik und soziale Einrichtungen und sprach viel davon, wie das Glück und der Wohlstand der arbeitenden Klassen zu heben sei. Er selbst verdiente indessen ein Drittel weniger wie bisher, weil er seine Stellung verlor, und sein bisheriger Arbeitgeber, der Präsident der Gemeinde der „Liebe und der Gnade" war, nichts mehr von ihm wissen wollte. Es war daher kein Wunder, daß die arme junge Frau nur immer mit größter Sorge ihres betörten Mannes gedachte; Mosche Grinvitz war in gewissem Sinne wirklich ihr Satan Mekatrig geworden.

Bis zum heutigen Abend hatte sie immer noch gehofft. Denn wenn das große Fasten kommt, geht immer eine gewisse moralische Erregung durch die Welt der Juden. Männer und Frauen, die sich das ganze Jahr über kein Gewissen daraus gemacht haben, die Gesetze des jüdischen Ritus zu übertreten, erinnern sich plötzlich des Glaubens, in dem sie geboren sind; sie fasten, beten und demütigen sich vor dem Throne der Gnade. Die langgezogenen, tremulierenden Töne der Trompete, die das neue Jahr verkündet, scheinen die Kinder Israels aus ihrem Unglauben zu erwecken und sie dem Glauben ihrer Väter wieder zuzuführen. Heute abend würden gewiß die Glaubenszweifel, die ihren Mann bedrückten, sich zerstreuen; heute würde er ihr zurückgeschenkt werden. Er würde seinen Irrglauben bereuen, der Herr würde ihm vergeben, und seine Seele würde von den Qualen der ewigen Verdammnis gerettet werden. Aber auch diese letzte Hoffnung sollte sich nicht erfüllen. Vollständig unbewegt durch all die Feierlichkeiten der Tage des Gerichtes, die das neue Jahr einleiten, zeigte der elende Mensch kein Zeichen von Gewissensbissen, als das Versöhnungsfest herannahte — dieser letzte Gnadentag, der dem

Sünder offen steht, und nach welchem der göttliche Urteilsspruch unwiderruflich besiegelt wird. Das unglückliche Weib hatte allein zur Synagoge gehen müssen.

Zu Hause angekommen, stieg sie die düstere Treppe hinauf und drückte auf die Klinke ihrer Zimmertür. Nachdem sie eingetreten, stieß sie einen Schrei aus. Sie sah nichts als einen riesigen Schatten, der in grotesker Weise über die abgedachte Wand huschte. Es mußte doch wohl ihr eigener Schatten sein, denn außer ihr war niemand in dem Zimmer. Wo war ihr Mann? Wohin war er gegangen? Warum hatte er unvorsichtigerweise die Tür nicht verschlossen?

Sie blickte auf den Tisch, der mit einem weißen Tafeltuche bedeckt war; die große, wächserne Jom Kippur-Kerze, die an dem Vorabend der großen Festtage angesteckt wird und die bis in den folgenden Tag dauern soll, war tief herabgebrannt, und die Flamme flackerte unruhig unter der Einwirkung des durch ein sorglos offenstehendes Fenster hereinkommenden Windes. Rebekka zitterte von Kopf bis zu Füßen; die Vorahnung nahenden Unheils erfüllte ihre Seele. Jahrelang war die Kerze langsam und vorschriftsmäßig heruntergebrannt, und jahrelang war ihr Leben gleichmäßig und ungestört verflossen! Ach! es bedurfte kaum des bösen Omen der Jom Kippur-Kerze, um ihr Leid zu verkünden.

„Möge der liebe Gott sich meiner erbarmen!“ rief sie, von neuem in Tränen ausbrechend. Sie hatte kaum diese Worte ausgesprochen, als plötzlich eine große, schwarze Katze mit schrecklich leuchtenden Augen unter dem Tische hervor und auf die Fensterbank sprang, von wo aus sie mit melancholischem Schrei in der Dunkelheit verschwand. Außer sich vor Schrecken, schleppte die arme Frau sich an das Fenster, um es krachend zuzuwerfen; aber ehe ihr das

gelang, flatterte ein kleiner, weißer Streifen durch die Fensteröffnung auf die Straße herab. Gleichzeitig vernahm Rebekka ein heiseres, höhnisches Gelächter.

„Gut geworfen, Reb Mosche!“ sagte eine grelle Stimme. „Nun, da du endlich deine alberne Verehrung vor einem Stück Pergament überwunden hast, will ich dein Haus mit meiner Gegenwart beehren.“

Rebekka fühlte sich versucht, aufzulachen und Herrin ihrer Furcht zu werden; indessen murmelte sie nur ein paar fromme Sprüche. Als sie sich dann umwandte, erblickte sie ihren Mann, der soeben mit einem Gaste das Zimmer betreten hatte. Ihre bange Ahnung hatte sie nicht getäuscht — der Begleiter ihres Mannes war der Bucklige, den sie an jenem fatalen Sabbath gesehen hatte. Diesmal wurde sie nicht ohnmächtig.

„Du wählst eine etwas seltsame Stunde und Gelegenheit, mir einen Gast zu bringen, Mosche,“ sagte sie streng und ihr Gesicht wurde noch bleicher, der Ausdruck ihrer Züge noch ernster, als sie den Alkoholdunst bemerkte, den die beiden Männer ausatmeten.

„Deine gute Frau ist nicht überhöflich!“ sagte der Gast. „Aber es ist Jom Kippur-Abend, und ich glaube, sie fühlt sich verpflichtet, wahrheitsgetreu zu sagen, was sie denkt.“

„Ich habe diesen Herrn hergebracht, Rivkoly, um dich davon zu überzeugen, wie närrisch es von dir war, zu behaupten, daß er — aber ich darf nicht unhöflich sein,“ unterbrach er sich mit rohem Lachen. „Ich fühle mich nicht dazu berufen, die Wahrheit zu sagen, weil Jom Kippur ist. Wir haben unten im Klub den Tag in besserer und fidelerer Weise gefeiert! Unser guter Freund hier hat sogar eine Flasche Champagner spendiert! Champagner, Rivkoly! Denke mal! Wirklichen richtigen Champagner, wie er auf

dem Tische des Lord Mayors schäumt und perlt! O, er ist ein fideler, guter Junge, das haben wir alle gesungen und gesagt. Und du wolltest sogar behaupten, daß er überhaupt kein Mensch sei."

Ein widriger, trunkener Ausdruck entstellte sein mageres Gesicht, das bei dem Scheine der flackernden, verlöschenden Kerze ganz geisterhaft aussah.

„Roschah, Sünder," donnerte die empörte Frau ihn an; als sie dann aber in die grausamen Augen des Buckligen blickte, erfaßte sie eine furchtbare Erregung: „Fort von hier, Satan Mekatrig!" kreischte sie. „Verlasse dieses Haus, — mach dich hier fort. In Gottes Namen, entweiche — zur Hölle mit dir!"

Selbst der Bucklige zitterte vor dem leidenschaftlichen Zornausbruch der schwachen Frau; aber er ergriff des Freundes heiße Hand mit seinen langen, nervösen Fingern und schien Mut aus dieser Berührung zu schöpfen.

„Wenn ich gehe, nehme ich deinen Mann mit mir," zischte er sie mit wutfunkelnden Augen an. „Er wird mich nicht mehr verlassen. Nun schicke mich fort, wenn du noch willst."

„Ja, ja; du darfst meinen Freund nicht in so unhöflicher Weise fortschicken", stotterte Mosche Grinvitz. „Komm, heiße ihn willkommen, wie es Pflicht einer guten Frau ist; du bist mir ja bisher doch immer eine solche gewesen."

Rebekka stieß einen schrecklichen Schrei aus. Sich am Boden niederkauernd, wiegte sie sich unruhig hin und her.

Der Betrunkene schien gerührt zu sein. „Steh auf, Rivkoly," sagte er mit zitternder Stimme. „Wer dich sieht, müßte glauben, daß du über meiner Leiche trauerst und Schiwah sitzest." Er streckte ihr die Hand entgegen, um ihr beim Aufstehen behilflich zu sein.

„Zurück!“ kreischte sie, sich von ihm losmachend. „Berühre mich nicht! Ich bin nicht mehr deine Frau.“

„Hast du das vernommen, Mann?“ sagte der Bucklige eifrig. „Du bist frei. Sie hat dich freigegeben. Ich kann es bezeugen. Denke daran; du bist frei.“

„Ja, ich bin frei!“ wiederholte Mosche mit grimmiger Freude. Sein gigantischer Schatten, der sich über ihn beugte, und der von der verlöschenden Flamme der Jom Kippur-Kerze hin und her geworfen wurde, schien einen wilden Triumphtanz auszuführen; seine langen Seitenlocken sahen aus wie der barbarische Schmuck in den Ohren eines Wilden, und der formlose, phantastische Schatten des Buckligen schien mit dem Kopfe Beifall zu nicken. Als dann die Flamme noch einmal aufflackerte, verschmolzen die Schatten der Frau und des Buckligen geisterhaft ineinander. Eiskalt und kaum zu atmen wagend, wandte sich die gequälte Frau ab, und als ihr Auge dann zufällig auf den vielmal zersprungenen Spiegel fiel, der über dem Kamine hing, sah sie oder glaubte sie mit ihren überreizten Nerven darin das Antlitz ihres Mannes zu erblicken. Aber er war tot — und statt des Gebetriemens, dessen er sich entäußert hatte, ringelte sich eine Schlange um sein Haupt, das von hohnlachenden Fratzen umgeben war, die statt des Haares von feurigen Nattern umzingelt waren, und deren Augen wie glühende Kohlen leuchteten.

Sie fühlte, wie ihre Kräfte sie verließen, aber sie kämpfte tapfer gegen den Dunst, der vor ihr aufzusteigen schien, und sie zu ersticken drohte. „Mosche!“ schrie sie, unwillkürlich seine Hilfe in Anspruch nehmend, als sie sich am Kamin festklammerte und die Augen schloß, um der furchtbaren Vision zu entgehen.

„Ich bin dein Mann nicht mehr!“ sagte Mosche Grinvitz spöttisch. „Ich darf dich nicht mehr berühren.“

„Hörst du das, Frau?“ sagte mit teuflischem Hohne der Bucklige. „Du bist frei. Ich bin hier als Zeuge.“

„Ich bin hier als Zeuge!“ schienen tausend spöttische Stimmen zu wiederholen.

Eine schreckliche Stille folgte. Endlich wandte sie ihr farbloses, leiderfülltes Antlitz, das im Gegensatz zu der kohlschwarzen Perücke, die sie trug, noch bleicher und totenähnlicher aussah, dem Manne zu, der ihr Gatte gewesen, und blickte lange, sehnend, jedoch vorwurfsvoll in seine blutunterlaufenen Augen.

Und unter diesem Blicke erzitterte der Mann vom Kopf bis zu den Füßen.

„Sieh' mich nicht so an, Rivkoly!“ schrie er beinahe. „Ich will das nicht haben. Ich will dich nicht sehen. Verflucht sei diese Kerze! Warum flackert sie immer noch, warum ist sie nicht längst erloschen und entzieht dich meinem Anblick.“ Er stieß heftig an die hartnäckige Kerze, aber diese flackerte noch heller auf wie vorher.

„Mosche!“ rief Rebekka in wilder Verzweiflung. „Vergißt du, daß heute Kol Nidre-Abend ist? Wie kannst du es wagen, ein Licht zu verlöschen? Außerdem ist es die Jom Kippur-Kerze — die uns Leben und Glück für das neue Jahr bringt! Wenn du sie verlöschest, so schwöre ich dir bei meiner Seele und bei dem heiligen Namen, daß du mich niemals wiedersehen wirst.“

„Es ist ja gerade, weil ich dein Antlitz niemals wiederzusehen wünsche, daß ich die Kerze verlöschen will,“ sagte er mit betrunkenem, hysterischem Lachen.

„Nein, nein!“ bat sie. „Ich will lieber fortgehen. Sie verlöscht in wenig Augenblicken von selbst; berühre sie nicht.“

„Doch! Sie gebraucht zuviel Zeit zum Verlöschen. Sie ist wie dein Vater, der Rabbi, der die Leichenwächter so

lange in Anspruch genommen hat, daß einer davon darüber selbst gestorben ist," sagte Mosche Grinvitz mit schrecklichem Lachen. „Ich werde sie verlöschen." Sich über den breiten Sockel des Leuchters beugend, so daß der Schatten seines Kopfes riesengroß über die Decke des Zimmers huschte, blies er die heilige Flamme aus.

Sofort lagerte tiefes Dunkel über dem Zimmer. Es war der entsetzten Frau, als ertöne von allen Seiten das Echo des höhnischen Gelächters der beiden Männer. Myriaden schrecklicher Gesichter schienen sich aus dem Dunkel an sie heranzudrängen. Am Fenster saß die schwarze Katze, und ihre grünen Augen leuchteten wie Phosphor. Ein unnennbares Etwas, ein namenloses, unheiliges Wesen schien auf düsteren Schwingen in das Zimmer zu dringen und das Dunkel zu erfüllen.

Das unglückselige Weib versuchte vergebens, einen Angstschrei auszustoßen; in wahnsinniger Aufregung stürzte sie aus der Tür und floh in wilder Flucht die Treppe hinab, verfolgt von dem teuflischen Gelächter der beiden Männer. Es gelang ihr, durch die immer offenstehende Haustür die Straße zu erreichen. Wie ein gehetztes Wild durchjagte sie die öden, stillen Straßen, wo nur noch in Wirtshäusern Licht und Leben zu finden war, bis sie endlich tief erschöpft vor der Schwelle der Synagoge der „Liebe und der Gnade" zusammenbrach.

„Ganz Israel wird teilhaben an dem kommenden Reiche." Ethik der Väter.

Der alte Hüter der Synagoge wurde von dem Geräusche aufgeschreckt und eilte herbei.

„Rette mich! Um Gottes willen, rette mich, Reb Jizchok!" rief die zusammengebrochene Frau. „Rette mich

vor dem Satan Mekatrig! Ich habe kein Heim, keinen Mann mehr — nichts — nichts — ich habe alles verloren! Laß mich herein."

„Dich hereinlassen?" sagte Reb Jizchok mitleidig, denn er erriet etwas von dem, was vorgefallen war. „Ja, aber wohin soll ich dich bringen? Du weißt doch, daß man mir und meiner Frau hier nur ein ganz kleines Zimmerchen eingeräumt hat."

„Laß mich herein!" drängte die Frau. „Ich kann die Nacht in der Synagoge verbringen. Ich muß für meines Mannes Seelenheil beten, da er keinen Sohn hat, der für ihn beten könnte. Laß mich herein! Rette mich vor dem Satan Mekatrig."

„Du würdest allerdings, wenn du nachts die Straße durchwandertest, darin noch manchen Satan Mekatrig finden," sagte der alte Mann nachdenklich. „Aber hast du keine Freunde, zu denen du gehen könntest?"

„Nein, nein, Gott ist mein einziger Freund! Laß mich herein, damit ich ihn um Hilfe anflehen kann. Gib mir Obdach, und er wird Gnade an dir üben, wenn morgen abend das Schofar ertönt."

Ohne noch ein Wort zu sagen, ging Reb Jizchok in sein Zimmer, kehrte mit dem Schlüssel zurück und öffnete die Tür des für die Frauen reservierten Raumes in der Synagoge, das von einer Menge dicker und dünner Kerzen erhellt war, die man auf den Leuchtern hatte brennen lassen. Der Vorhang, der den Raum von dem großen Saale abtrennte, war von den zärtlichen Ehemännern, die nach dem Gottesdienste ihre Frauen abgeholt hatten, zurückgezogen worden, und die Synagoge sah daher ungewöhnlich groß und schön aus, obwohl es heiß und dunstig genug war, da die Luft verbraucht und mit allerlei Gerüchen erfüllt

war. Es roch nach Talg, Schnupftabak, Menschen und Riechsalz.

Mit einem Seufzer unendlicher Dankbarkeit fiel Rebekka auf einer der hölzernen Bänke nieder.

„Möchtest du vielleicht eine Decke haben," frug der alte Mann sie freundlich.

„Nein, nein, Gott segne dich!" antwortete sie. „Ich muß wachen und weinen, nicht schlafen. Denn der Urteilsspruch ist geschrieben, und das Buch des Lebens wird geschlossen werden."

Mit mitleidigem Seufzer wandte der Alte sich von ihr ab und ließ sie für die Nacht allein in der Synagoge der „Liebe und Gnade".

Ein paar Augenblicke saß Rebekka still und ohne zu beten da. Ein seltsames Gefühl des Friedens stahl sich in ihr Herz. Dann überraschte sie sich dabei, wie sie mechanisch die Schläge der Uhr wiederholte, die von dem nahen Glockenturm niedertönten. Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht, neun, zehn, elf, zwölf!

. . . .

Als der letzte Ton durch die Luft schwirrte, schreckte Rebekka plötzlich auf und sah zu ihrem Erstaunen, daß sich doch ein wohltuender Schlaf ihrer erbarmt haben mußte, und daß der große Tag des Versöhnungsfestes herangebrochen war. Beide Teile der Synagoge waren von einer andächtig ihre Gebete murmelnden Menge erfüllt. Mit einer unwillkürlichen Bewegung wandte sie das Haupt, um mit in das „Machzor" ihrer Nachbarin hineinzusehen. Die Frau schob ihr sofort das Gebetbuch näher, und ein wunderbar süßes, zärtliches Lächeln verklärte ihr Gesicht, das Rebekka plötzlich ganz bekannt vorkam, obwohl sie sich nicht klar erinnern konnte, wo sie ihre Nachbarin schon gesehen hatte. Während sie schüchtern um sich blickte, kam ihr die ganze

Versammlung plötzlich höchst wundersam vor, obwohl sie nicht sagen konnte, warum und weshalb. Die männlichen Andächtigen waren, wie sie erst jetzt bemerkte, sämtlich in wie Leichentücher aussehende Gewänder gehüllt, wie sie sonst nur die Prediger oder einige besonders fromme Leute bei hoch feierlichen Gelegenheiten zu tragen pflegen. Sah aber überhaupt die ganze Synagoge nicht plötzlich ganz verändert und anders wie sonst aus? War es nur, weil ihre verweinten Augen nicht recht zu sehen vermochten, oder dehnten und streckten sich die ihr so wohl bekannten Räume wirklich plötzlich nach allen Seiten, so daß in der Ferne weithin die Wände nebelhaft verschwommen?

Aber ihr Staunen dauerte nur einen Augenblick; sie gewöhnte sich sehr bald an den Anblick. Ihr erschien all das Seltsame so bekannt, als ob es eben so sein müsse. Sie nahm teil an dem Gottesdienste, ohne sich durch traurige Gedanken an ihren Mann ableiten zu lassen; es war, als würde ihre ganze Seele von einem heiligen Gottesfrieden erfüllt. Dann war es plötzlich, als gehe ein warmer Strom von Liebe von ihrer Nachbarin aus, der ihr Herz mit dankbarer Freude erfüllte. Als sie ihr ins Antlitz schaute, erkannte sie plötzlich, daß es das Gesicht ihrer Mutter war.

Der Gottesdienst wurde fortgesetzt, und Mutter und Tochter folgten ihm in dem Gebetbuch, das sie gemeinschaftlich benutzten. Nach ein paar Stunden, die abwechselnd mit Gebeten, dem Gesange der Liturgie und der poetischen Lieder ausgefüllt wurden, die der Kantor mit schöner Stimme intonierte, wurde endlich der weiße Vorhang mit seinen kabbalistischen Zeichen von der Bundeslade gezogen und zwei Gesetzesrollen daraus hervorgenommen. Rebekka bemerkte mit Freude, daß die Bundeslade mit großen und kleinen, mit reichen Umhüllungen versehenen Gesetzesrollen gefüllt war, daß die Rollen, die man herausgenommen, besonders

prächtig und mit einem reich gestickten, seidenen Umhang versehen waren, der mit helltönenden Glöckchen aus reinem Golde geziert war.

Dann wurden einige der Gemeindeglieder an den „Al Memor" gerufen, um der Vorlesung der Gesetzesrolle beizuwohnen. Rebekka kannte sie alle. Zuerst kam Moses Ben Amram. Mit demütig gesenktem Haupte und von Kopf bis zu Füßen von dem „Tallis" umhüllt, trat er an den „Al Memor" heran. Rebekka konnte sein Antlitz deutlich erkennen, denn obgleich es von einem dichten Schleier verhüllt war, leuchtete es doch mit übernatürlichem Scheine durch das zarte Gewebe hindurch.

„Lobet den Herrn, gesegnet sei er!" sagte Moses Ben Amram, und obgleich er etwas stotterte, ertönten die Worte lieblich von seinen Lippen.

„Gelobet sei der Herr, gelobt von Ewigkeit zu Ewigkeit," wiederholte die Versammlung in leisem Murmeltone, der langsam durch die weiten Räume zu schweben und sich in das Unermeßliche zu verlieren schien. „Gelobet sei der Herr, gelobt von Ewigkeit zu Ewigkeit," wiederholte die melodische Stimme. Und mit begeistertem, jubelndem Ton, der den ganzen Raum mit heiliger Freude zu erfüllen schien, fuhr Moses fort: „Gelobet seist du, o Herr, unser Gott, König des Weltalls, der du uns vor allen Völkern auserwählt und uns deine Gesetze gegeben hast. Gesegnet seist du, o Herr, der du uns die Thora gegeben hast."

Nach ihm kam Aron Ben Amram, dessen weißer Bart bis zu seinen Knien niederwallte. Abraham Ben Terah, Isaak Ben Abraham und Jakob Ben Isaak folgten, — alles ehrwürdige Gestalten, die, wie Rebekka es tief in ihrem Herzen fühlte, tiefes Mitleid und Liebe für ein so armes verlorenes Geschöpf empfanden, wie sie es war. Nach den Patriarchen wurde Elias der Prophet vor die

Bundeslade gerufen. Ganz zuletzt kam noch eine weißhaarige, gebeugte Gestalt, in der Rebekka sofort ihren Vater erkannte. O, wie sie es beglückte, ihn so geehrt zu sehen. Als sie dem Klang seiner ihr so wohlbekannten Stimme horchte, war es ihr, als versinke die Vergangenheit hinter ihr, und als sei sie plötzlich wieder ein Kind mit all den kleinen Schmerzen und Freuden.

Als die Vorlesung des Gesetzes zu Ende war, hielt David Ben Jesse, ein königlich aussehender Greis mit langem, grauem Barte, die Rolle hoch nach allen vier Ecken hin und sein Sohn Salomon, der Prediger, rollte sie sorgfältig auf. Dann wurde sie dem Rabbi Akiba übergeben, damit er sie zur Bundeslade zurücktrage. Er hatte ein edles und begeistert aussehendes Gesicht, dem man ansah, daß er viel gelitten hatte. Dann erhob sich die ganze Versammlung, um mit jubelnder Stimme eine Freudenhymne zu singen, die die ganze Welt mit Musik zu erfüllen schien. Rebekka war die einzige, die nicht mitsang. Jetzt erst bemerkte sie plötzlich, daß Mosche, ihr Mann, nicht in der Versammlung sei. Warum fehlte er, da doch alle, die sie je geliebt, gegenwärtig waren, so daß sie sich nur von bekannten und teuren Gesichtern umgeben fühlte? Warum war nicht auch er in dieser großen Versammlung? Die heilige Pflicht, die Gesetzesrolle zur Bundeslade zu tragen, war doch ihm vertraut, warum erfüllte er sie nicht? Sie fühlte, daß Tränen über ihre Wangen tropften. Eine plötzliche Müdigkeit übermannte sie; ihr war, als müsse sie zu Boden sinken. „Mutter, liebe Mutter!“ rief sie. „Ich fühle, daß ich ohnmächtig werde.“

„Du mußt Luft haben, mein Kind, meine Rivkoly,“ sagte die Mutter. Mit unendlichem Glücksgefühl vernahm sie zum ersten Male den Klang der nie vergessenen zärtlichen Stimme ihrer Mutter. Diese hob die Hand empor, und siehe, sie wurde größer und größer, bis sie das Oberlichtfenster

des Betsaales erreichte und es öffnete. Dann verschwand plötzlich das ganze Dach; die frische, köstliche Himmelsluft strömte herein, umfächelte Rebekkas heiße Stirn und kühlte ihre fieberheißen Wangen. Indessen bemerkte sie mit Staunen, daß die Kerzen von dem frischen Hauche nicht bewegt wurden, sondern ruhig weiter brannten. Und dann plötzlich öffnete sich der sternenlose Himmel über ihr in unbeschreiblicher Herrlichkeit. Das Dunkel der Nacht verschwand. Ein übernatürlich herrliches, leuchtendes Licht erfüllte das ganze Firmament, in dem weißbeschwingte Cherubim auf und nieder schwebten. „Heilig, heilig, heilig ist der Herr Zebaoth, und die Erde ist seines Ruhmes voll" sangen sie und die ganze Versammlung kniete nieder. Moses Ben Amram aber stand auf, streckte die Arme der Pracht entgegen und rief: „Herr, Herr, unser Gott, du bist barmherzig und gnädig, langmütig und voller Güte und Geduld. Siehe, du richtest vor der Dämmerung. O, nimm dein Volk gnädig an in dem Buche des Lebens; ich flehe darum, selbst wenn du mich verwerfen solltest. Vergib ihm, verzeihe ihm die Übertretungen des Gesetzes um der Verdienste der Patriarchen und der Märtyrer willen, die ihr Blut wie Wasser vergossen haben und ihren Leib zu Ehren deines heiligen Namens dem Flammentod geweiht haben. Vergib ihm und lösche seine Übertretungen aus."

Und die ganze Versammlung sagte: „Amen."

In Rebekkas Brust erwachte ein plötzlicher Hoffnungsstrahl; sie hob ihre Arme gen Himmel und flehte: „Herr, unser Gott! Vergib meinem Manne, denn er ist in der Hand des bösen Feindes. Errette ihn aus des Teufels Klauen kraft deiner großen Güte und Macht. Rette ihn, o Herr, und verzeihe ihm in deiner unermeßlichen Gnade." Dann schien es, als verstumme alles; eine erwartungsvolle Stille lagerte über der Versammlung, die Cherubim selbst

verstummten, bis plötzlich wie die süßeste Musik ein erlösendes Wort ertönte; ein göttliches Wort, das Engel- und Menschenzungen jubelnd wiederholten, und das die ganze Welt mit Harmonie erfüllte, das Wort „Salachti" (Ihm ist vergeben). Und als dies süße, göttliche Wort Rebekkas entzücktes Ohr erreichte, da wußte sie ganz gewiß, daß sie, die arme, elende Frau des Schneiders, die von den Reichen und den Heiden, unter denen zu leben sie gezwungen war, mit Füßen getreten wurde, ihr Haupt in dem Schoße des Allmächtigen bergen konnte, der himmlische Freude und Seligkeit für sie bereit hielt, der die Tränen aus ihren Augen trocknen würde, und der sie und ihren irregeführten Mann nicht verwerfen, sondern retten würde. — — Reb Jizchok hatte das Fenster des Betsaales geöffnet und der frischen Morgenluft Einlaß verschafft. Der kühle Hauch umwehte die fieberheiße Stirn Rebekkas und — — sie erwachte.



„Denn er errettet mich vom Strick des Jägers
und von der schädlichen Pestilenz."
Psalm 91, Vers 3.

Ein Leichentuch von frisch gefallenem Schnee umhüllte die Erde, auf die ein bleifarbener, trüber, von Nebel umhangener Himmel verdrossen herabblickte. In einer kahlen Dachstube, in der sich kaum die notwendigsten Möbel befanden, und die von keinem freundlichen Feuer erwärmt war, lag Mosche auf einem dürftigen Lager. Er war furchtbar verändert und sah elend und abgemagert aus. Sein Bart war ungepflegt, seine Backenknochen standen aus dem mageren Antlitz hervor, die Augen sahen unnatürlich groß aus und hatten einen fieberhaften Glanz, die Seitenlocken waren verwirrt und ungekämmt. Er schien so matt und kraftlos zu sein, daß ein kleines Kind ihn hätte um-

werfen können; aber wenn er hustete, bewegte sich der ganze, zum Skelett abgemagerte Körper krampfhaft hin und her.

„Wird er denn überhaupt nicht wiederkommen?“ murmelte er aufgeregt vor sich hin.

„Fürchte das nicht! Soviel dies in meiner Macht steht, werde ich immer bei dir sein,“ antwortete die Stimme des Buckligen, der in diesem Augenblick in die Kammer kam. „Aber ach! Ich kann dir nur wenig Trost bringen. Vergebens habe ich die Runde bei allen mir bekannten Pfandleihern gemacht; sie alle wollten nichts auf meine Weste vorstrecken, so daß ich schließlich gezwungen war, sie für ein paar Groschen zu verkaufen. Sieh, ich habe etwas Milch für dich mitgebracht. Sie ist warm.“

Mosche versuchte vergebens, den Krug zu ergreifen; er fiel hilflos auf sein Kissen zurück. Das Antlitz seines Gefährten nahm einen ängstlichen Ausdruck an. „Sollte ich mich verrechnet haben?“ murmelte er. Dann schlang er den Arm um die Schulter des Kranken, hob ihn etwas auf und stützte ihn, während er ihm mit der anderen Hand den Krug an die Lippen hielt. Mosche trank begierig, dann fiel er matt zurück und drückte dankbar die Hand seines Freundes.

„Armer Mosche,“ sagte der Bucklige. „Es ist wirklich eine Schande, daß ich das Geld, das mir mein Vater vor sieben Monaten hinterließ, so ruchlos verschwendet habe! Aber wie konnte ich voraussehen, daß du eine so langwierige Krankheit bekommen würdest.“

„Nein, nein, bereue nicht,“ sagte Mosche, und sein bleiches Antlitz erhellte sich. „Wir haben gute Tage gehabt, gute, lustige Tage, solange das Geld dauerte. O! du bist mir ein guter Freund gewesen — ein guter Freund! Wenn ich dich nicht kennen gelernt hätte, so würde ich aus dem

Leben gegangen sein, ohne des Lebens Lust, die Freuden des Weins und der tollen Zechgelage je kennen gelernt zu haben. Ich habe nun das Leben genossen, habe unvergeßlich frohe Stunden und Tage mit dir geteilt. Keine Macht des Himmels oder der Hölle vermag es, die Vergangenheit auszulöschen. Und dann diese köstliche Freiheit, zu tun und zu denken, was man will, die Schwingen des Geistes nicht mehr von dem Aberglauben der Väter beschwert zu fühlen — dir, dir allein verdanke ich dies alles. Und seit ich krank geworden, pflegst du mich, wie — wie eine Frau."

Seine Worte klangen in einem Seufzer aus. Dann herrschte lautlose Stille in der armseligen Kammer, die nur ab und zu durch das trockne, rauhe Husten des Kranken unterbrochen wurde. Plötzlich fing er wieder zu sprechen an:

„Wie ungerecht doch Rivkoly gegen dich gewesen ist! Sie sagte einmal" — Mosche lächelte traurig — „daß du Satan Mekatrig in Person seist."

„Das arme Weib!" sagte der Bucklige mit mitleidigem Tone. „Sollte man es für möglich halten, daß selbst jetzt im neunzehnten Jahrhundert, wo kein vernünftiger Mensch mehr an die persönliche Existenz der Götter glaubt, es sogar noch Toren gibt, die an den Teufel glauben? Aber ich denke, sie hat es nur bildlich gemeint."

Der Kranke schüttelte den Kopf. „Sie sagte, daß der böse Einfluß — natürlich erschien er ihr als solcher — den du auf ihre Gedanken und noch mehr auf die meinen ausübtest, ganz übernatürlich sei."

„O, ich bin mir durchaus bewußt, klarer und heller denkend wie die große Masse zu sein. Natürlich bin ich das! Wäre das nicht der Fall, dann würde ich jetzt Hymnen singen. Aber wie geht es zu, daß der gemeine Soldat, durch den Geist seines Anführers beeinflußt, alle Gefahren vergessend kühn sein Leben wagt? Durch welchen

Magnetismus gelingt es einem Menschen, eine ganze Nation zu beherrschen? Warum findet der unausgesprochene Gedanke des einen Freundes ein Echo in dem andern? Frage die Wissenschaft, studiere den Mesmerismus, den Hypnotismus, die Kunst von der Übertragung der Gedanken, und du wirst mich verstehen lernen und begreifen, weshalb ich Einfluß über die Menschen gewinne."

„Ja, ja. Rivkolys Gesichtskreis war ein sehr beschränkter; sie sah nicht über ihr Gebetbuch hinaus. Rivkoly — —"

„Erwähne mir gegenüber ihren Namen nicht," unterbrach der Bucklige ihn barsch, „eine Frau, die ihren Mann verläßt — —".

„Sie hatte geschworen zu gehen, wenn ich das Jom Kippur-Licht ausblasen würde — ich habe es dennoch getan."

„Eine Frau, die ihren Verstand darüber verliert, daß ihr Mann den seinen gebraucht!" fuhr der andre ihn an. „In ihrem lächerlichen Aberglauben sieht sie natürlich die tollsten Erscheinungen im Dunkeln. Ha, ha, ha," er lachte laut und spöttisch, „glücklicherweise wird sie wenigstens nicht zurückkommen. Sie ist offenbar ganz fähig, ohne dich fertig zu werden. Vielleicht hat sie auch schon einen andern Mann gefunden, der ihrem frommen Geschmacke mehr entspricht."

Mosche machte eine krampfhafte Anstrengung, sich aufzurichten. „Sage das nicht noch einmal," schrie er. „Meine Rivkoly!" Ein heftiger Hustenanfall erschütterte ihn, und seine bleichen Lippen färbten sich mit Blut.

Die kalten Augen des Buckligen glitzerten seltsam, als er das Blut sah. „Auf jeden Fall", sagte er etwas freundlicher, „kann sie den sie bindenden Eid, den sie geschworen, nicht brechen. Sie wird niemals zurückkehren."

„Nein, sie wird niemals zurückkehren," stöhnte der Kranke hoffnungslos. „Aber es war grausam von mir, sie fortzujagen. Wollte Gott —."

Der Bucklige legte schnell seine Hand auf des Redners Mund und wischte vorsichtig das Blut von seinen Lippen. „Wenn ich erst wieder gesund bin," sagte Mosche mit plötzlichem Entschlusse, „muß ich sie doch jedenfalls einmal aufsuchen. Sie ist vielleicht am Verhungern."

„Tu, was du willst. Du weißt recht gut, daß sie sich immer ihren Lebensunterhalt durch das Garnieren von Hauben verdienen kann. Aber du bist dein eigener Herr. Wenn du erst von dieser Krankheit genesen sein wirst — und das wird sehr bald der Fall sein, — dann kannst du sie ja aufsuchen und versuchen, sie dazu zu bewegen, wieder mit dir zusammenzuleben," sagte der Bucklige in spöttischem Tone.

„Wie gut du bist!" sagte Mosche erleichtert und fiel matt auf sein Lager zurück.

Der Bucklige lehnte sich über das Bett, bis seine große Stirn beinahe die des Kranken berührte. Er senkte den Blick seiner wunderbaren Augen tief in die Mosches. „Dennoch", sagte er, „willst du nicht haben, daß deine Genesung in der von mir vorgeschlagenen Weise beschleunigt wird."

„Nein, nein," sagte Mosche, am ganzen Leibe zitternd. „Was macht es denn aus, ob ich eine Woche mehr oder weniger hier liege?"

„Hier liegen!" zischte sein Freund. „In einer Woche wirst du im Grabe liegen."

Ein wilder Schrei rang sich von den blutbefleckten Lippen. „Ich will nicht sterben! Nein, ich sterbe noch nicht! Du selbst hast es eben erst gesagt, daß ich bald besser sein würde."

„Das wirst du auch, das wirst du ganz bestimmt. Aber nur, wenn wir Geld bekommen. Unser letzter Heller — die letzten Mittel, Geld zu erheben, sind geschwunden. Ohne die gehörige dir zukommende Nahrung, ohne Feuer ist es doch wahrlich unmöglich, daß du es bei dieser bitteren Kälte noch eine Woche länger in diesem kalten Loche aushältst. Nein, wenn du nicht von dem Licht der Sonne und dem schönen Leben scheiden und in die Finsternis des Grabes versinken willst, dann gibt es nur ein Mittel, dich zu retten: du mußt dich auf der Stelle taufen lassen."

„Mich taufen lassen! Niemals!" sagte der Kranke, dem schon dieses Wort unerträglich schien. Ein neuer heftigerer Hustenanfall schüttelte ihn.

„Sieh, wie furchtbar diese kalte Luft auf dich einwirkt! Du mußt Geld von den Christen annehmen, sage ich dir. Nur so allein wirst du zu einem warmen Feuer kommen. — Denke nur, ein gutes, warmes Feuer!" wiederholte der Bucklige, das Wort betonend. „Du nennst dich einen Ungläubigen. Wenn dem so ist, was schadet dir die Taufe? Willst du um eines elenden Vorurteiles willen sterben? Aber du bist nicht wirklich frei in deinen Ansichten! Solange du davor zurückbebst, irgendeiner Religion unter der Sonne anzugehören, so lange besitzest du eben noch Religion. Komm, komm! Gestatte mir, den Priester mit seinem Kruzifix und Weihwasser zu holen. Wir wollen nachher über die närrische Zeremonie miteinander lachen. Raffe dich auf; sei ein Mann und lebe."

„Nein, nein, Bruder! Ich will ein Mann sein und will sterben."

„Narr," zischte der Bucklige; „es steht einem Menschen, der wie du monatelang von dem Geld der Christen gelebt hat, nicht zu, so peinliche Ansichten zu haben."

„Du lügst!" stieß Mosche aus.

„In den sieben Monaten, in denen du und ich uns kennen, ist es immer nur das Geld der Christen gewesen, von dem du gelebt, wovon du gegessen, getrunken und geschwelgt hast. Woher hätte ich denn wohl sonst das Geld zu unsern Gelagen nehmen sollen."

„Du sagtest mir doch, daß dein Vater es dir hinterlassen habe?"

„Ja, mein geistiger Vater," war die grimmige Antwort. „Nein, als ich den dir fehlenden Glauben daran hatte, daß alles andre eitel und daß nur das Vergnügen und der Genuß der Stunde Wert haben, da bin ich Christ geworden. Im Anfang hat man mich gut genug dafür bezahlt; nachdem ich aber im Jahresbericht aufgeführt war, war mein Zweck erfüllt und die Spenden wurden knapper. Ich könnte in eine andre Stadt, in ein andres Land gehen und mich da wieder bekehren und taufen lassen, aber ich wage nicht, dich zu verlassen. Wenn es mir nun gelingt, dich zum Übertritt zu bewegen und ihrer Herde zuzuführen, so werden sie uns beide dafür belohnen. Anstatt ein kärgliches Leben zu führen und trocknes Brot und Milch zu essen, wirst du wieder Champagner und Schildkrötensuppe bekommen."

Mosche richtete sich auf und warf einen langen, forschenden Blick auf den Versucher. Er blickte auf seine eigenen abgemagerten Arme und ihn schauderte. Er fühlte, daß die kalte Hand des Todes ihn berührt habe. Mußte es wirklich so sein? Mußte er in die ewige Finsternis herabsteigen, während das Leben ihm lächelte und er nur zuzugreifen brauchte, um es zu erlangen? Nein, nein! Er begehrte das Leben, das Leben, und selbst wenn dieses Leben durch einen Akt der Heuchelei erkauft und dadurch besudelt worden war, es war und blieb doch immer das Leben, das köstliche Leben.

Die stahlfarbenen Augen des Buckligen beobachteten mit gespannter Aufmerksamkeit den Seelenkampf des Kranken. Plötzlich veränderte sich das aufgeregte Antlitz Mosches — er fiel steif und kalt auf das Kissen zurück, seine Augen schlossen sich. Es war, als ob von außen der Nebel eingedrungen sei; ein kalter, weißfarbener Dunst kroch durch das Zimmer. Der Bucklige griff ängstlich nach der Hand seines Freundes. Sein Auge leuchtete vor Freude, als der matte Pulsschlag ihm verriet, daß das Leben noch nicht aus dem Kranken entwichen sei.

„Noch nicht, noch nicht, Bruder Azrael," sagte er spottend, als ob er den immer mehr eindringenden Nebel anspräche. „Kannst du, der du ganz aus Augen bestehst, es denn nicht sehen, daß es noch nicht Zeit ist, den Todesstreich zu tun? Zurück, zurück!"

Der Nebel verdichtete sich. Minuten gingen vorüber. Der Bucklige blickte erwartungsvoll auf das totenbleiche, auf dem elenden Kissen ruhende Antlitz. Endlich öffnete Mosche die Augen wieder, aber sie hatten einen seltsamen, verzückten Ausdruck.

„Gott sei Dank, Rivkoly!" murmelten die sterbenden Lippen. „Ich wußte es ja, daß du zu mir kommen würdest."

Er sprach noch, als plötzlich von draußen heftig an die Tür geklopft wurde.

Der Nebel schien sich etwas zu verziehen. Mosche Grinvitz raffte sich noch einmal auf. Sein Gesicht glühte vor Erregung.

„Mache die Tür auf! Mache die Tür auf!" rief er. „Es ist Rivkoly, meine Rivkoly!"

Man klopfte noch heftiger von draußen an die Tür aber niemand im Hause nahm Notiz davon. Seit der Bucklige in diesem übervölkerten Hause erschienen, waren die

Tauben zu Falken, die Falken zu Geiern geworden. Alles lebte in Hader und Streit.

„Bleibe ruhig liegen," sagte der Bucklige, „es ist nur deine fieberhaft erregte Einbildungskraft. Hier, trinke."

Er hielt dem sterbenden Manne den Krug an die Lippen, aber Mosche schleuderte ihn heftig von sich, so daß er zertrümmert zu Boden fiel.

„Ich will nichts, was mit dem Gelde der Christen gekauft ist," sagte er mit heiserer Stimme, während der Atem sich mühsam und pfeifend aus seiner Brust rang. „Ich will nicht um schnöden Goldes willen den Herrn, meinen Gott, verleugnen."

„Dann stirb wie ein Hund!" brüllte der Bucklige. „Beeile dich, Bruder Azrael."

Der Nebel verschleierte sich. Die baufällige Tür wurde von außen wie durch einen Sturmwind heftig geschüttelt.

„Mosche, Mosche!" rief eine Stimme. „Laß mich herein, mich — deine Rivkoly! Um Gottes willen, so laß mich doch herein! Ich bringe dir ein kostbares Geschenk. Oder bist du tot, tot, tot? Mein Gott! Warum hast du mich es nicht eher wissen lassen, daß du krank bist!"

„Dein Mann liegt im Sterben," rief der Bucklige ihr zu. „Wenn er tot ist, dann sollst du ihn wiedersehen. Aber er darf dich nicht mehr sehen. Du hast es geschworen."

„Teufel," rief die Stimme der Frau zurück. „Ich habe es am Kol Nidre-Abend geschworen, nachdem ich gerade zu dem Allmächtigen gebetet hatte, mich von den raschen, unüberlegten Eiden zu entbinden. Laß mich hinein, sage ich."

„Ich kann es nicht dulden, daß ein heiliger Eid mit Füßen getreten wird," sagte der Bucklige wild; „ich will deine Seele vor einer solchen Todsünde bewahren."

„Verflucht seist du von Ewigkeit zu Ewigkeit!" ant-

wortete die Frau. „Bete, Mosche, bete für dein Seelenheil. Bete, denn du liegst im Sterben.“

„Höre, o Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Gott,“ tönte es in hebräischer Sprache von dem Sterbelager.

„Höre, o Israel, der Herr unser Gott ist ein einiger Gott,“ flehte das arme, vor der verschlossenen Tür stehende Weib. Selbst der Dunst ringsum schien die Worte auszuklingen. Nur der Bucklige schwieg. Aber die verspottenden Worte starben auf seinen Lippen. Als es jetzt mit einer letzten, verzweifelten Anstrengung der Frau gelang, die Tür zu sprengen und sie auf das Bett ihres Mannes zustürzte, glitt er unvermerkt an ihr vorbei und verschwand in dem Dunkel der Treppe.

Rivkoly hatte sein boshaftes, von den roten Haaren umgebenes Gesicht auch nicht eines Blickes gewürdigt; sie flog durch den dichten Nebel auf Mosche zu, küßte seine kalten Lippen und erkannte sofort an dem brechenden Blick seiner Augen, daß er nur noch wenige Minuten leben würde. Rasch legte sie etwas warmes Kleines in die schon erstarrenden Arme ihres Mannes.

„Nimm es, Mosche,“ rief sie, „ich bringe Trost für deine arme Seele. Dies ist dein Kind, denn Gott hat uns endlich doch noch einen Sohn geschenkt. In der auf den Jom Kippur-Abend folgenden Nacht hatte ich einen wunderbaren Traum; von da an wußte ich, daß Gott dir vergeben würde. Ich war so glücklich darüber. Als ich dann aber am Abend zu dir nach Hause zurückkehren wollte, erfuhr ich, daß du am Versöhnungstage mit dem Satan Mekatrig einem wüsten Gelage beigewohnt hattest. Mein Mut verließ mich, denn ich wußte, daß mein Traum die Folge meiner eigenen sehnenden Seele gewesen, und daß, wenn du selbst nicht die Kraft fändest, dich von dem unheilvollen Einflusse zu befreien, Gott dir nicht verzeihen

könne und du seinem Strafgerichte verfallen würdest. Da ging ich fort, weit, weit fort von hier, arbeitete hart und lebte einsam und allein; ich glaubte nicht mehr an meinen Traum. Aber ich betete, betete unablässig für deine Seele, und sieh! mein Gebet wurde erhört, denn ich wußte bald, daß wir ein Kind haben würden. Und wieder bestürmte ich den Herrn mit heißen Gebeten; ich bat, er möge mir einen Sohn schenken, dem es vielleicht gelingen würde, dich zu Gott zurückzuführen, und der den Kaddisch (die Sterbegebete) für dich sprechen würde, wenn deine Todesstunde nahen würde. Vor etlichen Wochen nun hat der Allmächtige sich mir gnädig und barmherzig erwiesen; mein Wunsch ist erfüllt worden."

Sie schwieg. Ihr blasses Antlitz strahlte vor Freude. Selbst der Schatten des Todes konnte ihren Glauben, ihr einfaches, festes Gottvertrauen nicht erschüttern. Ihr Mann drückte das kleine, schwach wimmernde Kindchen fest an seine schon erkaltende Brust und preßte leidenschaftliche Küsse auf das kleine, hilflose Wesen.

„Rivkoly!" flüsterte er, und große Tränen rollten über seine Wangen, „wie mager und wie bleich du geworden bist! O Gott, meine Sünde ist schwer gewesen."

„Nein, nein," rief sie, zärtlich seine Hand mit der ihren umfassend. „Es ist der Satan Mekatrig gewesen, der dich irregeleitet hat. Ich bin wohl und kräftig. Ich werde für unser Kind arbeiten und es so erziehen, daß es für dich beten und dich lieben wird. Ich habe deinen Sohn Jakob genannt; er wird mit dem Engel ringen und ihn nicht lassen, es sei denn, er segne ihn."

Mosche Grinvitz' Gesicht nahm Totenblässe an, aber es wurde jetzt von einem göttlichen Frieden verklärt.

„Ach, der guten alten Zeit, die wir in Cheder in Polen verlebt," sagte er. ‚Der Rabbi war manchmal ver-

drießlich, aber wir Kinder waren immer vergnügt. Und wie lustig war es, wenn wir an Festtagen die in ausgehöhlte Äpfel gesteckten Kerzen tragen durften, und wenn wir dann so ganz unbemerkt unsre Kerzenleuchter anknabberten. Ich hatte das Simchath Thora-Fest stets so gern, Rivkoly. Wie lange ist es noch bis dahin?"

„Das Passahfest ist schon vorüber, nun wird es bald kommen," sagte sie, seine Hand drückend.

„Ist Pesach[1] schon vorüber? Und ich weiß nicht, ob ich Seder[2] vollzogen habe! Du hättest mich daran erinnern sollen, Rivkoly, warum hast du es nicht getan, das war sehr unrecht von dir. Du weißt doch, wie gern ich den Passahtisch immer gesehen — mir war stets, als schwebten Engel darüber. Chad Gadjah! Chad Gadjah!" begann er in heiserem Flüsterton zu singen. Das Kindchen fing an zu weinen. „Still, still, mein Liebling," sagte die Mutter und wollte es an ihre Brust legen.

„Ach, ach!" Ein wilder Schrei rang sich von Mosche Grinvitz' Lippen. „Mein Kaddisch! Nimm mir meinen Kaddisch nicht fort." Er richtete sich auf; kalter Schweiß perlte von seiner Stirn, sein Auge blickte starr ins Leere, die Arme streckten sich. Ein dünner Blutstrom kam aus seinem Munde.

„Höre, o Israel!" schrie die Frau und legte ihre Hand an seinen Mund, um das Blut aufzuhalten.

Er stieß ihre Hand wild zurück. „Nicht du! Ich brauche dich nicht! Mein Kaddisch", flüsterte er verwirrt und mit heiserer, erlöschender Stimme. „Ich habe Gott gelästert! Gib mir meinen Kaddisch! Gib mir meinen Kaddisch!"

---

[1] Pesach ist der hebräische Ausdruck für das Passahfest.
[2] Seder die den Passahabend einweihende Zeremonie.

Sie legte das Kind in seine Arme zurück, und er drückte es fest an sich. Als er das zarte, kleine Geschöpf in seinen Armen fühlte, kam der alte Ausdruck göttlichen Friedens in sein Gesicht. Das Kindchen weinte leise. Die Mutter war wie versteinert. Und leise zog der neblige Dunst durch die schwere Luft.

Die tiefe Stille wurde durch einen röchelnden Ton unterbrochen. Mosche Grinvitz' Haupt fiel zurück; seine Arme, die das Kind umschlungen gehalten, lösten sich, und mit einem wilden Schrei riß die Mutter das kleine Wesen an ihre Brust. Der Nebel, der jetzt das ganze Zimmer durchdrungen, hob sich etwas und mit angstvollen Augen blickte der Bucklige auf die drei Gestalten.



Tagebuch eines Meschumed[1].

Tschemnovosk, Samstag (Mitternacht). So! Die ersten Worte sind geschrieben. Zum ersten Male in meinem Leben habe ich angefangen, ein Tagebuch zu führen. Wird es mir den Trost gewähren, den ich mir davon verspreche? Werden diese jetzt noch weißen, unbeschriebenen Seiten mir allmählich lieb werden, so daß ich mich in ihnen ausspreche, wie man es einem teilnehmenden Freunde gegenüber tut? Bis dieses kleine Buch mir zum Vertrauten geworden, nach dem meine einsame Seele sich sehnt? Anstatt eines weißen oder schwarzen Geistlichen erwähle ich dies Buch zu meinem Beichtvater. Unser Dorfpope, dem ich oft alles — nur nicht die Wahrheit — gebeichtet habe, würde entsetzt genug sein, wenn er das lesen könnte, was ich hier niederschreiben will. Welch ein Haufen schöner Rubel würde notwendig sein, um ihn wieder zu beruhigen. Ach, Gott! Ach, Gott Israels! Wie ist es nur möglich, daß ein Mensch, der durch die zärtlichsten Bande mit dem Leben verbunden war, nun, da das Alter herannaht, so völlig einsam ist, daß er selbst seine Erinnerungen keiner andern menschlichen Seele anzuvertrauen wagt. Nach beinahe vierzig Jahren erfüllt mich plötzlich die Erinnerung an einen alten Fluch mit Grausen. Er sagt,

[1] Um die Lokalfarbe zu bewahren, hat Zangwill gelegentlich ein Wort oder einen Satz in der russischen Sprache gegeben.

daß, wer seiner Religion abtrünnig würde, keinen Frieden finden solle, und daß „seine Seele von seinem Volke abgeschnitten sein werde“. Wahrlich, dieser Fluch hat sich an mir erfüllt! Und nicht nur abgeschnitten von meinem Volke, sondern auch von allen andern. Wieviel Tage und Jahre lang war Katerina meine treue Gefährtin. Ich liebte sie wie meine Seele. Sie war wie eine Sonne, die meinen Blick blendete, so daß ich mich selbst nicht erkennen konnte. Aber ein Schleier lag über meiner begrabenen Jugend. Die Sonne ist für immer versunken, der Schleier ist zerrissen. Kein Phantom aus der andern Welt ruft mir unser verschwundenes Glück zurück. Jener Jahre mit all ihrem Glück und all meiner großen Erfolgen vermag ich mich kaum zu erinnern. Es ist nur die Kindheit, meine Knabenzeit und erste Jugend, deren ich mich erinnere, o so lebhaft und in so deutlichen Tönen, daß es mir fast unmöglich scheint, daß soviel Jahre seit jener Zeit verflossen sind.

Woher kommt das? Ist es Katerinas Tod? Ist es das Alter? Oder weil ich, nachdem ich ein halbes Leben lang in den Städten verbracht habe, nun plötzlich in dieses Dorf zurückversetzt bin? Ist es der Anblick der I z b a s, der stumpfsinnigen, flachshaarigen, in Schafspelze gekleideten Bauern, ihrer großen, schlammigen Kohlgärten, der die Asche der Vergangenheit zu heller Flamme entfacht hat? Und doch ist außer dem W o d k a-Verkäufer kein einziger Jude an diesem Ort. Woher es immer kommen mag, ich weiß es nicht. Aber ich vermag mir Katerinas Antlitz nur unvollkommen, unklar und verschwommen vorzustellen, während ich mich des Gesichts meiner Mutter mit größter Deutlichkeit erinnere. Meine Mutter aber ist vor vierzig Jahren gestorben, und das Gras wächst erst seit zwei kurzen Jahren auf dem Grabe meines Weibes. Und Paul? Er lebt — er hat mich noch vor wenig Augenblicken geküßt. Dennoch

vermag ich mir auch sein Bild nicht so klar vorzustellen wie das meines Vaters — meines armen unwissenden, warmherzigen Vaters, der einen so beschränkten Gesichtskreis hatte — und dessen Herz ich gebrochen habe. Glücklicherweise ist es nicht die Erinnerung an sein Sterbebett, die mich verfolgt. Ich kann ihn mir genau so vorstellen, wie er in jener armen und doch so glücklichen Zeit ausgesehen hat. Ich fühle noch heute den warmen Kuß meines Vaters auf meinen Lippen, die meines Sohnes Kuß kalt gelassen. Mein armer Paul! Er lebt in seinen Theorien und Idealen wie eine Taube in einem Luftballon. Und doch, wie sehr liebe ich dich, mein hübscher, talentvoller Junge, der du so tapfer mit dem Leben kämpfest! Ach! ist es deine Schuld, daß sich ein uns trennendes Geheimnis zwischen unsre Seelen gedrängt hat, daß eine Schranke, die ich mit eigenen Händen errichtet habe, dich von meinem Herzen entfernt hält und uns einander entfremdet? Nein, du bist der beste Sohn und liebst mich wirklich. Aber wie würde es sein, wenn du mich erkennen, mich so sehen würdest, wie ich wirklich bin, wenn meine häßliche, hassenswerte Seele nackt vor dir läge! Aber, nein, nein, das wird niemals geschehen. Deine Liebe, deine ehrfurchtsvolle Liebe ist das einzige köstliche Gut, das mir auf dieser Erde noch geblieben ist. Wenn ich die verlöre, wenn mir die letzte menschliche Teilnahme geraubt würde, dann möge das Grab sich über mir schließen. Und doch — würde ich den Mut haben, zu sterben? Ja, denn dann würde Paul alles wissen; Paul würde meinen Wunsch erfüllen und dafür sorgen, daß ich bei meinem Volke begraben würde. Paul würde Leidtragende mieten — (Gott! Leidtragende —, während ich einen Sohn habe!), die den Kaddisch für mich sprächen. Paul würde seine Pflicht tun, und wenn auch sein Herz darüber brechen sollte. Schreckliche, be-

deutungsvolle Worte! Ich würde meines Sohnes Herz brechen, wie ich das meines Vaters gebrochen habe. Die Heiligen — voi! Ich meine, Gott möge es verhüten, und zwar aus verschiedenen Gründen. Ach, es ist eine seltsame Welt. Ist die Religion denn ein Fluch, der ewig die Menschen voneinander trennen soll? Nein, ich will mich nicht so gotteslästerlichen Gedanken hingeben. Mein armer, tapferer Paul! Das wird morgen ein schwerer Tag werden.

Sonntag abend. — Ich habe eben das, was ich niedergeschrieben, durchgelesen. Wie kalt, wie zahm die Worte klingen, wenn ich sie mit dem Sturme vergleiche, der mich durchschüttelt. Dennoch ist es eine gewisse Erleichterung, sich aussprechen zu können. Schon ist mir dies Buch 'heilig geworden, und dieses Zimmer, in dem ich schreibe, erscheint mir wie ein Heiligtum, in das zurückzukehren meine Seele sich sehnt. Den ganzen Tag über habe ich an mein Tagebuch gedacht. Meine aufgeregten Gefühle beruhigten sich etwas in dem Bewußtsein, daß ich hierhin kommen würde, um sie in Ruhe zu prüfen, und in der stillen Hoffnung, daß ich während des Niederschreibens allmählich den inneren Frieden zurückgewinnen würde. Zuerst will ich beichten, daß ich wirklich froh darüber bin, daß Paul am Dienstag nach St. Petersburg zurückkehren wird. Gewiß, es ist ein großer Trost für mich, ihn für ein paar Tage hier zu haben, und doch fürchte ich nichts so sehr wie den klaren, durchdringenden Blick seiner Augen. Wie schwer es ist, in so naher Berührung mit ihm zu leben, unausgesetzt erdulde ich innerlich dabei die herbsten Qualen. Wie habe ich mich heute erst selbst verachtet, als ich mit ihm in unsrer kleinen Kirche war, mich bekreuzigte, das Knie beugte und die ganze Komödie des Gottesdienstes mitmachte. Wie hasse ich den Anblick der himmelblauen Kuppel dieser Kirche

und ihre schlanken Minarets. Als der Pope mir das Evangelium zum Kusse hinhielt, färbte glühendes Schamrot meine Wangen. Und als ich dann sah, mit welch demütiger Verehrung Paul seine Lippen auf das mit Silber beschlagene Buch drückte, da wurde mein Blut zu Eis. Seltsame, längst begrabene Erinnerungen erwachten in mir, schattenhafte Bilder, alte, längst vergessene Klänge. Und als der Diakon mit seiner bougie an mir vorüberschritt, da erwachte in mir die Erinnerung an eine fröhliche, kerzentragende Prozession, und meine Augen füllten sich mit plötzlichen Tränen. Der marmorne Altar, die silbernen Leuchter, die ganze Szene vor mir schien mir in einem Nebel zu verschwimmen. Dann sang der Chor, und unter dem Zauber der Musik beruhigte ich mich allmählich. Die Religion ist doch nur für Menschen bestimmt, und diese Religion paßt für diese einfachen Muschiks mit ihren guten, dummen Gesichtern, die die Kirchenbänke füllten. Sie müssen golbgeschmückte Bilder von ihren Göttern haben, und Heilige, die in Brokatgewändern davorknien, und deren Anblick in ihnen die Visionen eines mit Goldbrokat ausgeschmückten Paradieses erweckt.

Aber was habe ich mit solchem kindischen Aberglauben zu tun. Ich, dessen Rasse der in Laster und Aberglauben versunkenen Welt die große Lehre von dem einen und einzigen Gotte predigte, dessen kindischen Lippen man, als sie kaum Silben zu lallen vermochten, schon das Schemah zu sprechen gelehrt hatte; der es weiß, daß der ganze christliche Glauben ein ungeheurer Wahn ist! Und nun zu denken, daß ich diesen grotesken Glauben jahrelang in meinem besten Mannesalter anerkannt habe! Grotesk sage ich — während Paul ihn für den höchsten, den allein seligmachenden Glauben hält. Aber ich weiß, daß er blind ist oder die Dinge mit der perversen Auffassung betrachtet, deren

gerade er die Juden, meine Brüder, anklagt. Er glaubt, was ihn gelehrt worden ist. Und wer hat es ihn gelehrt? Bozhe moi! Bin ich nicht selbst es gewesen, der ihn in diesem erniedrigenden Glauben erzogen hat, und ist mein Sohn nicht fest davon überzeugt, daß auch ich diesen Glauben teile? Gott! Ist das die Strafe, die du über mich verhängst, daß er dem Glauben treu bleibt, der ihm von einem Vater gelehrt wurde, der selbst ein Abtrünniger des alten Glaubens seiner Väter ist? Aber du weißt, o Herr, daß ich genug Entschuldigungen vorbringen kann. Betrachtete ich doch alle diese Förmlichkeiten und Zeremonien, die mir jetzt in der Erinnerung so schön erscheinen, damals nicht anders wie lästige Ketten, die die Freiheit meiner Kindheit beeinträchtigten. War es meines Vaters Schuld oder war es meine eigene, daß die Gewohnheit des Tages mich die Religion bald als Zwang, als hassenswerte Tyrannei betrachten ließ? Frühmorgens, wenn der Tag erst dämmerte, wurde ich aus dem Bett gezerrt, um in die Synagoge zu gehen oder um in monotonem Singsang die langweiligen Spitzfindigkeiten der Rabbiner herzuleiern. Obgleich seitdem mehr als vierzig Jahre vergangen sind, erinnere ich mich doch noch deutlich des Widerwillens, den zu jener Zeit mir das Judentum einflößte. Bitter empfand ich es, einer verachteten Rasse anzugehören und mit dem Spottworte „Jüd“ verfolgt zu werden. Obgleich ich selbst so wenig Sympathie für mein Volk empfand, mußte ich doch alle ihm auferlegten Lasten und Schmähungen teilen. So ganz anders wie ich heute darüber denke, so verstehe ich doch noch immer den fatalen Irrtum meiner unwissenden und ehrgeizigen Jugend, ja, ich kann ihn gewissermaßen entschuldigen.

Es würde jetzt leicht für mich sein, mich als Juden zu bekennen, selbst wenn mich die Gefahr bedrohte, nach Sibirien deportiert zu werden. Ich bin reich, ich habe die

Erziehung und das Wissen erlangt, nach denen ich mich so heiß gesehnt habe — und vor allem, ich habe gelebt. Die Welt mit ihren Hoffnungen und Befürchtungen, ihrem Lob und ihrem Tadel erscheint dem langsam den Berg ersteigenden Jüngling anders als dem rasch dem Tale zueilenden gereiften Manne. Aber die Erkenntnis von der Eitelkeit aller irdischen Dinge kommt zu spät: auch sie ist eitel! Genug, daß ich alles, was mir heilig hätte sein müssen, für zu jener Zeit mir einzig wünschenswerte Dinge hingegeben habe, die sich nachher als unwirklich und trügerisch erwiesen. Ich hatte keinen Menschen, den ich um Rat hätte fragen können, und der sich meiner angenommen hätte. So floh ich aus meinem Vaterhause. Ich wurde in der Kirche getauft. Alles, was mir hindernd im Wege gestanden, schien nun plötzlich aus dem Wege geräumt zu sein. Der Weg, mir Bildung zu verschaffen und eine gute Karriere zu machen, war nun gebahnt. Ich war nicht mehr der Sklave boshafter Gesetze, die Zielscheibe des Witzes jedes Christenkindes, der Mensch, den jeder richtige Russe zu schimpfen und anzuspeien sich für berechtigt hielt. Was schadete es, daß ich mich mit den Lippen zum Christentum bekannte, wenn ich mir im Grunde gerade so wenig daraus machte wie aus dem jüdischen Glauben? Ich blickte nicht zurück. Mein früheres Leben erblaßte rasch in meinem Gedächtnis. Ganz allein kämpfte ich den Kampf mit dem Leben — ohne daß mir ein Freund zur Seite stand und ohne den Glauben und die Hoffnung auf Gott. Durch Unterrichten hatte ich mir etwas Geld verdient, mit dem ich an der Börse spekulierte. Das Glück begünstigte mich, ich wagte mehr und mehr und raffte bald Geld genug zusammen, um das Rechtsstudium aufgeben zu können. Ich verliebte mich und heiratete. Katarina, dein reizendes Antlitz löschte die Vergangenheit aus, und dein Liebreiz machte mich alle

Zweifel und die Qualen des Gewissens, die sich ab und zu regten, schnell vergessen. Du hast es niemals erfahren — deine Familie soll es auch niemals wissen, daß ich kein Slawe, kein überzeugter Christ bin. Das neue Leben nahm mich so ganz in Anspruch, daß ich die Vergangenheit darüber vergaß. Kein Gedanke an das, was einst gewesen, trübte die Jahre meines ehelichen Lebens, dessen Glück ein vollkommenes wurde, als du uns geschenkt wurdest, mein Paul, mein Liebling, und als du uns zur Freude körperlich und geistig wuchsest und dich so herrlich entwickeltest. Nur einmal tönte eine mahnende Stimme aus der Vergangenheit an mein Ohr — die mir — wer weiß durch welch geheimnisvolles Medium — vermittelt wurde. — Es war zu der Zeit, als ich den Tod meines Vaters erfuhr — oder erriet. — Damals zum ersten Male machte ich mir Selbstvorwürfe und empfand bittere Scham darüber, daß ich ein Abtrünniger geworden. Während all dieser Jahre vermied ich jede Berührung mit den Juden, und wo eine solche unvermeidlich war, machte ich sie so kurz wie nur möglich. Der Gedanke an diese Männer, ihre Kaftane und frommen Hängelocken, an das einförmige Herableiern ihrer langen Gebete, an die Frauen mit ihren gewöhnlichen Gesichtern und unkleidsamen Perücken, die Erinnerung an ihren jüdischen Dialekt, ihre sich allen Verhältnissen anschmiegende Moral erfüllte mich mit Widerwillen. Um mir selbst gerecht zu werden, muß ich hier einfügen, daß ich auch wirklich nur die ungebildetsten und niedrigst stehenden Vertreter des Judentums kennen gelernt hatte. Es war daher natürlich, daß nur ihre Fehler mir im Gedächtnis geblieben, und daß das Bild, das ich mir von meinen Glaubensgenossen machte, in viel zu düsteren Farben gemalt war.

Da! Ich bin ein guter Christ, ein guter Russe gewesen. Ich habe nicht einmal meinen kleinen Finger gerührt,

um den Juden in ihren vielen und schweren Verfolgungen beizustehen. Sie waren mir nichts. Bei fröhlichen Gelagen, bei Vodka und Champagner habe ich oft genug über sie gelacht und gespottet, ohne mich selbst als einen der Ihrigen zu fühlen. Warum also empfinde ich jetzt plötzlich eine so seltsame Sympathie für sie? Woher diese schattenhaften Erinnerungen, die mich überall verfolgen und immer deutlicher werden? Denke ich noch normal, oder ist dieser aufregende Zustand vielleicht der Vorbote einer geistigen Störung? Ist es das nahende Alter, steht mir eine Art zweiter Kindheit bevor, in der alles, was mir früher schrecklich oder heilig war, wieder Gewalt über mich bekommen soll? Bin ich dem Tode nahe? Ich habe sagen hören, daß dem sterbenden Auge das, was sich vor fünfzig Jahren zugetragen, deutlicher sichtbar sei wie das, was sich in dem Todeszimmer selbst zuträgt. Hat Katarinas Tod eine Lücke gelassen, die diese alten, lieben Erinnerungen auszufüllen bestimmt ist? War es das Licht ihres holden Antlitzes, das mich blendete, so daß ich die teuern Gesichter meines Vaters und meiner Mutter nicht mehr sah? Wie würde sich mein Schicksal gestaltet haben, wenn ich ihr niemals begegnet wäre? Würde ich die Hohlheit meines Lebens eher erkannt haben? War es die tiefe Überzeugung, mit der sie an ihrem heidnischen Glauben hing, die mich dazu bestimmte, stillschweigend zu dulden, daß unser ganzes häusliches Leben in christlicher Weise geführt wurde? Und flutet der Strom alter Erinnerungen deshalb jetzt unaufhaltsam auf mich ein, weil er solange künstlich gedämmt wurde? Vergebens martere ich mich selbst mit solchen Fragen! Ich quälte mich gestern, quäle mich heute damit und werde morgen dasselbe tun. Kein Mensch kann die eigenen Gefühle analysieren, ich am wenigsten, da ich zu wenig geübt bin, die Tiefen der Seele zu sondieren, und zufrieden war, wenn nur die Oberfläche

eine ungetrübte war. Vielleicht ist es dennoch Paul, der die Ursache der Stürme ist, die meine Seele bewegen, und fast freut es mich, daß diese endlich aus ihrer stumpfsinnigen Gleichgültigkeit aufgerüttelt worden ist. Denn seit Katarina auf dem Friedhofe von Moskau beerdigt und Paul und ich in unserer Verlassenheit einander noch näher getreten sind wie vorher, ist es mein Sohn, der mir die Augen über die Niedrigkeit meines Charakters geöffnet hat. Das Licht, das seine reine, edle Seele ausstrahlt, hat mir gezeigt, wie befleckt die meine ist. Mein ganzes Leben lang bin ich unter falscher Flagge gesegelt. Wenn ich den Glauben der Juden auch nur teilweise anerkannte, so war es doch stets meine Pflicht — und meine stolze Pflicht —, mich zu meinem Volke zu bekennen. Wenn ich — wie ich mir vorredete — wirklich meinem Volke überlegen war, dann kam es mir zu, meine geistigen Vorzüge im Interesse und zu Ehren des jüdischen Volkes zu verwerten. Wahrlich, das Ringen meiner armen Glaubensbrüder ist ein unerbittlich hartes gewesen, und ihre Klagen ertönen schon Jahrhundertelang. Vielleicht — wer weiß es — würde ich, wenn ich meinem Glauben so treu gewesen, wie Paul dem seinen ist, doch etwas dazu beigetragen haben, das Leid meines Volkes zu erleichtern. Ach, wenn Paul ein Jude geworden wäre —! Mein Gott! ist Paul ein Jude? Trage ich die Schuld daran, daß auch diese stolze, junge Kraft dem Judentum verloren ging? —

Aus all meinem Grübeln, meinen Selbstvorwürfen, den Zweifeln an meinem gesunden Menschenverstand geht nur das eine unwiderlegbar hervor: Im Grunde meines Herzens schmachte ich, brenne ich darnach, zu der Religion meiner Kindheit zurückzukehren. Ich sehne mich darnach, die hebräischen Gebete herzusagen, die mir ungerufen in den Sinn kommen. Ich möchte mich wieder mit meinen Brüdern im Gebete

vereinigen, mit ihnen in der Synagoge, der „Schule", bei Tische sitzen; ich möchte ihre Freuden und Leiden, das ihnen zugefügte Unrecht wie ihr Glück teilen. Ich verspotte mich selbst, lache über mich, trotzdem möchte ich wie in alter Zeit ein Amulett auf Stirn und Arm binden, mich in meinen befransten Gebetschal hüllen und mich vor dem Gotte Israels in den Staub werfen — ja, ich möchte mich mit dem fettigen Kaftan bekleiden, über den ich soviel gespottet — und mein Haar zu langen Hängelocken wachsen lassen. Bis jetzt sind dies alles nur in tiefstem Innern gehegte Wünsche, aber sie sind unwiderstehlich, und es drängt mich, sie zu verwirklichen. Ich kann nicht Herr darüber werden. Der Wind erhebt sich sacht, aber er gewinnt mehr und mehr Kraft und wird zum Sturme. Wer weiß, woher der Sturmwind einst noch toben wird? — —

Montag abend. — Paul ist zeitig zu Bette gegangen, weil er morgen seine Reise nach Moskau antreten will und deshalb früh aufstehen muß. Denn es ist etwas vorgefallen, was ihn dazu bestimmte, seine Pläne zu ändern. Er geht deshalb nach Moskau anstatt nach Petersburg. Er schläft jetzt den friedlichen Schlaf der Jugend, in welchem Hoffnung und Freude ist. Ach, das, was ihn beglückt, gibt mir neues, schweres Herzeleid —; aber ich will alles hier berichten.

Heute morgen beim Frühstück erhielt Paul einen Brief, der ihm einen Ausruf der Freude und des Erstaunens entlockte. „Sieh, Väterchen, sieh," rief er aus, und reichte mir den Brief. Ich las ihn und bemühte mich tapfer, meine eigenen Gefühle zu verbergen und mit seiner Freude zu sympathisieren. Der Brief war von einer der ersten Verlagsbuchhandlungen Moskaus und enthielt das Anerbieten, sein Werk über die griechische Kirche, dessen Manuskript er eingesandt, unter günstigsten Bedingungen herauszugeben.

»Nu vot, batiushka,« sagte er. „Das kann ich

dir versprechen, Väterchen, dies Buch wird den Theologen der Bastardformen des Christentums zu denken geben."

Ich unterdrückte die häßliche Bemerkung, die sich mir auf die Lippen drängte, und frug ihn statt dessen vorwurfsvoll: „Warum hast du mir nicht schon früher etwas von dieser Angelegenheit erzählt?"

„Ach, Väterchen, ich wollte dir keinen Kummer machen. Ich weiß ja, daß deine Liebe für mich so groß ist, daß, wenn du von meiner Arbeit gewußt, du dir selbst Entbehrungen auferlegt haben würdest, um mir dazu zu verhelfen, sie zu veröffentlichen. Du würdest teil an allen Enttäuschungen genommen haben, die ich in dieser Angelegenheit schon erfahren. Ich aber wollte, du solltest nur meinen Triumph teilen. Zwei Jahre lang habe ich mich vergebens bemüht, einen Verleger für dies Buch zu finden. Ich habe es ein Jahr vor dem Tode meiner Mutter, deren Seele nun bei den Heiligen ist, geschrieben. Aber, eka! Nun endlich bin ich zum Ziele gekommen." Sein blasses Gesicht strahlte, seine Augen leuchteten vor Freude.

Ja, Paul hat recht. Paul hat immer recht. Ich habe es für richtiger gehalten, ihn ganz einfach zu erziehen und es ihn nicht wissen zu lassen, daß ich reich bin. Es hat ihn männlicher gemacht zu wissen, daß er auf seine eigene Arbeitskraft angewiesen und von mir keine Unterstützung erwarten kann. War es nicht schon ein Vorteil für ihn, daß er in das Leben treten konnte, ohne von dem bleiernen Gewicht des Judentums, das mir in meiner Jugend so hinderlich war, überall gehemmt zu werden? Dennoch hat er nicht soviel Erfolg mit seinen Unternehmungen gehabt wie ich. Der Journalist eines russischen Provinzblattes heimst keine Schätze ein. Aber Paul ist so dumm genügsam, daß er ganz zufrieden mit seiner Lage ist und gar

nicht daran denkt, etwas Sensationelles zu schreiben. Das Pulver hat er nicht erfunden.

Pauls Stimme unterbrach meine Betrachtungen. „Es wird sicher einiges Aufsehen erregen. Ich habe eine Menge neuer Argumente gesammelt, zum Teil aus dem Text, zum Teil aus der Geschichte, um zu beweisen, daß nur die orthodoxe Kirche und nur sie allein daseinsberechtigt ist."

„Wirklich," murmelte ich, „und was ist die orthodoxe Kirche?"

Paul starrte mich verwundert an.

„Ich meine," sagte ich schnell, „deine Auffassung der orthodoxen Kirche."

„Meine Auffassung?" sagte Paul. „Ich denke, du meinst damit die Art, in welcher Weise ich die Auffassung verteidige, die durch unsre Zeremonie und unsre Kirchenordnung verkörpert wird?" Und ehe ich ihm Einhalt gebieten konnte, hatte er mir eine ausführliche Aufführung seiner Argumente gegeben, bei der ich unbedingt eingeschlafen wäre, wenn ich mich nicht dadurch wach gehalten hätte, daß ich an etwas ganz andres dachte. Mein armer Junge. Diese langweiligen, spitzfindigen Untersuchungen über das Sakrament und die Feier des Abendmahls haben dir viele Tage mühevoller Arbeit und schlaflose Nächte gekostet, während es mir nicht einmal in den Sinn gekommen ist, darüber nachzudenken, welche Form des christlichen Glaubens ich angenommen. Waren mir doch alle Bekenntnisse gleichwertig, der Katholizismus wie der Calvinismus. Das Taufwasser war von mir abgeglitten wie das Wasser von dem Rücken einer Ente. Es ist wahr, ich habe jahrelang mit den Christen gelebt und ihre Gebräuche innegehalten, so wie ich in Rußland gelebt und mich der russischen Sprache bedient habe. Aber während all dieser Zeit war ich weder ein Russe noch ein Christ. Ich war und blieb ein Jude.

Von Zeit zu Zeit raffte ich mich auf, um ein paar beifällige Worte zu Pauls Argumenten zu sagen, wenn ich aus dem Klang seiner Stimme entnahm, daß er eine Anerkennung erwarte. Aber als sein Vortrag in einer Lobrede auf unsern glorreichen russischen Staat und auf unser Väterchen, den Zar, Gottes Stellvertreter, austönte, als er zu beweisen suchte, daß als einziger aller europäischen Herrscher er in seiner Person Repräsentant der Kirche und des Staates sei, und daß daher Loyalität und Frömmigkeit dasselbe bedeute, da konnte ich mich nicht enthalten zu bemerken, daß es nur ein Zufall sei, daß Rußland orthodox sei.

„Nimm einmal an," sagte ich, „Wladimir hätte, als er die berühmte Wahl zwischen den Religionen der Erde tat, den jüdischen Glauben gewählt? Es ist alles nach der Laune eines einzigen Mannes gegangen."

„Vater," rief Paul in schmerzlichem Tone, „sprich nicht so gotteslästerlich. Wladimir war direkt von Gott dazu inspiriert, die richtige Religion für sein Land auszuwählen. Darin liegt ja eben die unendliche Weisheit der Vorsehung, daß sie solche großen Resultate nur durch das Medium eines einzelnen Menschen vollbrachte. Es ist ganz unmöglich, daß Gott es zugegeben haben würde, daß Wladimir sein Ohr dem ungläubigen Israel hätte zuneigen können, dieses hartnäckigen Volkes, das sich selbst überlebt hat, und das der lebende Beweis dafür ist, wie unfruchtbar und unglückselig eine Rasse werden muß, die den lebendigen Quell des Lebens verschmäht. Es ist furchtbar zu denken, daß in unserm heiligen Rußland alle die Millionen von Menschen sich zu der ketzerischen Religion der Juden bekennen sollten! Der Gedanke an eine solche Möglichkeit schon macht mein Blut erstarren. Nun, dann würden alle Russen es verdienen, in Schmach, Unredlichkeit und Habgier versunken zu sein, wie die Juden alle es doch im Grunde sind."

„Nicht alle Juden, Paul," widersprach ich.

„Nein, vielleicht leben nicht alle Juden in dürftigen Verhältnissen," gab er mit sarkastischem Lächeln zu. „Viele dieser Schufte haben es nur zu gut, verstehen sich ein weiches und behagliches Nest herzurichten. Der „Raskolnik" ist sogar erträglicher. Und viele von ihnen sind keine Juden mehr. Die russische Presse ist förmlich verseucht von diesen Burschen. Sie nehmen den ehrlichen Christen das Brot vor dem Munde weg und schreiben sogar Leitartikel für die religiösen Blätter. Glaube mir, Väterchen, diese jüdischen Journalisten, die sich überall einzudrängen wissen, haben mir schon viel Kummer und schweres Herzeleid gebracht."

Obwohl ich diese Anschauung meines Paul etwas unwürdig fand, so warf sie doch ein Licht auf den Kampf, den er aufgenommen, und mit dessen Details er mich bisher niemals behelligt hatte. Ich begann daran zu zweifeln, ob es weise von mir gehandelt gewesen, einen so unpraktischen jungen Mann unvorbereitet in das Leben gestellt zu haben, um sich seinen Weg zu bahnen, so gut es ging. Aber wie konnte ich auch ahnen, daß er ein Schriftsteller werden wolle, der überall mit einem Hebräer eine Lanze zu brechen haben würde, wodurch sein Widerwillen vor dem Volke Israels noch immer tiefer wurde?

„Aber," sagte ich nach einer kleinen Pause, „ich denke, daß auch die slawischen Journalisten nicht alle Christen sind?"

„Nein," gab er traurig zu. „Dafür sind die Universitäten verantwortlich zu machen. Anstatt, wie das richtig wäre, jedes schädliche Buch, das dazu beitragen könnte, die großen sozialen und religiösen Ideale unsres heiligen Rußlands zu schädigen, einfach zu vernichten, sind die Werke Spencers und Taines, Karl Marx' und Turgenieffs sowie manchen andern literarischen Antichrists frei; durch sie wird das Gift immer weiter verbreitet. Der Zensor beschäftigt

sich nur mit direkt antirussischen Schriften. Aber es wird eine Reaktion kommen. Eine Reaktion," wiederholte er feierlich, „die zu bewirken mein Werk durch die Gnade Gottes hoffentlich wesentlich beitragen wird."

Ich hätte wirklich über meinen Sohn lachen können, wenn nicht alles so todtraurig gewesen wäre und mich dem Weinen nahe gebracht hätte. Pauls Pietismus reizte mich zum ersten Male. War es, weil die Reaktion gegen meine Vergangenheit, die in mir lebendig geworden, sich stärker als je regte? War es, weil Paul mir bisher noch nie so vollständig enthüllt hatte, wie klein denkend er im Grunde doch war? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß ich sehr ärgerlich auf ihn war. „Und woher weißt du es denn, daß eine Reaktion kommen wird?" sagte ich ihn.

„Weil Christus selbst seine Sache vertreten wird," sagte er sententiös. „Schon geschehen Zeichen, die es deutlich genug verraten, daß der Glauben der Materialisten keine Seele befriedigen kann. Blicke auf unsern Tolstoi: nachdem er alle eiteln Freuden, den Genuß des Lebens und der Wissenschaft kennen gelernt, kehrt er zum Christentum zurück. Es ist wahr, daß das Christentum, zu dem er sich bekennt, ein von ihm selbst gebildetes ist, daß er noch viel zu kämpfen haben wird, ehe er Herr seines Stolzes und seines Intellekts geworden, dennoch ist er schon auf dem richtigen Wege zu dem Quell des Lebens. Aber, Kleinväterchen, du kommst mir heute so seltsam vor, so ganz anders wie sonst," fuhr er fort, besorgt die Hand an meine Stirn legend. „Du bist nicht wohl." Er küßte mich zärtlich. „Laß mich dir noch eine Tasse Tee geben," sagte er, und drehte den Hahn des Samovars mit einer Miene, die deutlich sagte, daß er das Gesprächsthema nicht weiter berühren wolle.

Ich schlürfte ihm zuliebe noch eine Tasse Tee und warf

dazwischen in möglichst gleichgültigem Tone die Frage hin: „Was macht dich eigentlich so bitter gegen die Juden?“

Er erwiderte: „Und wie kommt es, daß du plötzlich ihre Partei nimmst?“

„Wann hätte ich das getan?“ gab ich zurück.

„Verzeihung,“ sagte er, „natürlich hätte ich verstehen müssen, daß du nur deshalb ihre Sachen vertreten, weil du all meine Argumente kennen lernen wolltest. Aber ich gestehe, daß ich mit keinem einzigen dieser Blutaussauger des Staates auch nur noch die geringste Geduld habe. Jeder wahre Russe muß sie verabscheuen. Sie verachten den wahren Glauben, und unsre Ideale sind ihnen gleichgültig. Sie wissen sich dem Heeresdienste zu entziehen. Sie leben nur für sich selbst und suchen uns nur auszubeuten, soviel sie nur können. Unsre Bauern werden dadurch demoralisiert, daß sie überall Branntweinkneipen eröffnen. Die jüdischen Pfandleiher betreiben ein offenes Erpressungssystem, und die wandernden Hausierer verstehen es, den letzten Rubel aus der Tasche des Landbewohners an sich zu ziehen. Sie alle aber hassen die Regierung, den Tschinn und alles, was russisch ist. Wann hätte je ein Jude sein Geld in der russischen Industrie angelegt? Sie sind eine elende, schwindeltreibende, betrügerische Bande. Glaube es mir, batiushka, sie sind keines Mitleids wert.“

„Man bemitleidet sie auch nicht,“ erwiderte ich. „Sie sind das, was die Russen — was wir Russen — aus ihnen gemacht haben. Wer hat sie in ihre düsteren Keller und engen Gassen gebannt? Arbeiten sie mit ihrem Kopfe, so schmähst du, schmähen wir sie, weil sie nicht mit den Händen arbeiten. Arbeiten sie mit ihren Händen, so erscheint ein Ukas des Zaren, der sie von dem Grund und Boden treibt, den sie gepflügt haben. Es ist Äsops Fabel vom Wolf und dem Lamme.“

„In der der Jude die Rolle des Wolfes spielt," sagte Paul kühl. „Der Jude weiß jederzeit sich zu schützen. Er ist geradezu verteufelt klug. Der Jude ist der Ismael der modernen Welt, er ist der Feind von jedermann, und jedermann ist gegen ihn."

„Liebe deinen Nächsten wie dich selbst," zitierte ich bitter.

„Ganz recht," sagte Paul. „Aber der Jude muß vertilgt werden, wie ja auch geschrieben steht, daß man sein Auge ausreißen soll, wenn es Ärgernis gibt. Christus ist mit einem Schwerte in die Welt gekommen und nicht um Frieden zu bringen. Wenn dieses Gewürm dem Reiche Christi hinderlich ist, so muß es vergiftet werden, Rußlands und der ganzen Menschheit wegen."

„Gewürm!" rief ich empört, denn es war mir nicht möglich, mich länger zu beherrschen, „was weißt du von diesem Gewürm, daß du in solchen Ausdrücken davon zu sprechen wagst? Was weißt du von ihrem innern, ihrem heiligen häuslichen Leben, was von ihrem geduldigen Leiden? Hast du sie in ihrem Daheim kennen gelernt, kennst du die schöne Naivität ihres Lebens, ihren einfachen Glauben an den Schutz Gottes, ihre selbstlose Familienliebe, den Mut, mit dem sie aller Versuchung widerstehend treu zu dem Glauben ihrer Väter halten? Kennst du die rührende Weise, in der sie ihre Fasten halten, ihre Feste feiern? Weißt du, wie treu sie zueinander halten, wie einer für den andern eintritt, wie sie bescheiden leben, und welche Hochachtung sie vor allem Intellekt haben? Weißt du es nicht, wie sie von Morgen bis Abend unermüdlich arbeiten, um ein paar Kopeken zu verdienen, mit welch wahrhaft heroischer Ausdauer sie jede Art von Leiden, Schmähungen und Verfolgungen ertragen?" Mein Gefühl übermannte mich, ich fühlte, daß ich in Tränen ausbrach, und stand rasch vom Frühstückstische auf.

Paul folgte mir erstaunt auf mein Zimmer. So erregt ich war, so wunderte ich mich dennoch, daß ich so die Herrschaft über mich verloren hatte und so unvorsichtig gewesen war.

„Was fehlt dir?“ sagte er, den Arm um meinen Nacken schlingend. „Warum regst du dich eines verfluchten Volkes wegen plötzlich so auf? So viel ich mich erinnere, ist es zum ersten Male, daß du von einem seltsamen Widerspruchsgeiste erfaßt die Partei der Juden ergreifst?“

„Das ist wahr; warum wirklich?“ murmelte ich, indem ich mich zu fassen versuchte. Das Bild, das ich von dem Leben der Juden gezeichnet, war ja wirklich ebenso ideal in seiner Schönheit, wie das von Paul beschriebene übertrieben in seiner Häßlichkeit war. „Nun, ich wollte dich nur daran erinnern, daß auch sie menschliche Wesen sind.“

„Ach! ja, das ist eben tief zu beklagen,“ bestand Paul, „daß menschliche Wesen so tief fallen konnten. Wer aber hat dir von all den engelgleichen Eigenschaften der Juden erzählt, die du eben so geläufig herzähltest.“

„Niemand,“ antwortete ich.

„Dann hast du sie erfunden. Ha! ha, ha!“

Paul brach in lautes, fröhliches Lachen aus. Dieses Lachen durchschnitt meine Seele wie ein zweischneidiges Schwert, aber ich bezwang mich und lächelte gleichfalls. Paul ging seelenvergnügt in sein Zimmer.

Wir trafen einander beim Mittagessen und bei unserm frühen Abendbrot wieder. Paul war ganz erfüllt von seinem Buche, ich selbst hing meinen Gedanken nach, und wir erneuerten unsern Disput nicht. Selbst ein Heiliger ist nicht frei von Egoismus, und hinter Pauls schönen Reden von russischen Idealen und dem Unverstand der Regierung, nicht alle demokratischen und nihilistischen Regungen gleich im Keime zu vernichten, liegt doch, davon bin ich über-

zeugt, daß, wenn er der Zukunft gedenkt, mein lieber, heiliger Paul, er sich als Vertreter der russischen Ideale hoch geehrt und mit einem Heiligenscheine um das Haupt sieht. Wenn er nur diese Ideale so beredt in seinem Buche schildert, wie er davon spricht, so wird er wenigstens viel gelesen werden.

Aber ich habe mir einen Frömmler erzogen.

Und je bigotter er ist, um so mehr sehnt sich mein Herz nach dem einfachen, erhabenen Glauben meiner Väter. Hinter all dem verflochtenen Netzwerk der Zeremonien und des jüdischen Ritus erkennt der helle Blick des gereiften Mannes, der geliebt und gelebt hat, die Umrisse eines Glaubens, der groß in seiner Einfachheit und erhaben durch seine Lebensfähigkeit und Dauer ist. Der Geist der Religion hat sich mit Fleisch bekleidet, wie dies notwendig war, wenn Menschenaugen ihn erblicken und mit ihm leben sollten. Er hat sich mit Gewandungen umhüllt, und seine Stimme spricht durch Musik zu uns.

Sobald Paul morgen abgereist ist, muß ich mir einen Zukunftsplan zurecht zimmern. Sein Buch wird ihm zweifellos den Weg zu Ehre und Reichtum bahnen. Was aber bleibt mir übrig? So weiter zu leben, wie ich es bisher getan, erscheint mir ganz unerträglich. Nichts für mein Volk zu tun, weder durch mein Handeln noch durch mein Geld, abgeschnitten von der Welt in diesem schläfrigen Dorfe weiter zu leben — nein, das halte ich nicht mehr aus. Der Tod sogar ist besser als ein solches Lebendig-begraben-sein. Und doch, ist es möglich, daß ich wieder Fühlung zu meiner längst geschwundenen Jugend bekomme, daß, nachdem meine Seele einen Rip van Winkel ähnlichen, langen Schlaf getan, sie zu neuem besseren Leben erwacht? Soll mein Volk wieder eine Schlange an seinem Busen aufnehmen? Nun, komme was wolle, dem Leben, wie ich es jetzt führe,

muß ein Ende gemacht werden! Selbst in diesem Augenblicke ist mir's, als würde ich von vorwurfsvollen Stimmen verfolgt. Wenn ich gleich meine Feder niederlege, um in mein Schlafzimmer zu gehen, werde ich vorsichtig meine Kerze anzünden, ehe ich die Lampe auslösche, denn eine auch nur momentane Dunkelheit würde meine Seele mit Grauen erfüllen! Plötzlich auftauchende Erinnerungen, Echos aus der Jugendzeit erwachen; die Gestalten meiner toten Eltern, seltsame Fragmente längst verklungener Reden und Lieder umgeben mich. Ich höre das Sausen des Windes in den Bäumen des „Hauses der Lebenden", die wie aus weiter Ferne zu mir dringende Stimme des Chazan, der eine wundersame, sinnverwirrende Melodie singt. Mir ist, als lebe ich wieder in dem kleinen übervölkerten Cheder, wo der Rabbi seinen monotonen Singsang ableiert; ich höre, wie der Stein durch die Luft saust, den der kleine Ivanowitsch an meine Stirn schleuderte, weil ich „Christus gekreuzigt" hätte! — Nein, nein, meine Nerven sind nicht stark genug, um noch länger solche Visionen zu ertragen.

Mein ganzes Leben lang habe ich zurückgezogen und einsam verbracht. In das innerste Innere meines Herzens hat kein Mensch Einblick gehabt — nicht einmal Katarina. Nun aber muß ich die Last von meiner Seele werfen. Ich muß mich, ehe ich sterbe, einem andern lebenden Wesen anvertrauen. Denn dieses tote Papier ist nur ein Notbehelf, es vermag mir keinen bleibenden Trost zu gewähren.

Samstagabend. Beinahe eine Woche ist vergangen, seit ich die obenstehenden Worte geschrieben habe, erst heute zieht es mich wieder zu diesem Buche hin. Ich wollte gestern abend schreiben, als ich mich plötzlich erinnerte, daß es Sabbath war. Ich habe den Sabbath gefeiert. Ich habe Bruchstücke von Gebeten gesagt, die

wunderbarer Weise mir ganz von selbst in das Gedächtnis kamen. Ich habe keinerlei Arbeit getan. Ich habe das Feuer nicht geschürt, obwohl es kalt war und ich vor Frost schauerte. Nun ist neuer Friede über mich gekommen.

Ich habe von Paul gehört; er hat die Unterhandlungen mit dem Verleger zu Ende geführt. Das Buch berechtigt zu den schönsten Hoffnungen. Nach einer Richtung hin wünsche ich ihm ja Erfolg. Viel schaden kann sein Werk ja auf keinen Fall, und ich bin ja trotz alledem stolz auf Paul. Er würde ein ausgezeichneter Rabbi geworden sein! Es scheint, daß dieser Verleger auch Eigentümer einer Zeitung ist, und daß er Paul eine Anstellung angeboten hat, die genug abwirft, um sorgenfrei leben zu können. Er wird daher einige Monate in Moskau bleiben, um die Korrekturen seines Buches zu machen. Er fürchtet, daß mit dem fortwährenden Hin- und Herreisen zu viel Zeit verloren geht. Obgleich ich weiß, daß ich mich oft genug schmerzlich nach ihm sehnen werde, ist das im ganzen bei meiner jetzigen Stimmung eine große Erleichterung für mich. Morgen zum Beispiel ist Sonntag, und ich werde ihn leichter verbringen als mit Paul. Erstens werde ich nicht zur Kirche gehen, wenn auch die alte ehrliche Klara Petroffskovna darüber sehr erschrocken sein, sich bekreuzigen und vielleicht sogar die Suppe verderben wird. Was meine Nachbarn betrifft, so mögen der Startchina, die Starostas, der pensionierte Major aus Kurland und der trunkfeste Prinz Schoubinoff klatschen und schwätzen, was immer sie wollen. Ich will überhaupt höchstens noch ein paar Wochen hier bleiben. Außerdem kann ich sagen, daß ich krank sei. Nein, bei näherem Nachdenken scheint mir, daß es besser ist, das nicht zu tun. Es ist genug der Lüge und der Heuchelei!

Sonntag. — Der Tag war furchtbar langweilig und qualvoll. Ich versuchte das alte Testament zu lesen, natürlich mußte ich ein russisches Exemplar nehmen, weil ich keine hebräischen Bücher habe. Es ist auch zweifelhaft, ob ich sie noch lesen könnte, wenn ich sie hätte. Aber die schwarze Wolke über mir wollte sich nicht verscheuchen lassen. Ich vermag kaum zu schreiben. Mir ist, als habe ich Blei in den Gliedern, mein Kopf schmerzt furchtbar. Aber ich weiß, daß all diese Leiden nicht körperlich sind.

Montag. Die Depression, unter der ich seufze, dauert immer noch an. Ich habe eine kleine Ausfahrt aufs Land unternommen. Ich ruderte den Strom hinauf in einer Duscehubka. Ich versuchte es, an nichts anderes zu denken als an die Farben des Waldes und das Leuchten des Wassers. Die Luft war nicht so kalt, wie in den letzten Tagen, aber das rötliche Braun der Pinien erregte nur traurige Gedanken in mir. Die Sonne ging blutrot hinter dem Hügel unter. Einmal war mir's, als höre ich in weiter Entfernung das Heulen von Wölfen.

Montag. — Nun ist gerade eine Woche darüber hingegangen. Nicholas Alexandrowitch sagt, ich dürfe noch nicht schreiben; aber es drängt mich, ein paar Zeilen hinzuwerfen. Es ist aber doch seltsam, wie jede Gewohnheit, selbst die Gewohnheit, ein Tagebuch zu führen, uns zu ihrem Sklaven macht, so daß man nur an die vernachlässigte Aufgabe denkt. Also gut! Ich bin krank gewesen, und es war insofern ein Glück, daß ich es gerade jetzt gewesen bin, weil die furchtbaren Stürme der letzten Woche mich doch an das Haus gefesselt haben würden. Nicholas Alexandrowitch sagt, daß es ein leichter Anfall von Influenza gewesen sei. Wenn das ein leichter Anfall war, so möge mich Gott vor einem schweren behüten. Wäre es übrigens nicht besser gewesen, die Krankheit hätte mich dahingerafft?

Aber das ist ein feiger Gedanke. Ich muß jetzt der Zukunft tapfer in das Auge sehen, denn ich selbst bin der Schmied dieser Zukunft. Seltsam, wie meine Schrift zittert, wie die Buchstaben mir vor den Augen tanzen! Ich muß der Warnung meines Arztes gedenken. Nicholas ist ein freimütiger, gutherziger Mensch, er ist unser Dorfarzt, und ich habe zwei- oder dreimal im Bette mich mit ihm unterhalten. Beiläufig gesagt, glaube ich nicht, daß Freund Nicholas ein überzeugter und gläubiger Christ ist. Er sagte ein paar mal Dinge, die ich ernsthaft hätte nehmen müssen, wenn ich das wäre, wofür er mich hält! Meiner skeptischen Seele jedoch erschienen sie höchst sympathisch. Wie drollig war die Geschichte, die er von dem Archimandriten von Czernowitz erzählte. —

Donnerstagnachmittag. Meine Eile, das Bett zu verlassen, hat mich auf das Krankenlager zurückgeworfen. Aber ich habe nur wenig Schmerzen gehabt. Ich bin ganz befreundet mit Nicholas Alexandrowitch geworden; er hat mir versprochen, den heutigen Abend mit mir zu verbringen. Körperlich geht es mir jetzt besser, aber mein Gemüt ist immer noch tief beunruhigt. Paul schreibt nicht, und sein Schweigen versetzt mich in die größte Angst. Es sind 12 Tage her, seit ich den letzten Brief von ihm gehabt. Was kann mit ihm los sein? Ich fürchte, daß er sich überarbeitet. Aber schnell meine besten Zigaretten für Monsieur le médécin in Bereitschaft gelegt! Seltsam, daß diese Krankheit mir vielleicht einen Freund zugeführt hat. Aber, ach, nichts vermag mir einen Vertrauten zu geben!

11. — Ich habe eine überwältigende Entdeckung gemacht! Nicholas Alexandrowitch ist ein Jude! Ich weiß nicht, wie es kam, und was er plötzlich sagte: wir sahen uns einander betroffen an, und dann schien uns beiden plötzlich ein Licht aufzugehen! Wir lasen uns unser gegen-

seitiges Geheimnis aus den Augen ab. Unsere Hände begegneten sich in festem, freundschaftlichem Drucke, wir beide fühlten, daß wir Brüder seien. Dennoch denkt und glaubt Nicholas ganz anders wie ich. Wie seltsam und geheimnisvoll ist dieses Gefühl der Verbrüderung, das unser Volk trotz der Verschiedenheit des Ranges, des Vaterlandes und selbst des Glaubens so fest miteinander verbindet. Denn Nicholas ist eifriger Agnostiker; er hat ebensowenig Sympathie für meinen wiedergefundenen Glauben wie jeder gewöhnliche Christ. Trotzdem ist mein Interesse für ihn nicht nur wärmer, sondern auch ganz andrer Art, wie ich es je für einen Christen empfunden habe, selbst für Katarinas Bruder. Ich habe ihm alles gesagt. Ja, kleines Buch, ich habe auch ihm alles gesagt. Und er lacht mich aus. Aber aus diesem Lachen spricht mehr Brüderlichkeit, als aus den Beifallsworten eines Christen. Wie zwei Felsen, deren Spitzen weit voneinander entfernt aus dem Ozean ragen, und deren Fuß fest miteinander verwachsen ist, so sind auch wir unauflöslich verbunden. Nicholas lacht über das Judentum, das sich überlebt habe, und das nicht wert sei, weiter zu existieren. Er erklärt, daß das auserwählte Volk zum Spielball des Schicksals geworden sei, da es nur von Illusionen und Einbildungen lebe, und daß die Treue an den Glauben der Väter mit Verfolgung und Herzeleid belohnt worden sei. Er bedauert die Kinder Israels, wie er einen Hund bedauert, dessen Herr gestorben, und der, Nahrung verweigernd, trauernd um das Grab des Gebieters schleicht. In Wahrheit fühlt er genau so, wie ich gefühlt, ehe diese Reaktion über mich gekommen, nur daß er wenigstens noch Mitleid für sein Volk empfindet. Äußerlich bekennt er sich zum Christentum, weil es sonst unmöglich wäre, hier in Frieden zu leben. Aber er verachtet die armen Bauern, deren fieberheiße Stirn er mit der zarten

Hand einer Frau berührt. Er betrachtet sie eigentlich nur wie eine höhere Art von Tieren und die Leute der besser situierten Klasse wie Tiere, die alle Laster und keine der Tugenden der Muchiks haben. Für meine Sehnsucht nach dem Judentum hat er nur einen gutmütigen Spott; er meint, das käme davon, daß ich noch angegriffen von der kaum überstandenen Influenza sei. Er sagt, daß alle Symptome meines Leidens körperlicher und nicht geistiger Art seien, daß der Verlust Katarinas mich bedrücke, daß dieser Druck mich zu dem einsamen Leben verleite, und daß dann diese selbstauferlegte Einsamkeit wieder auf mein Gemüt einwirke. Er behauptet, daß die Religion nur die Ausscheidung eines kranken Geistes sei, und daß mein Judentum mit den letzten Spuren der Influenza verschwinden würde. Es ist wirklich etwas Wahres in dem, was er sagt, seine Diagnose und Analyse meines Zustandes ist eine richtige. Er rät, mir möglichst viel Bewegung in freier Luft zu machen und dann in eine größere Stadt zu ziehen. Mich wieder zum Judentum zu bekennen, mich mit einem ausgestoßenen Volke, einer ihrem Untergang entgegengehenden Religion zu verbinden, hält er für eine große Torheit und für sehr überflüssig. Die Welt habe genug von diesen veralteten Vorurteilen und Zeremonien und würde sie bald genug abtun, meint er zuversichtlich, gemütlich seine Zigarette rauchend und an dem Chartreuse nippend. Er beweist mir -- und das ist wahr genug — daß ich ja nicht der einzige bin, der nicht von der Religion überzeugt ist, zu der er sich bekennt, und daß, wie er sich epigrammatisch ausdrückte, gerade die Orthodoxen die größten Raskolniks[1] sind. Die Statistik der Vorsteher der Synode gibt allerdings nur ein höchst mangelhaftes Beweis-

[1] Raskolniks nennt man die Dissidenten oder Andersdenkenden.

material. Nun, es ist immerhin ein Trost, in Gesellschaft verdammt zu werden. Obwohl ich nicht in allen Punkten mit ihm einverstanden bin, so hat mir die Aussprache mit ihm doch sehr wohlgetan. Die über mir hängende schwarze Wolke hat sich schon teilweise verzogen — vielleicht war mein Leiden wirklich mehr körperlich wie geistig. Ich fühle mich besser und vor allem ruhiger wie in den vergangenen Monaten. Ich kann jetzt in Ruhe darüber nachdenken, ob es wirklich geraten ist, zum jüdischen Glauben zurückzukehren. Selbst wenn ich Pauls Verachtung ertragen könnte, würde, wie Nicholas meint, doch eine große Gefahr für mich dadurch entstehen, daß ich dem orthodoxen Glauben entsagte. Selbstredend würde es ja sehr leicht sein, den Priester und die geistlichen Autoritäten zu bestechen, um die Certifikate über die Teilnahme am Abendmahl, auch ohne daß ich wirklich dabei war, zu erlangen. Aber das wäre nur eine neue Heuchelei. Auf der andern Seite, was soll aus Pauls Aussichten werden, wenn es bekannt würde, daß sein Vater ein „Jüd" sei? Aber ich kann jetzt nicht an all das denken. Pauls Schweigen erfüllt mich mit quälender Unruhe. Eine düstere Ahnung bedrückt mich. Mein liebes Täubchen, mein duscha Paul!

Freitagnachmittag. Noch immer kein Brief von Paul! Was nur vorgefallen sein mag? Ich habe ihm geschrieben und kurz mitgeteilt, daß ich krank gewesen bin. Wenn ich nicht in ein oder zwei Tagen Nachricht von ihm bekomme, will ich nach Zlotow reiten und von dort aus telegraphieren.

Samstagmorgen. Alle meine religiösen Zweifel sind vergessen über dem einen alles verschlingenden Gedanken an Paul. Selbstsüchtig wie immer ließ ich ihn allein in die so weit entfernte Stadt ziehen, wo er allen Gefahren des Lebens ausgesetzt ist. Vielleicht ist er krank,

vielleicht ist das Gehalt, das er als Journalist bezieht, ein so knappes, daß er kaum davon leben kann und hungern muß.

Samstagabend. — Ach, diese grausame Enttäuschung! Endlich kam ein Brief; aber er war von meinem Geschäftsfreunde, der mir riet, Geld in einer südamerikanischen Anleihe anzulegen. Ich habe ihm carte blanche gegeben. Was nützt mir mein Geld? Bei der Erziehung, die ich Paul gegeben, würde er nichts damit anzufangen wissen. Er eignet sich nur dazu, Mönch zu werden. Vielleicht tritt er wirklich noch mal in ein Kloster ein. O, warum schreibt er nicht? Paul, mein armer St. Paul. —

Sonntag. — Dem gewohnten Glockenruf gehorchend, ging ich heute in Nicholas Alexandrowitchs Begleitung zur Kirche und verneigte mich mechanisch vor dem Mutter-Gottesbilde an der Straßenecke. Ich habe, wie Nicholas dies vorher gesagt, meine alte Gleichgültigkeit wiedergefunden. Ich habe die notwendigen Anordnungen getroffen. Alles ist vorbereitet. Morgen gehe ich nach Zlotow; von da fahre ich direkt nach Moskau. Er würde mir nicht die Wahrheit sagen, wenn ich telegraphierte... Das Wetter ist bitterlich kalt, und die Öfen hier sind so klein. . . Ich zittre vor Kälte, aber ein Glas Branntwein wird mir gut tun . . . Es klopft . . . Klara Petroffskowna ist zur Tür gelaufen. Wer kann es sein? Paul?

Montagnachmittag. — Nein, es war nicht Paul. Nur Nicholas Alexandrowitch. Er hat im Dorfe erfahren, daß ich Reisevorbereitungen treffe, und kam, um sich zu erkundigen und mir Vorwürfe darüber zu machen, daß ich ihm kein Wort gesagt. Er sah ganz erleichtert aus, als ich ihm sagte, daß ich nur nach Moskau wolle, um nach Paul zu sehen. Ich glaube, er hat gedacht, ich hätte Gewissensbisse über meinen am Morgen verrichteten Kirchgang bekommen und wolle nun fort, um wieder Aufnahme

in der Synagoge zu suchen. Außer dem Besitzer des Wirtshauses ist in diesem gottverlassenen Dorfe kein Jude. Natürlich ausgenommen den Doktor und mich. Übrigens könnte ja auch der Pope vielleicht ein Jude sein! Ich lache über die Vermutung — — aber, wer weiß? Jedenfalls bin ich hier geblieben und sitze nun in meinen wärmsten Pelzmantel gepackt, während Nicholas auf dem Wege nach Moskau ist. Er hat die Wahrheit gesprochen, als er sagte, daß ich noch viel zu schwach sei, um eine Reise zu unternehmen. Diese elenden federlosen Wagen können den Gesundesten krank machen. Ob Nicholas aber ganz wahr gesprochen, als er behauptete, auch zufälliger Weise in Moskau Geschäfte erledigen zu müssen, das kann ich nicht sagen. Ja, er ist ein herzensguter Junge, mein Bruder Nicholas. Morgen werde ich wissen, was mit meinem Sohne, meinem einzigen Kinde, vorgefallen ist.

Dienstagabend. — Gott sei Dank! Ein Telegramm von Nicholas. „Habe Paul gesehen. Keine Ursache dich zu beunruhigen. Brief folgt.“ Segen über dich, mein Freund, für alle Mühe, die du dir meinetwegen machst. Ich fühle mich schon viel besser. Ich denke mir, daß Paul sich mit Herz und Seele in seine neue journalistische Arbeit gestürzt hat und darüber seinen alten Vater vergessen hat. Es sind doch erst 14 Tage her, daß er abgereist, aber mir scheint es eine Ewigkeit zu sein. Jedenfalls wird er jetzt schreiben. Ich werde in ein oder zwei Tagen von ihm hören. Aber da kommt mir ein plötzlicher Gedanke! Brief folgt? Wer wird schreiben? Paul oder Nicholas? O Paul, zweifellos Paul selbst! Nicholas wird ihm erzählt haben, daß ich mich seinetwegen beunruhige. Morgen schon, spätestens übermorgen werde ich einen Brief von Paul bekommen. Nun ist alles gut.

Mich wundert, was Paul wohl dazu sagen würde,

wenn ich ihm die ganze Wahrheit sagen wollte? Aber das wird niemals geschehen.

Donnerstagnachmittag. — Ein Brief von Nicholas. Ich will ihn hierhin setzen. „Lieber Demetrius! — Ich hoffe, Du hast mein Telegramm erhalten und bist nun beruhigt. Ich hatte eine ganz nette Reise hierher; mein Reisegefährte war ein Staatsbeamter, der sehr stolz auf sein Vaterland und auf das Stanislauskreuz ist, das er um den Hals trägt. Ich bin niemals einem so selbstgefälligen Esel begegnet, wie dieser Kerl ist; er übertrifft selbst Deinen Freund, den Fürsten Subinoff, wenn er in seinem Sonntagsstaat und mit seiner „Barina“ am Arme einherstolziert. Du kannst Dir wohl denken, wie ich ihn aufgezogen habe. Ich habe Dir viele drollige Geschichten über ihn zu erzählen, wenn ich zurückkehre. Aber ich will auf Paul kommen! Das erste, was ich tat, war natürlich, zu seinem Verleger zu gehen — es ist eine der größten Firmen hier. Von ihm erfuhr ich, daß Dein Sohn seine Adresse noch nicht gewechselt hat und immer noch Kitai-Goroa wohnt, wie er Dir in seinem ersten Briefe geschrieben hat. Ich wollte nicht gleich zu ihm gehen, weil ich dachte, es wäre besser, er wisse nichts von meiner Anwesenheit, für den Fall, daß irgend etwas nicht mit ihm stimmte, was für Dich zu erforschen ratsam wäre. Ich hielt mich daher zunächst in der Nähe des Zeitungsverlages auf, und schon nach ein paar Stunden sah ich Paul. Er macht einen etwas überarbeiteten Eindruck und sieht nicht besonders gut aus. Ich denke mir, daß die Revision seines Buches ihn sehr anstrengt. Er hat mich noch nicht gesehen und soll mich auch nicht eher sehen, bis ich sicher bin, daß er nicht in irgendeiner Verlegenheit ist. Nur, weil er Dir nicht geschrieben, denke ich, es könne irgend etwas nicht stimmen, sonst würde ich ohne Zögern den überanstrengten

Ausdruck seines Gesichtes auf Kosten übergroßer Arbeit und vielleicht seiner religiösen Schwärmerei setzen. Als er aus der Redaktion kam, ging er sofort in die Kathedrale. Ich bleibe noch einige Tage hier und werde Dir schreiben. Es ist hier schrecklich kalt. Das Thermometer steht unter dem Gefrierpunkt. Ich sitze in meiner schuba und zittre vor Kälte. Au revoir! Nicholas Alexandrowitch."

Der Brief befriedigt mich nicht ganz. Er sieht so aus, als ob noch etwas zwischen den Zeilen stände. Paul ist zweifellos krank oder religiös überspannt. Aber jedenfalls bin ich doch einigermaßen beruhigt. Ich kann nun Nicholas' zweiten Brief mit mehr Ruhe abwarten. Aber warum nur schreibt der Junge nicht selbst? Er muß meinen Brief, in dem ich ihm mitteilte, daß ich krank gewesen bin, nun erhalten haben. Und dennoch kein Wort der Teilnahme! Nicholas' Einfall, den Spion zu machen, gefällt mir durchaus nicht. Als ob man meinem Sohne nicht vertrauen könnte! Was argwöhnt Nicholas? Aber vielleicht findet er es interessanter, ein Geheimnis zu erfinden, um dann nachher die Ehre zu haben, es zu erforschen. Diese Männer der Wissenschaft sind so überschlau — aber manchmal schneiden sie sich.

Freitagnachmittag. — Endlich hat Paul geschrieben.

„Mein teures, liebes Väterchen! Ich bin erstaunt, daß Du Dich meinetwegen beunruhigst. Es geht mir hier ganz gut, und ich habe alle Schwierigkeiten, die sich mir erst in den Weg stellten, besiegt. Wie kannst Du Dich nur unterstehen, krank zu werden? Ich hoffe nur, daß Nicholas Alexandrowitch Dich ordentlich pflegt und behütet. Beiläufig gesagt, war es mir heute morgen auf der Brücke beinahe so, als habe ich dort den Mann herunterblicken gesehen. Aber es fand gerade eine kirch-

liche Prozession statt; und so bin ich an dem Manne vorbeigelaufen. Es ist ja auch so unwahrscheinlich, daß es unser Doktor hätte sein können, daß ich mir nicht die Mühe machte. ihm nachzugehen. Ich habe schon verschiedene Bogen meines Buches korrigiert. Der Erzbischof Vorenkin hat mir huldvoll gestattet, es ihm widmen zu dürfen. Meine Artikel im „Courier“ erregen einige Aufmerksamkeit. Ich habe in der Redaktion Auftrag gegeben, daß die neusten, die morgen erscheinen, Dir zugesandt werden. Mögen die heilige Mutter und alle lieben Heiligen Dich in ihren gnädigen Schutz nehmen. Dein Dich liebender Sohn Paul.

P. S. Ich verdiene mehr Geld, als ich ausgebe, und würde mich sehr freuen, Dir etwas schicken zu dürfen, falls Du es gebrauchen kannst.“

Mein lieber Junge! Wie war es nur möglich, daß ich mich dir so entfremdet fühlen konnte? Ich will zu dir eilen, mit dir leben, deine Triumphe teilen. Keine elenden Gewissensskrupel sollen uns voneinander trennen. Die Vergangenheit ist unauslöschlich, die Zukunft ist ihre unvermeidliche Frucht. Sei es so. Die geistigen Qualen die ich erduldet, meine religiösen Skrupel waren nur der Ausfluß einer krankhaften Verfassung. Nicholas hatte recht. Und nun will ich die Artikel meines Sohnes lesen, die hier vor mir liegen, und die er selbst mit Blaustift angemerkt hat. Warum sollte ich mit meinen endlosen Grübeleien recht und er unrecht haben?

Samstagabend. — Ich habe eine unklare Erinnerung daran, daß die Erscheinung von drei Sternen am Firmamente das Ende des Sabbaths bedeuten. Aber heute schimmern anzählige Sterne an dem frostigen Nachthimmel. Der Sabbath ist vorüber, und ich schleppe mich wieder an das Schreibpult, um die Angst meines gequälten Geistes los zu werden. Den ganzen Tag habe ich in lethargischem

Zustande dagesessen und über die izbas und die Kohlfelder weg nach den Hügeln gestarrt. Wie schön und friedlich heute abend alles mir erscheint! O Gott, soll ich nicht auch endlich teilnehmen an diesem Frieden?

Wenig ahnte ich, was mich erwartete, als meine Augen zärtlich auf dem ersten Satze von Pauls Artikel ruhten. Es war ein Beitrag zur Judenfrage, der in giftigen, schneidend harten und grausamsten Ausdrücken gehalten war. Es war eine Anklage gegen die Kinder Israels, die im Tone sittlicher Entrüstung sie der schlimmsten Verworfenheit bezichtigte. Der Inhalt dieser Anklage war ebenso verleumderisch und skandalös, wie der Stil der Worte vornehm und ideal war. Dieser Artikel war gleichzeitig niedrig wie die Hölle und rein wie der Himmel, er atmete die Grausamkeit eines Torquemada und die Heiligkeit Tolstois. Ich erkannte in jeder Zeile Paul, meinen edlen, bigotten und ach, geistig so beschränkten Paul. Als ich zu Ende gelesen, zitterte ich am ganzen Körper. Zorn und Aufregung erhitzten mein Blut fieberhaft. Alle in mir schlummernden jüdischen Instinkte erwachten zu neuem Leben, und ich erkannte, was für ein schwacher, elender Mensch ich gewesen bin und noch bin. Zu denken, daß es mein eigener Sohn ist, der mein Volk in solcher Weise schmäht! Was kann ich tun? Boshe moi, was kann ich tun? Wie kann ich einem so unnatürlichen, furchtbaren Treiben ein Ende machen? Ich wage nicht, Paul die Augen zu öffnen. Und doch ist dies meine Pflicht! Und trotzdem weiß ich, daß ich diese Pflicht nicht erfüllen werde. O Gott, habe Erbarmen mit mir!

Dienstag. — O Gott, habe Erbarmen mit Paul. Nicholas versprochener Brief lautet folgendermaßen:

„Lieber Demetrius! Ich habe seltsame Nachrichten für Dich. Es scheint wirklich wie eine Fügung zu sein, daß

ich hierher kommen mußte. Übrigens ist alles nun gut, Du brauchst Dich nicht mehr zu beunruhigen und kannst diese Zeilen ruhig lesen. Als ich am letzten Donnerstag absichtlich in der Nähe der von Paul gewöhnlich benutzten Straßen umherschlenderte, begegnet mir dieser junge Herr plötzlich. Seine Augen starrten wie geistesabwesend vor sich hin, und er schien mich gar nicht zu sehen. Sein Gesicht war leichenblaß und hatte einen ernsten Ausdruck, als ob er einen festen Entschluß gefaßt hätte. Seine Lippen bewegten sich, als ob er etwas murmele, aber ich konnte nicht verstehen, was er sagte. Er hielt einen versiegelten Brief in der Hand. Er war mir so nahe, daß ich die Aufschrift des Briefes lesen konnte. Er war an Dich adressiert. Mich durchzuckte sofort der Gedanke, daß er einen Selbstmord begehen wolle, und daß dies der an Dich gerichtete Abschiedsbrief sei. Ich folgte ihm. Er gab den Brief an der Post ab, wandte sich dann zurück und ging wie ein Somnambuler über die Brücke, ohne sich jedoch dem Geländer zu nahen, schlug mechanisch den Weg zu seiner Wohnung ein, steckte den Schlüssel in die Haustür und fiel dann wie ohnmächtig zurück — in meine Arme. Ich brachte ihn hinauf, erklärte seinem Hauswirt, was vorgefallen sei, brachte ihn zu Bett und — — ich schreibe diese Zeilen von seinem Bett aus. Die Krisis ist übrigens jetzt vorüber, die Gehirnentzündung hat nachgelassen, er hat jetzt nichts andres zu tun, als möglichst schnell wieder gesund zu werden. Aber ich fürchte, er wird sich dazu etwas mehr Zeit nehmen müssen wie andre junge Leute seines Alters. Sein Körper ist durch das viele Beten, Fasten und durch Bußübungen vollständig reduziert. Ich verfluche die Religion, wenn ich den armen Jungen ansehe. Als ob der Kampf mit dem Leben nicht schon hart genug für die Menschheit wäre. Wozu ihn durch solch törichte

und abergläubische Übungen noch erschweren! Aber Du wirst wissen wollen, was der Grund all dieses ist. Nun, batiushka, es ist selbstredend die alte, alte Geschichte! Es ist natürlich «la femme», und die betreffende Dame ist merkwürdiger Weise ein reizendes junges Mädchen aus unserm Volke, mein lieber Demetrius. Sie ist Jüdin, und zwar ist sie die Tochter der strengsten Familie von ganz Moskau, und das eben ist das Tragische der Situation. Natürlich hat Paul nicht die leiseste Idee davon, daß ich dies alles weiß, obwohl es seine fiebernden Lippen waren, die es mir verraten haben. Soviel ich aus seinen wirren Reden vernommen, haben sie einander heimlich öfter gesehen. Obwohl sie beide nach solcher Zusammenkunft von heftigen Gewissensbissen geplagt wurden, konnten sie doch nicht voneinander lassen und trafen sich immer wieder. Paul verglich sich in seinen Fieberphantasien mit dem heiligen Antonius, ja sogar mit Jesus, als Satan «ce chef admirable» ihm die Herrlichkeit der Welt zeigte. Aber der arme Junge muß wirklich schwer gelitten haben. Und er hat den endgültigen Entschluß gefaßt, sie aufzugeben. Wahrscheinlich hat er Dir in seinem Briefe dies mitgeteilt. Ist das nicht eine ganz tolle Geschichte? Rachel Jakobvina heißt das Mädchen, und ihre Eltern haben ein Kleidermagazin hier in der Nähe. Ihr Vater ist der Parnaß seiner Synagoge. Du erinnerst Dich doch gewiß aus Deiner Jugend, was das bedeutet! Sie ist wirklich ein süßes, entzückendes kleines Wesen — offenbar hat Paul Geschmack. Nach dem, was Du von ihm erzählt hast, habe ich das auch gar nicht anders erwartet. Der arme Kerl liegt so still da, und unter den Eisumschlägen auf seiner Stirn sieht er mich beinahe vorwurfsvoll an; es ist, als bedaure er, daß Nicholas Alexandrowitch ihn einem Leben zurückgegeben hat, das er schon für überwunden hielt. Armer Paul! Er ahnt nicht, was

ich hier schreibe! Aber er wird die Krisis seines Lebens bald genug ganz überwunden haben, und dann heiratet er eine blonde, blauäugige Cirkassierin, die mit ihm fastet und betet und sich nach dem Reiche Gottes sehnt, wo das ganze Jahr hindurch Fasttag ist. Er hält es für ein Verbrechen, eine jüdische Jungfrau zu verehren, während er die Hälfte seines Lebens mit dem Madonnenkultus verbringt; er vergißt es, daß die heilige Familie eine jüdische war! Wie er erschrecken würde, wenn ich ihm dies klar machen wollte! Aber meine Feder geht mit mir durch und mein Patient sieht durstig aus. Proschai! Nicholas.

P. S. Es ist nicht die kleinste Gefahr eines Rückfalls zu fürchten, es sei denn, daß ihm das Teufelsmädel wieder in den Weg kommt. Ich suche ihn so viel wie möglich zu zerstreuen. Außerdem scheint mir, daß er wirklich Herr seiner Leidenschaft geworden sei. Diese Krankheit ist wie das Siegel auf einen unwiderruflichen festen Entschluß. Ich habe gehört, wie er die Worte des ihr gesandten „Abschiedsbriefes" wiederholte. Es ist vorüber."

— — Deshalb also hast du nicht geschrieben, diese Tragödie versteckte sich hinter deinen einfachen Worten: „Ich habe nun alle Schwierigkeiten besiegt, die mir zuerst im Wege waren." Du hast nur deshalb in so verächtlicher bitterer Weise über mein Volk geschrieben, um dir selbst in Gedanken den Weg zu einer Verbindung damit endgültig abzuschneiden. Ich verstehe dich jetzt ganz, mein Junge, mein armer großdenkender Sohn. Was mußt du gelitten haben! Wie mußte sich dein Stolz bei dem Gedanken empören, mir ein solches Geständnis machen zu müssen — ach, du konntest ja nicht wissen, wie sehr es mich entzückt haben würde! Daß die Versuchung gerade in dem Augenblicke an dich herantreten mußte, als du dein großes Werk über die Ideale des heiligen Rußlands veröffentlichtest! Die

Wege der Vorsehung sind wahrlich geheimnisvoll. Und doch: könnte es vielleicht nicht noch alles gut werden, wäre es nicht möglich, daß der Himmel mir diese Gnade erwiese, die zu verdienen ich willig mein Leben opfern würde? Es ist unmöglich, daß die Leidenschaft meines Sohnes ganz erloschen sein sollte. Solche Flammen erlöschen nur scheinbar: ich will zu ihm gehen und ihn alles sagen.

Die Neuigkeit, daß er selbst ein Jude ist, wird eine förmliche Revolution in ihm hervorrufen. Seine Liebe wird neu aufflammen, und sie wird ihm nicht mehr wie eine verbotene Frucht erscheinen. Sie wird ihm in das Ohr flüstern, daß die Schranken der Erziehung ihn nicht auf die Dauer von dem Volke und dem Glauben, dem er durch Geburt und durch seines Vaters Glauben angehört, zu entfremden vermögen. In dieses Mädchens Augen wird er eine Botschaft und einen Befehl Gottes lesen, mir aber werden sie Frieden und Versöhnung mit dem Allerhöchsten verkünden. Tränen verdunkeln meine Augen, ich vermag kaum zu schreiben. Das Glück, dem ich entgegensehe, ist zu groß. O Segen über dein süßes Antlitz, Rachel Jakobvina, du meine zukünftige, liebe Tochter. Dir ist die heilige Aufgabe zugefallen, zwei zärtlich liebende, einander aber entfremdete Menschen wieder zu vereinigen und sie vor dem Untergange zu retten. Ja, Gott ist gnädig! Morgen trete ich meine Reise nach Moskau an.

Donnerstag. — Wie soll ich es schreiben? Nein, der Herr kennt keine Gnade. Der Himmel über mir lacht in unerbittlicher Klarheit und Kälte. Die Luft ist rauh und schneidet wie ein Messer. Paul ist wohl — oder doch so wohl, wie man es von einem Rekonvaleszenten erwarten kann. Er muß ein Herz von Eis haben. Aber es ist ein Glück, daß er es hat, wie sollte er sonst sein Schicksal ertragen. Ich kam also in Moskau an und jagte bald in

einer Droshky über die wohlbekannte Brücke Pauls Wohnung zu. Ein Menschenauflauf verhinderte mein Weiterkommen. Einige burlaks hatten die Leiche eines jungen Mädchens aus dem eistreibenden Flusse gezogen. Ein banges Vorgefühl machte mein Herz rascher schlagen, aber ehe ich fragen konnte, drängte sich ein alter, mit einem Kaftan bekleideter Mann in langem, weißem Barte angsterfüllt aus der Menge, zog das Tuch von dem Gesicht der Toten und stürzte sich, als er das holde Antlitz der Dahingeschiedenen erkannte, mit einem herzzerreißenden Schrei über die Leiche. Dann raffte er sich wieder auf, murmelte resigniert und feierlich ein hebräisches Gebet, zerriß sein Gewand, legte das Tuch wieder über das Gesicht der armen Schönheit und folgte weinend dem traurigen Zuge. Es schien, als wage es keiner, den Juden zu verspotten. Von Mund zu Mund murmelte man: „Es ist Rachel Jakobvina“.

Samstagabend. — Ich schlich mich heute morgen in die Synagoge, wo ich der Zielpunkt mißtrauischer Blicke war. Ich hätte beinahe in Gedanken den Hut abgenommen. Irgend wer bot mir einen Talis an, womit ich mich verlegen umhüllte. Der Gottesdienst rührte mich tief. Ich habe weder den Willen noch die Fähigkeit, meine Gefühle zu beschreiben. Ich fühlte mich wieder jung. Die zwischen dem Heute und meiner Jugendzeit liegenden Dekaden schienen ausgelöscht zu sein. Rachels Vater sprach den Kaddisch. Der Friede Gottes zog in meine Seele ein. —

Paul schläft. Ich habe Nicholas zu bestimmen gewußt, sich nun endlich auch die ihm so notwendige Ruhe zu gönnen. Ich lese die Psalmen in hebräischer Sprache. Die Sprache kommt allmählich ganz von selbst in mein Gedächtnis zurück.

Montag. — Paul ist auf und liest — Korrekturen. Ich habe Rachels Vater, der am Boden sitzt und trauert.

aufgesucht, um ihm zu kondolieren. Ich habe ihm gesagt, daß ich ein Fremder sei und zufällig von dem traurigen Zufall gehört hätte. Ich habe ihm 500 Rubel für die Synagoge gegeben. Die ganze jüdische Gemeinde spricht von dem Großmut des reichen jüdischen Grundbesitzers vom Lande. Glücklicherweise ist nicht die kleinste Gefahr, daß Paul etwas davon erfährt, was ich tue. Er ist immer noch an das Zimmer gefesselt; Nicholas und ich teilen uns in seine Pflege.

Dienstag. — Ich komme eben von einer Versammlung der Kolonisationsgesellschaft für Palästina. Himmel, welche Ideale erfüllen die Brust dieser hochdenkenden Männer, von denen die Welt behauptet, daß sie sich nur um ihren eigenen Vorteil kümmern. Ihre Seele wendet sich dem Orient zu, wie die Magnetnadel sich nach Norden wendet. Und welches Mitleid die Bessersituierten unter ihnen mit ihren armen Brüdern haben! Mit welchem Enthusiasmus sie den Plan zu verwirklichen suchen, die geknechteten Kinder Israels über die Grenze und in das Zentrum jüdischen Ehrgeizes, in das heilige, das gelobte Land zu führen! Wie sie gerührt waren, als ich ihre Finanzen mit einem Schlage verdoppelte. Meine armen, vielgeschmähten Brüder!

— — — — — — — — — — — — — — —

Odessa, Montag. — Es ist beinahe ein Jahr vergangen, seit ich nicht in dieses Buch geschrieben habe. Nun, nach einer Pause verhältnismäßigen Friedens kehre ich wieder zu ihm zurück. Paul hat mich in meinem stillen Haushalte überfallen. Seit elf Monaten habe ich nun in diesem kleinen, die Reede überschauenden, zweistöckigen Hause gelebt. Isaak und die Ekonomka sind meine einzigen Hausgenossen gewesen. Solange als ich meine Kümmernisse dem Ohre des alten ehrwürdigen Rabbi vertrauen konnte, der finanzielle Hilfe ebenso benötigte, wie

ich die geistige, bedurfte ich deiner nicht, kleines Buch, dem ich mein Leid so oft vertraut. Aber dieser Besuch Pauls hat alle kaum vernarbten Wunden wieder aufgerissen. Ich habe den Rabbi aus dem Wege geschmuggelt; selbst wenn er jetzt hier wäre, könnte er die schreckliche Lage, in der ich mich befinde, nicht verstehen. Der Gott Israels allein weiß, was ich empfinde, da ich ihn verleugnen und meinen Glauben vor meinem eigenen Sohne verstecken muß. Paul darf nicht zu lange bleiben. Die Neujahrszeit mit ihren Fasten und Festen steht bevor. Außerdem, da es überall Spione gibt, könnte Pauls Gegenwart der Obrigkeit zu der Entdeckung verhelfen, daß ich nicht bin, was ich scheine.

Vielleicht wäre es besser gewesen, ich wäre in das Dorf zurückgegangen. Aber nein! Da hätte ich in die Kirche gehen müssen. Ein Dorf ist so klein. Aber in dieser großen und geschäftigen Hafenstadt kann ich tun und treiben, was ich will, ohne bemerkt zu werden. Ein paar Rubel in die Hand der Geistlichkeit sichern mir vollständige Vergessenheit.

Heute abend soll ich es erfahren, welchem Zufall ich diesen plötzlichen Besuch verdanke. Paul strahlt. Er spielt mit den mir noch nicht mitgeteilten guten Nachrichten wie ein Kind mit einem neuen Spielzeuge. Er macht allerlei geheimnisvolle Andeutungen. Er umspielt mich wie ein zärtliches Hündchen. Aber er hält seine große Nachricht zurück für heute abend; erst wenn der Lärm des Tages verstummt, wenn das geräuschvolle Treiben der Matrosen und der mit ihnen verkehrenden Bauern aufgehört hat, wenn wir gemütlich unsere Zigarette rauchend in meinem Studierzimmer sitzen und über den erleuchteten Hafen blicken werden — erst dann soll ich alles erfahren. Natürlich sind es gute Nachrichten — aber Gott helfe mir — ich *fürchte* Pauls gute Nachrichten! Die guten Nachrichten,

die mir mitzuteilen Paul den ganzen Weg von Petersburg nach Odessa gemacht hat, müssen, wenn ich nach der Vergangenheit schließen soll, schrecklicher Art sein. Gott gebe, daß ich sie überlebe.

Welch ein Feigling bin ich doch! Habe ich nicht schon längst eingesehen, daß Paul seinen und ich meinen Weg gehen muß! Was für einen Unterschied können seine Neuigkeiten daher auf mein Leben machen? Er wird niemals erfahren, daß ich ein „Jüd" bin, es sei denn, daß meine sterbenden Lippen es verraten, wenn ich das Glaubensbekenntnis ablege. Ich habe meinen Entschluß gefaßt, als ich hierher kam. Paul scheint als Schreiber theologischer Schriften eine Karriere vor sich zu haben. Ihm die Wahrheit zu vertrauen, würde ihn tief betrüben, ohne ihm irgendeinen Vorteil zu bringen. Ebenso würde es dazu dienen, ihn zu schädigen und seine Aussichten zu vernichten, wenn ich mich vor der Welt als Juden bekennen wollte. Ich mag dies als Deckmantel für meine Feigheit benutzen da ich die drohende Strafe fürchte, nichtsdestoweniger ist es wahr! Bozhe moi, ist es nicht Strafe genug, daß ich nicht offen an der Gottesverehrung meiner Brüder teilnehmen kann? Ich muß hier bleiben, wo ich ganz unbekannt bin und meine Religion im geheimen bekennen kann. Aber schon das Gefühl, in einer jüdischen Stadt zu leben, erfüllt meine Seele mit einer gewissen Genugtuung. Mehr als ein Viertel der Bevölkerung besteht aus Juden. Obgleich die Mieten und die Feuerung sehr teuer sind, kommen sie, Gott sei Dank, doch recht gut voran. Durch Isaak lasse ich den Armen unserer Gemeinde reiche Almosen zukommen, obgleich nur wenige meiner Hilfe bedürfen. Ich freue mich des Anblicks der hübschen Synagogen, die ich freilich nicht zu betreten wage. Ja, für mich ist es hier am besten. Warum soll ich mich über den Besuch meines Sohnes aufregen? Paul

wird mir seine Neuigkeiten mitteilen, ich werde ihm gratulieren, dann reist er in die Hauptstadt zurück, und alles wird sein wie zuvor.

Montagmitternacht. — Nein, es wird niemals werden, wie es früher gewesen. Ein Schritt nur gehörte dazu, uns für alle Ewigkeit zu trennen. Paul hat ihn getan.

Alles ging so, wie wir es verabredet hatten. Wir saßen zusammen in meinem Zimmer. Es war ein herrlicher Abend, eine leichte, frische Seebrise hatte sich erhoben und wehte durch das geöffnete Fenster. Die Lichter im Hafen winkten freundlich, und vom Himmel grüßten unzählige Sterne. Als aber Paul mir seine guten Neuigkeiten mitgeteilt, sah ich von alledem nichts mehr. Mir war, als stände der ganze Horizont in Flammen. Er fing damit an, etwas ausführlicher, wie er es in seinen Briefen getan, mir Dinge zu erzählen, die ich längst wußte: die Geschichte des großen Erfolges, den sein Buch gehabt, das in allen theologischen Blättern Europas besprochen wurde, in einem Jahre vier Auflagen erlebt hatte und ins Deutsche und Italienische übersetzt worden war. Weiter, wie man ihn ermutigt habe, nach St. Petersburg zu kommen, und wie er dort in der Presse gleich lohnende Arbeit gefunden habe. Dann kam die große Neuigkeit — man hatte ihm die Stellung des Chefredakteurs an der „Novoie Vremia", der größten Zeitung Petersburgs, angeboten.

Ich verstand sofort, was das bedeutete. Mein Entsetzen war so groß, daß ich beinahe ohnmächtig geworden wäre. Paul sollte dieses berühmte antisemitische Regierungsblatt leiten, Paul würde Tag für Tag diese giftigen Leitartikel schreiben, die das Volk zu Pogroms anstiften, in denen die jüdischen Mitbürger verfolgt und geschmäht werden, in denen ihnen alle menschlichen Rechte abgesprochen werden. Paul sollte Leiter all des Spottes und der Verleumdungen

sein, die täglich über meine unschuldigen Glaubensgenossen und Brüder ergossen werden. Ich empfand dieselbe Herzensqual und Angst, die ich vor einem Jahre durchlebt, als ich den ersten antisemitischen Artikel meines Sohnes gelesen. Aber ich brauste nicht so zornig auf wie damals. Kraft meines Willens wußte ich mich zu beherrschen, und äußerlich wenigstens gelang es mir, ruhig zu erscheinen. Mir stand ein großer Kampf bevor, den auszukämpfen ich meiner Ruhe und Besonnenheit bedurfte.

„Paul," sagte ich, „du bist ein glücklicher Mensch." Ich küßte seine Stirn mit eiskalten Lippen. Er bemerkte meine große Erregung, hielt diese aber offenbar für ganz natürlich.

»Da,« sagte er, „du hast recht, ich habe Glück gehabt. Es ist eine große Sache. Nur wenig junge Leute haben es mit 25 Jahren schon so weit gebracht."

„Nutchozh? Und in welcher Weise denkst du die Redaktion zu führen?"

„Och, im großen und ganzen werde ich sie so weiter führen, wie es bisher geschehen ist. Selbstverständlich behalte ich mir jedoch einige Verbesserungen vor."

„Ich hoffe, daß zu den letzteren auch die Weglassung all dieser gehässigen, antisemitischen Artikel gehört, die sich in dem Blatte breit machen."

Er starrte mich erstaunt an. „Ganz gewiß nicht! Die Eigentümer des Blattes machen es mir zur direkten Bedingung, der bisher eingeschlagenen Richtung treu zu bleiben. Sie sind sehr vorsorglich, sie schützen mich sogar vor einer eventuellen Verfolgung, indem sie einen Strohmann stellen, der ein sehr anständiges Gehalt bezieht! Ish-lui, es ist eine sehr feine Anstellung, die ich errungen habe."

Sollte ich ihm sagen, daß er diese Stelle unmöglich annehmen könne — weil ich Jude bin? Nein, dazu ist

immer noch Zeit, wenn alle andern mir zu Gebote stehenden Mittel zu keinem Resultate führen sollten.

„Och, hast du sie angenommen?“ sagte ich.

„Aber natürlich habe ich das, Vater! Warum sollte ich ihnen Zeit lassen, es sich anders zu überlegen.“

„Ich meine nur, daß du das erst mit mir hättest überlegen sollen.“

„Nu, uzh, ich habe doch bisher noch niemals mit dir überlegt, ob ich eine Arbeit annehmen sollte oder nicht,“ sagte er erstaunt und in etwas enttäuschtem Tone.

„Nuka, aber dies bringt dich endgültig in die journalistische Karriere, nicht wahr?“

„Gewiß! Das ist es ja, weshalb ich die Stellung angenommen; ich dachte natürlich, daß du froh darüber sein würdest.“

„Aber gerade deshalb hättest du darauf verzichten müssen. Es freut mich aber, daß man sie dir angeboten hat.“

„Ich verstehe dich nicht, Vater.“

„Nuka, golubtchik, höre mir zu,“ sagte ich in zärtlichem Tone und schlang den Arm um seinen Hals. „Dein Kampf um die Existenz war nur ein Kampf, um deine Kraft zu stählen. Du bist nicht wie andre junge Leute. Du hast Erfolg gehabt, aber der Augenblick, in dem du den Preis gewinnst, ist zugleich der Zeitpunkt, in dem du darauf verzichten und ihn einem andern überlassen solltest, der ihn notwendiger hat als du. Dein Kampf um das Leben war nur ein Spiel, das ich dir gestattete. Du bist sehr reich.“

„Reich?“

„Reich! Fast mein Leben lang bin ich ein reicher Mann gewesen. Fast in allen Teilen Rußlands besitze ich Grundeigentum. Ich habe Anteile an den erfolgreichsten Handelsgesellschaften. Ich habe dir dies nicht gesagt, damit

du, wenn du die volle Wahrheit erführest, dich deines Reichtums ganz freuen solltest."

„Reich?" Er wiederholte das Wort nochmals in verstärktem Tone. „Ach, warum habe ich dies nicht früher gewußt!"

„Dann würdest du nicht solche Erfolge gehabt haben! Du hättest nicht die Erfahrungen, die du jetzt gesammelt, liebster Paul. Nun aber ist deine Arbeit vorüber — das heißt, sie soll erst recht beginnen. Du bist nun nicht mehr gezwungen, des lieben Brotes wegen Zeitungsartikel zu schreiben —! Du kannst nun in aller Ruhe dich deinen Büchern widmen und schreiben, was dir gefällt, frei von allen materiellen Sorgen. —"

„Da, das würde wahrlich einst das Ziel meiner Wünsche gewesen sein," sagte er grimmig. „Reich? Und ich habe das nicht gewußt!"

„Aber daß du es nicht wußtest, hat dich nun um so glücklicher gemacht."

„Nein, Vater. Der Kampf ist ein zu schrecklicher gewesen. Oft habe ich gesessen und bitterlich geweint! Ishlui, du ahnst nicht, was ich erlitten, als mir mein Manuskript wieder und immer wieder von den Verlegern zurückgeschickt wurde. Zu denken, daß ich es selbst hätte herausgeben können."

Ich empfand Zweifel, ob meine Handlungsweise richtig gewesen. „Aber du kannst doch stolz darauf sein, daß niemand dir zu deinem endlichen Erfolge geholfen hat!"

„Aber die bitteren Erinnerungen sind unauslöschlich! Ach, und einst — —"

„Einst?" fragte ich.

„Einst liebte ich ein Mädchen. Sie ist gestorben, und nun ist alles vorüber. Es stellten sich unsrer Verbindung viele Hindernisse in den Weg, mit Geld wären sie jedoch alle zu überwinden gewesen."

„Armer Junge," sagte ich nachdenklich, denn von dieser neuen Liebesepisode war mir nichts bekannt. „Vergib mir, mein Sohn, ich sehe ein, daß ich einen Irrtum begangen habe. Auf jeden Fall wird es von heute an meine einzige Sorge sein, dich glücklich zu machen."

„Nein," sagte er mit einem plötzlichen Entschluß, „es ist jetzt zu spät. Du hast in bester Absicht gehandelt, Väterchen. Aber ich gebrauche jetzt kein Geld. Ich erwerbe jetzt selbst genug und Lorbeeren dazu. Warum sollte ich leichtsinnig aufgeben, was zu erringen so schwer war?"

„Weil ich dies von dir erbitte, Paul. Weil ich dich bitte, das dir angetane Unrecht wieder gut machen zu dürfen."

„Nein," sagte er sarkastisch: „Man macht es am besten wieder gut, indem man alles so läßt wie es ist. Ich werde mich als Herausgeber dieser Zeitung ganz glücklich fühlen. Welch besseres Medium für Verbreitung meiner Ideen könnte es geben als diese große Zeitung? Welch mächtigeren Hebel, um das heilige Rußland zu heben? Nein, Vater! Laß Vergangenes vergangen sein. Willst du, so stelle einen Teil deines Reichtums der philantropischen Gesellschaft zur Verfügung, die es sich zur Aufgabe macht, junge, strebsame und talentvolle Leute zu unterstützen. Ich brauche nicht mehr zu kämpfen; laß mich ruhig den Pfad wandeln, den ich mir bestimmt habe."

Ich fiel ihm zu Füßen und bat ihn flehentlich, mir den Willen zu tun. Aber es schien, als ob er ganz und gar von dem Dämon des Eigensinns besessen wäre. Ich öffnete mein Schreibpult und überschüttete ihn mit einem Regen von Banknoten. Er stieß sie von sich; eine flatterte durch das Fenster hinaus in die Nacht. Keiner von uns streckte die Hand aus, um ihre Flucht zu verhindern.

Ich erkannte, daß nur die volle Wahrheit möglicher-

weise seinen Entschluß erschüttern könne. Aber ich spielte noch einen Trumpf aus, ehe ich dieses letzte gefährliche Mittel ergriff.

„Höre mich an, mein lieber, teurer Paul," sagte ich, „wenn der Besitz des Geldes dich nicht zu versuchen vermag, so laß dich von deines Vaters Bitten bestimmen. Wisse also, daß ich deshalb mit Schrecken an die dir angebotene Stellung denke, weil du in dieser beständig die Juden angreifen mußt —"

„Wie sie es verdienen," warf er ein.

„Möglich. Aber ich — ich habe eine Schwäche für dies so grausam unterdrückte Volk."

Er sah mich schweigend an, als erwarte er eine weitere Erklärung. Ich gab eine solche, indem ich ihm eine schamlose Lüge mit schlecht verhehlter Verlegenheit vortrug.

„Einst — es ist schon lange her — liebte ich eine Jüdin. Natürlich konnte ich sie nicht heiraten, aber seit jener Zeit habe ich eine Schwäche für ihr unglückliches Volk."

Paul sah mich überrascht an. Dann nahm sein Gesicht einen zärtlichen Ausdruck an. Er nahm meine Hand in die seine.

„Vater, wir haben dasselbe Leid zu tragen," sagte er weich, „das Mädchen, von dem ich sprach, war eine Jüdin."

„Wieso?" rief ich nun meinerseits überrascht. Es war also die alte mir bekannte Geschichte.

„Ja; sie war Jüdin. Aber ich habe sie eines bessern belehrt. Ich habe ihre Seele befreit und sie Christus zugeführt. Sie würde damals mit mir geflohen sein, wenn wir die Mittel dazu gehabt hätten, und wenn ich irgendwie Aussicht gehabt hätte, sie im fernen Lande erhalten zu können. Aber sie wagte nicht, sich in Moskau oder irgendwo

in der Nähe taufen zu lassen. Sie sagte, daß ihr Vater sie töten würde. Die einzige mir übrig bleibende Alternative war, zum Judentum überzutreten. Du, Vater, wirst, was ich dir jetzt vertraue, für unmöglich halten, dennoch muß ich zu meiner eigenen, ewigen Schande gestehen, daß ich zu jener Zeit — es war gerade damals, als ich die ersten Korrekturen meines Buches las — schwer mit der Versuchung zu kämpfen hatte. Aber ich besiegte des Satans Versuchung leicht genug. Dem Glauben, der mein heiliges Erbrecht ist, zu entsagen, wäre mir sehr schwer geworden, mein Egoismus half mir diesmal. Rachel wünschte mit mir zu fliehen. Ich wußte aber, daß sie dann arm und unglücklich geworden sein würde. Ich verweigerte es daher, Vorteil aus ihrem mädchenhaften Ungestüm zu ziehen. Nachher hörte ich dann, daß sie sich ertränkt habe." Die Tränen rollten über seine Wange.

„Wir waren dahin übereingekommen, zu warten, bis ich eine kleine Summe erspart hätte. Voi, dieser Aufschub stürzte uns in das Verderben. Eines Tages besuchte mich Rachels Vater. Er hatte unser Geheimnis entdeckt. Er fiel mir zu Füßen, zerriß sein Haar, weinte und flehte mich an, sein Heim und sein Leben nicht zu vernichten. Eine Jüdin könne nur einen Juden heiraten, sagte er. Wenn ich nur als Jude geboren worden sei, hätte alles gut werden können. Vielleicht hatte Rachel davon gesprochen, Christin zu werden. Wußte ich nicht, daß das ein Ding der Unmöglichkeit war? Man könnte ebensogut erwarten, daß das Lamm zum Wolfe würde. Blut ist dicker wie das Taufwasser. Ihr Herz würde immer an ihrer eigenen Religion hängen. War meine Liebe zu ihr so blind, daß ich nicht verstand, daß, wenn sie davon sprach, zum Christentum überzutreten, dies nur geschah, um mir zu gefallen? Daß sie das Kruzifix küßte, damit ich sie küßte, und daß

sie vor der Jungfrau kniete, damit ich vor ihr knie? Er schwur mit den heiligsten Eiden, daß sie zu Hause immer in sarkastischem Tone von dem allein selig machenden Glauben geredet hatte. Ich glaubte ihm. Mein Gott! ich glaubte ihm. Denn ich hatte es zuzeiten selbst gefürchtet. Ich wollte nicht teil an solcher Gotteslästerung haben, so ließ ich mich bereden, Rachel einen Abschiedsbrief zu schreiben, den ihr zu übergeben ich ihren Vater beauftragte. Als er fortgegangen war, hatte ich das Gefühl, als sei ich einer schrecklichen Versuchung entgangen. Ich fiel auf die Knie und dankte allen Heiligen."

„Aber warum hast du mir dies alles nicht schon damals gesagt?" rief ich in unerträglicher Angst.

„Nu, zu welchem Zwecke? Es hätte dich ganz nutzlos aufgeregt. Ich wußte es nicht, daß du reich warst."

„Und zu jener Zeit war es, als du mir anbotest, Geld zu schicken," sagte ich, mich plötzlich dieses Umstandes erinnernd.

„Da es nicht genug war, um uns zu retten, konnte es wenigstens dir zustatten kommen. Natürlich werde ich nun niemals heiraten. Aber die Meinung, die ich von den Juden habe, ist durch diese Episode meines Lebens nicht verbessert worden, sie hat sich vielmehr verschlimmert. Rachel hat mir genug von der abergläubischen Sklaverei erzählt, in der zu leben sie gezwungen war. Ich zweifle heute nicht mehr daran, daß ihr Vater mich belogen hat. Wenn er nicht so hartnäckig gewesen, würde Rachel heute noch leben. Deshalb begreife ich nicht recht, liebster Vater, daß du eine Schwäche für die Israeliten hast, weil du einst ein jüdisches Mädchen geliebt hast. Es gibt natürlich überall Ausnahmen — Rachel war eine solche Ausnahme — das Mädchen, das du dereinst geliebt, war jedenfalls auch eine solche. Es ist übrigens schon sehr spät geworden; ich möchte zu Bett gehen."

Er küßte mich und ging zur Tür hinaus, aber er kehrte zurück und steckte den Kopf noch einmal herein. Ein trauriges, süßes, gewinnendes Lächeln glitt über sein bleiches, gedankenvolles Gesicht.

„Ich werde dich auf die Liste derer setzen, denen regelmäßig ein Freiexemplar der „Novoie Vremia“ zugeschickt wird. Gute Nacht, Väterchen.“

Was sollte ich sagen? Was konnte ich tun? Ich versuchte, mit zitternden Lippen zu lächeln.

„Gute Nacht, Paul,“ sagte ich.

Ich werde es ihm nun niemals sagen!

Dienstag, 3. d. M. — Ich öffne dieses Buch, um den Ausgang des Tages zu schildern. Es ist, als wolle das Schicksal meiner spotten! Pauls Ankunft hatte mich so erregt, daß ich darüber vergessen hatte, meine Briefe zu lesen. Nachdem ich ein paar Stunden wie in einem Traumzustande dagesessen hatte, erinnerte ich mich plötzlich daran. Einer dieser Briefe ist von meinem Geschäftsführer. Er teilt mir mit, daß er meine südamerikanischen Papiere, über die zu verfügen ich ihm carte blanche gegeben, verkauft habe, und daß ich 5000 Rubel damit verdient habe.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Odessa, Donnerstagabend. — Sechs Monate sind vergangen. Ich erhalte täglich ein Freiexemplar der „Novoie Vremia“. Fast täglich wird mein Herz durchbohrt, wenn ich sie lese. Dennoch bin ich ein beharrlicher Leser. Es ist die Buße, die ich mir selbst auferlegt. Nach langem Schweigen habe ich heute einen Brief von Nicholas Alexandrowitch erhalten; ich öffne mein Tagebuch, um dies zu vermerken. Er ist im Begriff, eine reiche Witwe zu heiraten und zum Katholizismus überzutreten. Er schreibt, daß er sehr glücklich sei! Wohl ihm, daß er keine Seele

hat! Er weiß nicht, daß ich ihn reichlich in meinem Testamente bedacht habe. Glücklicherweise habe ich alle meine Angelegenheiten wohl geordnet und bin nun jeden Tag zu sterben bereit. Ich habe hoffentlich Frieden gemacht mit Gott und den Menschen, obwohl Paul bis zur heutigen Stunde nichts davon weiß. Wenn er nach Odessa käme, würde er es ja unfehlbar erfahren. Ich habe aber alle Spione und die Geistlichkeit mit schwerem Gelde bestochen. Dank ihres Schweigens bin ich einer der am meisten bedeutenden Juden Odessas, ohne daß jemand daran denkt, mich irgendwie mit dem schneidigen Herausgeber der „Novoie Vremia" in Verbindung zu bringen. Ich erkenne jetzt ganz klar, wie ich von Anfang an hätte handeln müssen, wenn ich nicht ein so elender Feigling gewesen wäre. Aber ich halte Paul von mir entfernt. Es ist meine letzte Feigheit. In einem Postskriptum teilt mir Nicholas mit, daß Pauls Artikel bis in die entferntesten Gegenden Rußlands Sensation erregen. Ach, ich weiß dies nur zu gut! Finden nicht überall antisemitische Versammlungen statt, die von den von der Regierung getroffenen grausamen Maßregeln unterstüßt werden? Bringen nicht alle Lokalblätter Abdrücke von Pauls gegen die Israeliten aufhetzenden Artikeln? Mußte ich sie nicht sogar hier in den Zeitungen von Odessa, im „Wiertnik" und im „Listok" finden? Es sollte mich gar nicht wundern, wenn auch hier ein Pogrom ausbräche. Gestern hat schon in den pereouloks des Judenviertels ein Auflauf stattgefunden, obwohl in dieser Gegend alles ganz ruhig ist . . . Großer Gott! Was ist das plötzlich für ein Lärm? . . . Also doch! Ich kenne den Ruf: „Nieder mit den Juden, nieder mit den Juden!" Der Himmel färbt sich plötzlich glutrot. Bozhe moi! Es ist Feuer. Voi! Sie plündern das Judenviertel! . . . Die Sonne versinkt in Blut wie an jenem unglückseligen Tage

hinter den Hügeln des Dorfes . . . Ach! Paul! Paul! Warum habe ich deiner verderbenbringenden Feder nicht Einhalt getan . . . Aber wenn es nicht durch dich geschehen, würde ein andrer diese Hetzartikel geschrieben haben . . . Nein, nein, das ist keine Entschuldigung für mich . . . Vergib mir, o Gott, daß ich so elend schwach gewesen bin. Von dem Tage an, wo ich ein Abtrünniger geworden, bin ich feige und elend gewesen, bis zu dem heutigen Tage . . . Ich bin meines Blutes, meines Volkes nicht würdig . . . Sie kommen diesen Weg . . . Ihre Rufe durchbohren mein Herz wie mit einem Messer . . . „Nieder mit den Juden, nieder mit den Juden!" Schon sehe ich sie . . . Es ist eine Rotte von Schuften, sie haben die jüdischen Wirtshäuser geplündert und sich mit dem gestohlenen Vodka berauscht . . . Großer Gott! Sie sind mit Messern und Flinten bewaffnet! Ihr Führer hat eine Zeitung in der Hand und liest etwas daraus vor. Es sind Soldaten dabei, Matrosen, Fremde und Eingeborene und alles wüste Vagabunden! Wo ist die Polizei? . . . Jetzt ziehen sie unter meinem Fenster vorbei. Großer Gott, erbarme dich meiner. Es sind Pauls Worte, die sie einander zurufen! . . . Sie sind vorüber. Niemand hat an mich gedacht. Gott sei Dank, ich bin gerettet, gerettet vor diesen Teufeln! Um ein Haar wäre auch ich verloren gewesen . . . Was ist das? Barmherziger Gott, sie haben Rabbi Isaak zum Gefangenen gemacht und zerren ihn an seinem langen, weißen Barte der Kaserne zu. Mein Platz ist an seiner Seite! Ich will mich an die Spitze meiner Brüder stellen. Es sind ihrer nicht wenige. Wir wollen uns über diese Hunde stürzen und sie vernichten. Proschai, mein liebes Tagebuch! Lebe wohl! Ich gehe, um die Einheit zu verkünden.

„Unheilbar.“

> Ich liege unter den Toten verlassen wie die Erschlagenen, die im Grabe liegen, deren du nicht mehr gedenkest, und die von deiner Hand abgesondert sind!
> Du hast mich in die Grube hinunter geleget in die Finsternis und in die Tiefe.
> Dein Grimm drücket mich, du drängest mich mit allen deinen Fluten, Sela.
> Meine Freunde hast du ferne von mir getan, du hast mich ihnen zum Greuel gemacht. Ich liege gefangen und kann nicht auskommen.
> Meine Gestalt ist jämmerlich vor Elend, Herr, ich rufe dich an täglich, ich breite meine Hände aus zu dir. Psalm 88, Vers 6—10.

Es herrschte eine gewisse Unruhe in dem Krankenhause. In wenigen Minuten wurde nun den Freunden der Kranken erlaubt, diese zu besuchen. Die Unheilbaren würden die letzten Klatschgeschichten aus dem Ghetto erfahren. Das war sehr interessant, denn sie hingen alle noch am Leben, diese Armen und Elenden, die hier eine Freistatt gefunden. Es war ein ziemlich anspruchsloses Hospital, zwei einfache miteinander verbundene Eckhäuser im östlichsten Parke Londons. Die ärmsten der Armen unterhielten es durch Beiträge von einem Penny die Woche, die Reichen erkannten es kaum an, sodaß viele Unheilbare, von Paraplegia, Rhachitis und andern schrecklichen Leiden Geplagte, die an die bescheidene Pforte klopften und Einlaß begehrten, ihn nicht fanden. Aber die kleine Anstalt wurde dennoch muster-

gültig geleitet, und wenn ihre Pfleglinge nur frei von Schmerzen gewesen wären, hätten sie über nichts zu klagen gehabt. Es war sogar für ihre kirchlichen Bedürfnisse gesorgt: man hatte eine Miniatur-Synagoge eingerichtet, in welcher der für die Frauen bestimmte Raum sorgsam durch einen Vorhang abgeteilt war, als ob die grotesken Ruinen des weiblichen Geschlechtes, die hier dem Gottesdienste beiwohnten, noch möglicherweise die Männer von ihrer Andacht hätten abziehen können.

Aber die Rabbiner kannten die menschliche Natur. Die immer noch geistesfrische, aber gelähmte, an der Wassersucht leidende Lea wurde in ihrem Krankenstuhle in das Wohnzimmer der Männer getragen, um ihr die Zeit zu verkürzen. Sie lächelte einen tauben und blinden Mann bezaubernd freundlich an, während dieser Brailles Bibel vor sich hatte und sorgsam tastend mit den Fingerspitzen las, ohne mehr Notiz von ihr zu nehmen, wie etwa der heilige Antonius getan haben würde. Der verrückte Mo war unversehns in das Wohnzimmer der Frauen geraten und stand neben dem Stuhle einer verkrüppelten Frau mit hageren, vergrämten Zügen, auf deren scharfgeschnittener Nase eine große Brille saß. Von den christlichen Pflegerinnen in sauberen, weißen Schürzen nahm Mo keinerlei Notiz. Wie die meisten Patienten, war auch die verkrüppelte Frau auf und völlig angekleidet. Nur wenige der an den Wänden stehenden weiß bezogenen Betten waren besetzt.

„Lea sagt, daß sie glücklich wäre, wenn sie so gut gehen könnte wie Sie," sagte der verrückte Mo schmeichelnd. „Sie sagt immer, Milly geht so schön. Sie sagt, Sie könnten durch den ganzen Garten gehen!" Milly, die in ihrem Stuhle zusammengekauert saß, lächelte traurig.

„Sie weinen wieder, Rebekka," protestierte eine dunkeläugige Zwergin mit hübschem Gesicht in ausgezeichnetem

Englisch und berührte die verwelkte Hand ihrer Freundin. „Sie leben wieder in Mißmut. Sehen Sie nur, die Seiten Ihres Buches sind mit Tränen benetzt."

„Nein — ich fühle mich ganz wohl," sagte die Russin mit den traurigen Augen und dem seltsamen musikalischen Klang der Stimme. „Denken Sie nur nicht, daß ich weine, weil ich nicht glücklich bin. Wenn ich so traurige Dinge lese — wie mein eigenes Leben — dann nur bin ich glücklich."

Die Zwergin lachte kurz, so daß ihre langen, herabhängenden Ohrringe sich bewegten. „Ich glaubte, sie dächten über Ihre Liebesangelegenheiten nach."

„Ich?" rief Rebekka. „Ich habe mein Bein so früh verloren, lange ehe ich alt genug war, mich zu verlieben. Nein! Ich denke über den 88ten Psalm nach: ‚Denn meine Seele ist voll Jammer, und ich bin bereit zu sterben.' Ja, ich war noch ein Kind, als ich nach Königsberg gebracht wurde, wo der berühmte Arzt wohnt, der mir mein Bein abgeschnitten hat. ‚Du machst, daß meine Freunde und Nächsten und meine Verwandten sich ferne von mir tun um solches Elendes willen!' zitierte sie.

Ihr Antlitz nahm einen begeisterten Ausdruck an.

„Still," flüsterte die Zwergin, mit einem warnenden Blick nach der Richtung deutend, wo eine blasse, ernste Frau mittleren Alters ohne zu schlafen, jedoch geschlossenen Auges auf einem Wasserbette lag.

„Sie versteht kein Englisch," sagte das russische Mädchen stolz.

„Seien Sie dessen nicht so sicher; sehen Sie nur, wie rasch die Wärterinnen Jüdisch gelernt haben."

Rebekka schüttelte ungläubig den Kopf. „Sarah ist eine Polin," sagte sie. „Die können jahrelang in England sein und lernen doch niemals die Sprache."

„Ich bin krank! Krank! Krank!" stöhnte plötzlich

eine alte, verschrumpelte, polnische Großmutter — eine Greisin von mehr als 100 Jahren. Sie lag wie ein zusammengekauerter Affe auf ihrem Bette, jammerte dann und wann über unerträgliche Schmerzen, schnauzte die Pflegerinnen an und forderte, daß alle Fenster geschlossen werden sollten. Sie protestierte so heftig gegen die frische Luft, als ob es Butter oder irgendeine andere ketzerische Leckerei gewesen wäre.

Ihr leises Klagen wurde erstickt durch lautes, entsetzlich klingendes Schreien, das aus dem darüberliegenden Zimmer ertönte; es machte das Blut erstarren und mahnte den Besucher daran, daß hier keine „Barnumsche Ausstellung" sei, sondern daß alle Monstrositäten wirklich waren. Die hübsche, junge Schwester Margarete — die noch nicht abgehärtet genug war — bebte vor Mitleid, als sie der gelähmten Kranken dort oben gedachte, die mit aschfarbenem, von Angstschweiß bedecktem Gesichte den ganzen Tag in einem Lehnsessel saß, die geschwollenen gallertartigen Hände auf Wattekissen und den Knieen zwischen ein Kopfkissen. Wenn die furchtbaren, häufigen Schmerzensanfälle kamen, schüttelte ihr ganzer Körper sich angstvoll hin und her. Ihre einzige Zerstreuung bestand darin, daß sie Straßenszenen, die sich auf an der Wand hängenden Bildern widerspiegelten, beobachtete. Sie fürchtete fortwährend, daß man ihr ein langsam wirkendes Gift in ihre Getränke mische und fluchte und schalt mit unheilbarer Lebenskraft.

Unterdessen lag Sarah schweigend da; bittre Gedanken zogen durch ihren Sinn, aber ihr bleiches leidend aussehendes Antlitz war unbewegt davon. Es war ein ernstes, strenges Gesicht, das nur zu deutlich die Spuren der Leiden zeigte, die sie ertragen mußte, ein Gesicht, dem man es kaum mehr ansah, wie wunderhübsch es einst gewesen war. Sie nahm keine Notiz von allem, was um sie vorging, die ganze Welt schien ihr leer und gleichgültig zu sein. Sie

hatte die längste Zeit ihres Lebens in dem Ghetto von Warschau verbracht, dort hatte sie vor 19 Jahren geheiratet, sie war damals erst 16 Jahre alt gewesen. Ihr einziger noch lebender Sohn — ein Jüngling, dem die Luft Englands nicht zum Heile gewesen war — war nach Afrika gesegelt, um Tauschhandel mit den Kaffern zu treiben. Es war schon 14 Tage her, seit ihr Mann zum letzten Male nach ihr gesehen hatte.

Als die Besucher sich allmählich einstellten, raffte sie sich aus ihrer Lethargie auf. Sie versuchte sich trotz ihres gelähmten Zustandes ein wenig aufzurichten. Aber allmählich erlosch die Freude der Erwartung aus ihren großen, grauen Augen. Man plauderte überall fröhlich in dem großen Raume. Das wassersüchtige Mädchen war der fröhliche Mittelpunkt einer Gruppe. Die polnische Großmutter verfluchte ihre Enkel, wenn sie nicht kamen, und wenn sie, wie heute, kamen, dann schalt sie mit ihnen und warf ihnen vor, daß man sie vernachlässige. Jeder hatte jemand zum Küssen oder zum Streiten! Ein oder zwei Bekannte näherten sich auch der armen bettlägerigen Frau. Aber sie wollte kein Wort reden. Sie war zu stolz, um nach ihrem Manne zu fragen, sie bemerkte die ihr ab und zu mitleidig zugeworfenen Blicke sehr wohl und litt offenbar darunter. Auf ihren Wunsch setzte die Schwester den großen, roten Schirm um ihr Bett, der nun eine künstliche Wand um sie bildete und sie einigermaßen isolierte. Ihr Mann würde schon wissen, wo er sie zu suchen habe. —

„Weh über mich!" klagte ihre hundertjährige Landsmännin, sich hin und her wiegend. „Was für eine Sünde habe ich begangen, daß ich so nichtsnutzige Enkel haben muß? Ihr kommt alle nur hierher, um nachzusehen, ob eure alte Großmutter immer noch nicht tot ist. Ich bin krank! So krank! So krank!"

Die Dämmerung brach herein. Die weißen Betten

leuchteten geisterhaft durch das Dunkel. Der letzte Gast hatte Abschied genommen. Sarahs Mann war noch nicht gekommen.

„Er ist nicht wohl, Frau Kretznow,“ wagte Schwester Margarete in ihrem besten Jüdisch zu sagen. „Oder er wird mit Geschäften überhäuft sein und keine Zeit haben. Die Arbeit ist heutzutage nicht mehr so leicht.“ Sie und Sarah waren die einzigen in der Anstalt, die nichts von dem Kretznow-Skandal wußten. Man wagte angesichts von Margaretens Unschuld und Jugend keinen Klatsch vorzubringen.

„Er hätte schreiben können,“ sagte Sarah streng. „Er ist meiner überdrüssig. Es ist ein volles Jahr her, daß ich nun hier liege. Jobs Fluch erfüllt sich an mir.“

„Soll ich ihm“ — Margarete zögerte, um das richtige jüdische Wort zu finden — „soll ich ihm schreiben?“

„Nein! Er hört schon, wie ich an die Tür seines Herzens poche.“

Sie gebrauchten zuweilen poetische Ausdrücke, diese einfachen und doch so feinfühlenden Frauen. Schwester Margarete, deren junges Herz noch Teilnahme zu empfinden vermochte, murmelte leise. „Aber —“

„Laß mich in Ruhe!“ schrie die Frau mit dem Angstlaut eines verwundeten Tieres.

Die Oberwärterin berührte leise den Arm der Novize und führte sie weg.

„Ich werde ihm selbst schreiben,“ flüsterte sie.

Die Nacht brach an, aber der barmherzige Schlaf senkte sich nicht auf alle Bewohner des Krankenhauses. Sarah Kretznow fand keine Ruhe, sie zermarterte ihr Hirn mit selbstquälerischen Gedanken. Ach, sollte ihr Mann sie wirklich vergessen haben, würde sie einsam hier liegen müssen, bis der Tod sie von ihren Leiden erlöste, den zu beschleunigen ihre streng religiösen Ansichten verboten. Sie

war in das Asyl gegangen, um ihm den fortwährenden Anblick ihrer Leiden sowie die Kosten ihres Unterhaltes zu ersparen. Sollte sie ihn nun niemals wiedersehen?

Am folgenden Tage kam er — einer direkten Einladung folgend. Sein Gesicht war dunkel und mit schwärzlichem Haar umgeben; seine Unterlippe war dick und sinnlich. Er ließ den Kopf hängen und wich dem Blicke aus.

Schwester Margarete lief rasch zu seiner Frau, um ihr zu sagen, daß er da sei. Ihre Augen leuchteten vor Freude.

„Stellen Sie bitte den Schirm um mein Bett," bat sie. Hinter demselben zog sie den Kopf ihres Mannes zärtlich an ihre Brust und drückte ihre Lippen auf sein Haar.

Er war so überrascht darüber, daß er sich zu einer Indiskretion hinreißen ließ. „Ich dachte, du lägest im Sterben."

Ihre grauen Augen leuchteten mit wundersamem Schein.

„Dein Herz hat die Wahrheit gesprochen, Herzel, mein Leben. Ich starb vor Sehnsucht nach dir." „Aber die Vorsteherin schrieb mir, es eile," platzte er heraus. Er fühlte, wie bei diesen Worten ihre Brust sich krampfhaft hob und senkte; sie stieß ihn mit ihren Händen von sich.

„Verrückte Törin, die ich bin. — Ich hätte es wissen können! Heute ist kein Besuchstag. Sie haben Mitleid mit mir — sie sehen meinen Kummer — man spricht darüber."

Es schien, als stockte sein Pulsschlag. „Haben sie dir etwas über mich gesagt?" stotterte er.

„Ich habe ihr Mitleid nicht erbettelt. Aber sie haben wohl gesehen, wie sehr ich litt — man kann die Qual des Herzens nicht verstecken.

„Sie haben kein Recht über mich zu sprechen," murmelte er mit plötzlichem Trotze.

„Sie haben ein Recht dazu," erwiderte sie scharf. „Wenn du nicht einmal mehr herkommst, um nach mir zu sehen! Warum bist du nicht gekommen?"

„Ich — ich bin die ganze Zeit über im Land umher=gereist und habe mit billigen Schmucksachen hausiert. Es geht so schlecht mit der Schneiderei."

„Sieh mir ins Auge. Bei dem Gesetze Moses! Nein, du hast mich belogen. Warum bist du nicht zu mir gekommen."

„Ich habe es dir gesagt."

„Erzähle der Sabbath = Feuerfrau solche Märchen. Warum bist du nicht gekommen? Ist es zu viel verlangt, mir jede Woche ein paar Stunden zu schenken? Wenn ich ausgehen könnte, wie einige der Patienten, würde ich gern zu dir kommen. Aber du bist meiner vollständig überdrüssig — —"

„Nein, nein, Sarah," murmelte er gezwungen.

„Warum denn?" —

Scham und Verlegenheit überwältigten ihn. Er wandte das Gesicht ab. „Ich hatte keine Lust zu kommen," sagte er endlich ganz verzweifelt.

„Warum nicht?" Fieberrote Flecken kamen und gingen auf ihren weißen Wangen; ihr Herz pochte wie toll.

„Das wirst du doch gewiß verstehen."

„Verstehen? Wie so? Du gibst mir eine ausweichende Antwort."

„Ich antworte, wie du fragst."

„Du antwortest ja überhaupt nicht."

„Keine Antwort ist auch eine Antwort," fuhr er, zum äußer=sten getrieben, sie auch an. „Du verstehst alles ganz gut! Du selbst hast mir eben erst gesagt, daß man allgemein davon spräche."

„Ach!" — — sie stieß einen halb unterdrückten Schrei der Verzweiflung aus. Wie durch eine plötzliche Eingebung begriff sie plötzlich, was vorgefallen war. Die bangen, schattenhaften Ahnungen und Befürchtungen, mit denen sie sich so lange herumgequält, waren plötzlich zu greifbarer Wirklichkeit geworden. Ihr Haupt fiel matt auf das Kissen zurück, sie schloß die Augen.

Er stand immer noch vor ihr und beugte sich ängstlich und verlegen über sie.

„So krank! So krank! So krank!“ stöhnte die alte Großmutter.

„Du sagtest mir selbst, daß alle Mitleid mit dir hätten,“ sagte er endlich in halb gereiztem und halb traurigem Tone, „hatte denn keiner Mitleid mit mir?“

Sie schwieg, und er faßte sich ein Herz. „Aber du hast doch Mitleid mit mir, Sarah, du mußt es doch verstehen —“

Sie schlug die Augen wieder auf.

„Du bist noch immer hier,“ flüsterte sie.

„Ja — du siehst also, daß ich deiner nicht überdrüssig bin, Sarahleben. Nur — —“

„Kannst du mich waschen, ohne daß ich naß werde?“ unterbrach sie ihn bitter. „Geh nach Hause, geh zu ihr.“

„Ich will nicht nach Hause gehen.“

„Dann verdirb wie die Rotte Korah!“

Er ging schwerfällig fort. In der auf diesen Tag folgenden Nacht war die Hölle des Leides, das Sarah erduldete, noch unerträglicher dadurch gemacht, daß sie einen Blick in das Paradies getan — ein Paradies, in dem Adam und Eva von der verbotenen Frucht naschten. Tagelang sprach sie kein Wort und blieb taub bei den teilnehmenden Worten ihrer Umgebung und der jungen Schwester. Was vermochten Worte gegen die Flammen der Eifersucht, die sie verzehrten?

An dem nächsten Besuchstage kam er, offenbar von Reue erfüllt. Er stand lange harrend im Korridor und versuchte Einlaß zu bekommen. Aber sie weigerte sich hartnäckig, ihn zu empfangen. Endlich ging er ärgerlich fort. Seine neue Hausgenossin tröstete ihn, und nun kam er nicht mehr wieder.

Wenn man Tag und Nacht gezwungen ist, still auf dem Rücken zu liegen, dann hat man Zeit zum Nachdenken, besonders wenn man nicht schlafen kann. Man hat Zeit dazu, eine Sache von verschiedenen Standpunkten zu beurteilen, wenn man vom Morgen bis zum Abend — und vom Abend bis zum Morgen unablässig darüber nachdenkt. Nach langem, ernstem Nachdenken kam sie zu der Überzeugung, daß das Paradies, in dem ihr Mann lebte, der Eingang zur Hölle sei. In der andern Welt würde er verdammt sein, wie sie es hier auf Erden war. Seine Seele würde von seinem Volke ausgestoßen werden.

Sie brütete förmlich über dieser Vorstellung, die sie mit Angst und Schrecken erfüllte. Zuletzt diktierte sie der Vorsteherin einen Brief, in dem sie Herzel bat, sie zu besuchen.

Er gehorchte; mit schamroten Wangen stand er neben ihrem Lager und zupfte verlegen an seiner Mütze. Bei seinem Anblick nahm ihr hartes Gesicht einen milden Ausdruck an, ihre Brust hob und senkte sich unruhig, unterdrückte Seufzer erstickten ihre Stimme.

„Du hast mich rufen lassen?" frug er leise.

„Ja — vielleicht hast du wieder geglaubt, daß ich auf dem Sterbebette läge," antwortete sie mit bittrer Ironie.

„Dem ist nicht so, Sarah. Ich wäre gern längst zu dir gekommen, aber du wolltest mein Gesicht ja nicht sehen."

„Ich habe es 20 Jahre lang gesehen, nun ist eine andre an der Reihe."

Er schwieg.

„Es ist aber dennoch so, ich liege auf dem Sterbebette."

Er fuhr zusammen, als habe ihn ein Messerstich getroffen. Er warf einen ängstlichen Blick auf ihr bleiches Gesicht.

„Ist es nicht wirklich so? In diesem Bette werde ich sterben. Aber Gott allein weiß, wieviel Jahre ich noch hier zu liegen verdammt bin."

Ihre unnatürliche Ruhe machte ihn schaudern. „Und bis der heilige Gott, gesegnet sei sein Name, mich zu sich ruft, wirst du in der Sünde dahinleben."

„Man kann mir keine Vorwürfe machen. Gott hat mich schwer gestraft. Ich bin ein noch so junger Mann."

„Du bist schwer zu tadeln." Ihre Augen flammten ihn zornig an. „Gotteslästrer! Das Leben ist süß genug für dich — aber vielleicht wirst du noch vor mir sterben."

Sein Gesicht wurde leichenblaß. „Ich bin ein junger Mann," wiederholte er mit zitternder Stimme.

„Vergißt du, was der Rabbi Eliezer sagte? ‚Bereue am Tage vor deinem Tode' — das ist heute, denn wer kann es wissen, was morgen geschieht?"

„Was soll ich tun?"

„Gib sie auf —"

„Nein, nein," unterbrach er sie. „Verlange das nicht. Ich kann es nicht. Ich bin so allein."

Sie aber wiederholte mit unerbittlichem Tone: „Gib deine Frau auf."

„Was sagst du da? Meine Frau! Aber sie ist nicht meine Frau. Du bist meine Frau."

„Dem ist so. Also gib mich auf. Gib mir Get (den Scheidebrief)."

Er rang nach Atem. „Dir Get geben?" flüsterte er.

„Ja! Warum hast du mir nicht schon den Scheidebrief geschickt, nachdem ich dich verlassen, um hier Zuflucht zu suchen?"

Er wandte das Gesicht ab. „Ich habe daran gedacht," stotterte er, „aber dann — —"

„Nun dann?" Ihm war, als lese er einen spöttischen Ausdruck in ihren grauen Augen.

„Ich — ich war zu ängstlich dazu."

„Ängstlich?" Sie lachte grimmig. „Angst vor einer bettlägerigen Frau?"

„Ich hatte Angst davor, dich unglücklich zu machen." Der spöttische Ausdruck ihres Auges verwandelte sich in einen sanften milden Blick, der dann ebenso plötzlich wieder hart und streng wurde.

„Glaubst du denn, daß du mich nun statt dessen glücklich gemacht hast?"

„Halte mich nicht für noch schlimmer, wie ich schon bin. Ich glaubte nicht, daß die Menschen so grausam sein würden, dir die Wahrheit mitzuteilen."

„Deine eigenen Lippen haben mir es ja doch verraten."

„Nein, bei meiner Seele," rief er bestürzt.

„Dann haben mir es deine Augen erzählt."

„Ich fürchtete es," sagte er, sich abwendend. „Seit sie in meinem Hause ist, wagte ich nicht, dich zu besuchen — das ist der Grund, warum ich nicht gekommen bin, obwohl ich es immer beabsichtigte, Sarah-Leben! Ich fürchtete, dir in das Auge zu blicken. Ich wußte, daß du das Geheimnis in den meinen lesen würdest — und das fürchtete ich."

„Du fürchtetest dich vor mir!" sagte sie bitter. „Du warst wohl bange, ich würde dir die Augen auskratzen? O nein, es sind gute Augen. Haben sie nicht tief in meinem Herzen gelesen? Zwanzig Jahre lang sind sie das Licht meines Lebens gewesen . . . Diese Augen und die meinen sind es, die den Tod unsrer Kinder gesehen haben.

Krampfhafte Seufzer hoben ihre Brust. Sie schluckte mühsam und sagte dann: „Und sie? Hat sie dich nicht gebeten, mir den Scheidebrief zu geben?"

„Nein, sie war bereit, mir anzugehören, auch ohne daß ich das tat. Sie sagte, sie betrachtete dich wie eine Tote. Sarah, sieh mich nicht so an. Es ist Gottes Wille. Es ist nur deinetwegen, Sarah, daß ich sie nicht zu meinem gesetzesmäßigen Weibe gemacht habe. Sie hoffte wie ich,

daß du von der ganzen Sache niemals etwas erfahren würdest."

„Ja, ja; ihr habt eben beide so weiche Herzen. Sie ist eine Mutter in Israel, und du bist ein Abkömmling des Vaters Abraham."

„Glaubst du mir nicht, was ich dir sage?"

„Ich brauche deinen Worten keinen Glauben zu schenken und kann darum doch eine Jüdin bleiben."

Dann aber des Spottes müde, rief sie mit plötzlich ausbrechender Leidenschaft: „Wir dreschen Spreu! Meinst du, ich, die Enkelin Reb Schloumis, gesegnet sei sein Andenken, ich kenne die Gesetze nicht? Meinst du, ich wüßte nicht, daß du mir nicht Get geben kannst, mir, die ich dir nur Gutes getan und kein Leid, und die ich dir Kinder geboren habe? Ich spreche nicht von dem Beth-Din, denn in diesem gottlosen Lande verstehen sie sich darauf, die Gesetze zu verdrehen, aber selbst nach dem englischen Beth-Din würde es dir nicht gelingen, dich von mir scheiden zu lassen, obwohl wir nicht hier und nicht nach den Gesetzen dieses Landes geheiratet haben. Ich spreche jetzt nur von unsern Rabbonim! Du weißt recht gut, daß kein Maggid dir gestatten würde, mir nur deshalb Get zu geben, weil ich bettlägerig geworden. Davor — und davor fürchtetest du dich."

„Aber sobald du es willst —" sagte er eifrig, ohne weiter auf ihre Rede einzugehen.

Seine Bereitwilligkeit, ihr Opfer anzunehmen, wirkte wie Salz auf ihren Wunden.

„Du verdienst, daß ich dich in der tiefsten Gehenna schmachten ließe," rief sie.

„Der Allmächtige ist barmherziger, wie du es bist," antwortete er. „Er selbst hat gesagt, daß es nicht gut ist, daß der Mensch allein sei. Trotzdem verabscheuen die Menschen

mich — die Leute klatschen über mich — und sie — sie **kann**, wenn es ihr beliebt, mich jeden Augenblick wieder **verlassen**."

Seine Stimme zitterte vor Mitleid mit sich selbst. „**Du** hast hier Freunde, Pflegerinnen, Besucher. Ich — ich **habe** nichts. Es ist wahr, du hast mir Kinder geboren, aber sie sind dahingewelkt, als habe der böse Blick sie getroffen. Mein einziger Sohn ist jenseits des großen Wassers. Er hat weder für mich noch für dich etwas übrig."

Die Erzählung ihres sie beide bedrückenden Leides besänftigte sie etwas.

„Geh!" flüsterte sie. „Geh und schicke mir G e t. Geh zu dem M a g g i d, er hat meinen Großvater gekannt. Er ist der richtige Mann, der mit Hilfe seiner Freunde diese Angelegenheit für dich ordnen wird. Sage ihm, daß es mein Wunsch sei."

„Gott lohne es dir. Wie kann ich dir es je danken, daß du deine Einwilligung dazu gibst?"

„Ich kann dir ja nichts anderes mehr geben, mein Herzel, ich, die ich das Brot der Fremden esse. Das Sprichwort sagt wahr: ‚Wenn man bei einen Bettler ein Almosen schnorrt, dann lacht der Herrgott'.

„Du wirst also wirklich den Scheidebrief annehmen, wenn ich ihn dir sende?" sagte er ängstlich.

„Ist es nicht die Pflicht des Weibes, sich zu unterwerfen," fragte sie mit grimmem Spott. „Nein, ängstige dich nicht. Du wirst keine Schwierigkeiten haben, ich nehme den G e t willig an. Ich werde ihn dem Überbringer nicht ins Gesicht werfen . . . Und du wirst sie dann heiraten?"

„Gewiß. Dann wird das Gerede der Leute aufhören. Sie muß ganz bei mir bleiben. Es ist mein höchster Wunsch."

„Es ist auch der meine. Du mußt Buße tun und deine Seele retten.“

Er zögerte immer noch. Es schien, als habe er noch etwas auf dem Herzen.

„Und deine Mitgift?“ sagte er endlich, „wirst du nicht Anspruch auf Entschädigung machen?“

„Beruhige dich — ich weiß kaum, wo mein Cesubah (Heiratszertifikat) ist. Wozu sollte ich noch Geld gebrauchen? Du hast wahr gesprochen, ich habe alles, was ich nötig habe! Ich begehre nicht einmal, daß du mir ein Grab kaufst — liege ich doch nun schon lange in einem Grabe, das das Mitleid mir bereitet. Die Bitterkeit über all dies habe ich überwunden.“

Ihm graute. „Du bist sehr gut zu mir,“ sagte er. „Lebe wohl.“

Er beugte sich über sie, aber sie zog rasch das Bettuch über ihr Gesicht.

„Küsse mich nicht.“

„So lebe wohl,“ stotterte er. „Möge Gott dir gnädig sein.“ Er wandte sich, um zu gehen.

„Herzel!“ Sie hatte mit verzweiflungsvollem Schrei das Bettuch wieder von ihrem Gesichte gezogen. Er wandte sich, ernstlich fürchtend, daß sie ihr Wort zurücknehmen würde.

„Schicke mir den Scheidebrief nicht — bringe ihn mir selbst. Laß mich ihn aus deiner Hand empfangen.“

Er stand bestürzt da. „Ich werde ihn dir selbst bringen,“ sagte er dann mit gebrochener Stimme.

Die Schmerzenstage wurden länger — der Sommer kam; sonnige Tage verkündeten ihn und erfüllten die Krankensäle mit Licht und Wärme. An dem Abend, an dem Herzel Sarah den Scheidebrief brachte, war es noch so hell, daß sie jeden auf dem Pergament geschriebenen



Buchstaben deutlich hätte lesen können, wenn ihre Augen nicht von dem vielen Weinen getrübt gewesen wären.

Sie streckte ihrem Mann die Hand entgegen und tastete nach dem Pergament, das er ihr reichte. Er legte es in ihre fieberheiße Hand. Ihre Finger schlossen sich krampfhaft darüber, dann aber entfiel es ihr und flatterte zu Boden. Aber Sarah war nun nicht mehr Herzels Frau.

Herzel war froh, daß er sein schamrot glühendes Antlitz verbergen konnte, indem er sich bückte, um das Dokument von der Erde aufzunehmen. Er gebrauchte ziemlich viel Zeit dazu. Als seine Augen den ihrigen wieder begegneten, hatte sie sich mühsam aufgerichtet. Zwei große, runde Tränen tropften langsam über ihre Wangen, aber sie nahm das Pergament ruhig entgegen und steckte es in ihren Busen.

„Dort laß es ruhen," sagte sie hart, „dort wo dein Haupt so oft geruht hat. Gesegnet sei der gerechte Richter."

„Bist du mir nicht böse, Sarah?"

„Warum sollte ich böse sein? Sie hatte recht — ich bin wie eine Tote. Nur daß keiner den Kaddisch für mich sprechen, keiner für den Frieden meiner Seele beten wird. Ich bin dir nicht böse, Herzel. Nun wird bald wieder eine Frau die Sabbath-Kerzen entzünden und ein Stückchen Teig in das Feuer werfen. Dein Heim war verlassen und einsam, und da war niemand, der dir diese Liebesdienste erwies. Ich habe hier alles, was ich gebrauche. Nun wirst auch du wieder glücklich sein."

„Darf ich zuweilen kommen und dich besuchen?" Nun da sie ihn endgültig freigegeben, regte sich doch sein Gewissen.

„Möchtest du meine Wunden immer wieder aufreißen?"

„So lebe wohl!"

Er hielt ihr schüchtern die Hand hin; sie ergriff und drückte sie leidenschaftlich.

„Ja, ja, Herzel! Verlaß mich nicht ganz! Ja, komm und besuche mich zuweilen — als Freund, als Bekannter, wie einer, den ich früher gekannt habe. Die andern werden mich bald genug vergessen haben, und wer weiß, wie lange ich noch hier liegen muß, ehe der Todesengel meiner gedenkt." Sie umfaßte seine Hand so fest, daß sie ihn schmerzte.

„Ja, ich werde kommen — ich werde oft kommen," sagte er mit einem Seufzer körperlichen Schmerzes.

Ihre Hand löste sich von der seinen und fiel matt herab.

„Aber nicht eher, bis du verheiratet bist," sagte sie.

„Ganz wie du willst."

„Natürlich mußt du eine ganz stille Hochzeit feiern. Du weißt es doch, daß man dich in der englischen Synagoge nicht trauen wird?"

„Der Maggid wird es tun."

„Du wirst mir den Trauschein zeigen, wenn du das nächste Mal zu mir kommst?"

„Ja — ich will versuchen, daß sie ihn mir gibt."

Eine Woche verging — er brachte den Trauschein.

Äußerlich erschien sie ruhig. Sie durchlas das Pergament sorgfältig. „Gott sei Dank!" sagte sie dann und gab es ihm zurück. Dann plauderten sie von gleichgültigen Dingen, von dem, was in der Nachbarschaft seines Heims vorgefallen war. Als er gehen wollte, fragte sie ihn: „Wirst du wieder kommen?"

„Ja, ich werde wieder kommen?"

„Es ist sehr lieb von dir, daß du mir etwas von deiner Zeit gönnen willst. Aber deine Frau? Wird sie nicht eifersüchtig werden?"

Er starrte sie ganz erstaunt an.

„Eifersüchtig — auf dich?" murmelte er.

Sie nahm es in verächtlichem Sinne und preßte ihre bleichen Lippen fest aufeinander. Aber sie sagte nur: „Sie weiß aber doch, daß du herkommst?"

Er zuckte die Achseln. „Ich weiß nicht. Ich habe es ihr nicht gesagt."

„So sage es ihr."

„Wie du es wünschest."

Eine Pause entstand, dann sagte die Frau: „Willst du sie nicht einmal mitbringen, damit ich sie sehe? Dann wird sie sich davon überzeugen, daß man mich nicht mehr lieben kann — —"

Er zuckte zusammen. Nach einem Augenblick schmerzlichen Schweigens aber sagte er: „Ist das dein Ernst?"

„Ich scherze nicht. Bring sie zu mir — sie wird es dir nicht abschlagen, eine arme Kranke zu besuchen. Du weißt, es gilt als mitzwah (eine gute Tat), Kranke zu besuchen. Sie wird dadurch ihren Fehltritt sühnen."

„Sie wird kommen."

Sie kam. Für einen Augenblick starrte Sarah sie mit brennender Neugierde an, dann senkten sich ihre Augenlider, als ob der Anblick dieser Jugend und Lieblichkeit sie blende. Herzels junge Frau war sehr verlegen und wußte nicht, wie sie sich benehmen sollte. Aber sie war schön — ein rosiges, blühendes Landkind aus einem russischen Dorfe, mit üppigem Busen und rosigen Wangen, die jetzt vor Verwirrung purpurrot flammten.

Es war Sarah, als würde ihr Herz von tausend Nadeln durchstochen. Aber sie raffte sich zusammen.

„Gott segne dich — Frau — Kretznow!" hauchte sie leise.

Sie ergriff die Hand der jungen Frau.

„Wie gut ist es von dir, daß du ein so krankes, elendes Geschöpf, wie ich es bin, besuchst."

„Mein Mann bat mich darum," sagte sie verwirrt. Sie machte einen etwas beschränkten Eindruck und war der seltsamen Situation, in die Herzel sie gebracht, durchaus nicht gewachsen.

„Du hast wohl daran getan, ihm zu gehorchen. Sei gut zu ihm, mein Kind. Volle drei Jahre lang habe ich hilflos dagelegen, und während dieser ganzen Zeit hat er mich gepflegt und ist gut zu mir gewesen. Er hat viel gelitten. Sei gut zu ihm."

Mit impulsiver Bewegung zog sie den Kopf der jungen Frau zu sich herab und küßte ihre Lippen. Dann rief sie angstvoll: „Verlaßt mich für heute," zog die Decke über den Kopf zusammen und brach in Tränen aus. Sie hörte, wie das Paar sie zögernd verließ. Ihr war, als leuchte die Schönheit der jungen Frau selbst durch die dicke Decke, mit der sie ihr Antlitz verhüllt hatte.

„O Gott!" wehklagte sie leise. „Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs, laß mich jetzt sterben. Um der Verdienste der Patriarchen willen nimm mich bald zu dir o nimm mich bald zu dir."

Ihr leidenschaftliches Gebet wurde von der sie umhüllenden Decke beinahe erstickt, während von dem sich über dem ihren befindlichen Raume plötzlich lautes Kreischen und Angstrufe ertönten. — Es war die gelähmte Frau, die so an dem Leben hing, und die wie so oft in einen Wutparoxismus verfiel, weil sie entdeckt zu haben glaubte, daß man sie vergiften wolle.

Das Geschrei ging Schwester Margarete durch und durch. Ihre süßen, frommen Augen blickten himmelwärts.

„Ach, Jesus!" flüsterte sie. „Könnte ich doch für sie sterben."



Die Sabbathbrecherin.

Endlich kam die Todesstunde der hundertjährigen polnischen Großmutter. Der Arzt meinte, daß sie kaum noch länger als eine Viertelstunde leben könne. Der Anfall war so plötzlich gekommen, daß keine Zeit blieb, ihre Enkel, die sie stets auszuschalten liebte, zu rufen.

Das Schlimmste war bereits überstanden, sie lag nun ruhig und schien friedvoll hinüber zu schlummern. Die Wärterinnen, die alle Mühe und alle schlaflosen Nächte, die die zänkische Alte ihnen verursacht, vergessen hatten, beugten sich ängstlich und liebevoll über das Bett, in dem das zusammengeschrumpfte alte Weibchen lag. Sie wußten nicht, daß die Sterbende im Geiste noch einmal die große Episode ihres Lebens durchlebte.

Vor etwa 40 Jahren, sie war damals schon beinahe 70 alt und längst Witwe, lebte sie in einem polnischen Dorfe, das ihr die Welt bedeutete. Da erhielt sie plötzlich einen Brief. Dies geschah an einem regnerischen Sommertage, am Sabbathabend. Er kam von ihrem Jungen — ihrem einzigen Sohne — der 37 Meilen von ihrem Orte entfernt ein ländliches Wirtshaus besaß, längst verheiratet war und Familie hatte. In fieberhafter Erregung öffnete sie den Brief sogleich. Ihr Sohn — ihr *Kaddisch* — war ihr Augapfel. Die alte Frau las den in hebräischer Sprache

geschriebenen Brief, von rechts nach links. Dann übermannte sie eine plötzliche Schwäche, sie fiel beinahe um.

Wie zufällig, stieß sie in den vier Seiten des Briefes auf eine Stelle, die ihr wie mit Blut geschrieben erschien. „Ich fühle mich in der letzten Zeit nicht recht wohl; das Wetter ist so furchtbar heiß, und die Nächte sind so feucht und neblig. Aber es ist nichts Ernstes, meine Verdauung ist nur gestört, das ist alles.“ In dem Briefe lagen einige für sie bestimmte Rubel — sie fielen unbeachtet auf den Boden. Eine panische Furcht bemächtigte sich ihrer. Das Gerücht, das in jener Zeit schneller reiste wie die langsame Post, hatte schon die Nachricht gebracht, daß in dem von ihrem Sohne bewohnten Bezirke die Cholera ausgebrochen sei. Den ganzen Tag über war sie von einer bangen Ahnung gequält gewesen; dieser Brief bestätigte ihre Befürchtungen. Selbst wenn er noch nicht von der verheerenden Seuche ergriffen sein sollte, so war er doch nach seinem eigenen Geständnisse in der Verfassung, in der man am meisten dazu disponiert ist, der unheilvollen Krankheit zum Opfer zu fallen. Er lag vielleicht jetzt schon auf dem Kranken- oder dem Sterbebette — vielleicht war er schon tot. Schon in jenen Tagen hatte die kleine Großmutter das gewöhnliche Lebensalter überschritten; sie hatte viele Menschen sterben sehen und wußte es, daß der Todesengel seine Opfer willkürlich heischt. Bei einer Epidemie hat er so viel Arbeit, daß er dem einzelnen Falle keine besondre Aufmerksamkeit widmet. Die Sehnsucht nach ihrem Jungen erwachte mit unwiderstehlicher Gewalt. Das Ende des Briefes schien ihr einen verborgenen Sinn zu haben: „Komm doch bald, recht bald, um mich zu besuchen, liebes Mütterchen. Denn ich werde dich jetzt so bald nicht aufsuchen können.“ Ja, sie mußte sofort zu ihm — wer weiß, ob sie ihn nicht zum letztem Male sehen würde? Dann

aber zögerte sie plötzlich; ihr war ein schrecklicher Gedanke gekommen. Der Sabbath hatte gerade vor einem Augenblick begonnen. Fahren, reiten, überhaupt jede Art des Reisens war für die nächsten 24 Stunden auf das strengste verboten. Verzweifelnd suchte sie sich ihre Lage klar zu machen. Die Religion gestattete ihr nur unter einer Bedingung den Sabbath zu brechen, das war, wenn ein Menschenleben dadurch gerettet werden konnte. Zu ihrem Sohne fahren konnte sie nicht, dann hätte sie jemand anderes in den Handel ziehen müssen, und ihn verleitet des Geldes wegen den Sabbath zu brechen. Sie mußte also gehen! Obgleich sie wußte, daß das Gesetz es für sündhaft erklärt, sich am Sabbath weiter als 2000 Schritte von dem Wohnorte zu entfernen,— so konnte sie dies doch nicht ändern. Von allen Reisearten war doch das Gehen immer noch am wenigsten sündhaft. Der Allerheiligste — gesegnet sei sein Name — wußte ja, daß sie damit keine Arbeit zu vollbringen gedachte. Vielleicht würde er in seiner Gnade Barmherzigkeit mit einer alten Frau üben, die bisher noch niemals seinen heiligen Sabbath gebrochen hatte.

Nachdem sie also rasch ein wenig gegessen, steckte die kleine Großmutter den Brief ihres Sohnes in den Busen, gürtete ihre Lenden und machte sich auf, um 37 Meilen zu Fuße zu wandern. Sie nahm keinen Stock mit, denn nach den Gesetzen des Talmuds wäre es wieder eine Sünde gewesen, am Sabbath etwas zu tragen. Ebensowenig durfte sie einen Regenschirm mitnehmen, obwohl es in der Regenzeit war. Meile für Meile schritt sie tapfer voran dem geliebten, bleichen Gesichte entgegen, das ihr am Ende ihrer Reise winkte, und das wie ein Stern vor ihr herzuziehen schien. „Ich komme, mein Lamm," flüsterte sie. „Dein Mütterchen ist auf dem Wege."

Es war eine feuchte Nacht. Ein ungesunder, weiß-

farbener Dunst stieg auf, und der Himmel schien die Erde wie mit einem Leichentuche zu umhüllen. Die an dem Wege stehenden Bäume verschwanden in dem dichten Nebel. Um Mitternacht wurde der Dunst so dicht, daß kein Stern mehr sichtbar war. Furchtlos wanderte sie die ganze Nacht durch den Wald; ihres Weges war die kleine Großmutter ganz sicher. Sie begegnete weder Mensch noch Tier, obwohl in diesen Wäldern Wölfe und Bären hausen und es auch giftige Schlangen gibt. Es sprangen ihr aber nur ein paar unschuldige Eichhörnchen über den Weg. Als der Morgen kam, war sie sehr müde und beinahe lahm. Aber sie wanderte weiter. Die Hälfte ihrer Reise lag noch vor ihr.

Sie hatte nichts zu essen mitgenommen; das wäre ja auch eine unerlaubte Bürde gewesen. Ebensowenig durfte sie an dem heiligen Tage etwas kaufen. Während des Gehens sagte sie ihre Sabbathgebete und bat Gott inständig, ihr ihre Sünde zu vergeben. Ihr frommes Gebet stärkte sie und machte sie ihre Müdigkeit teilweise vergessen. Als sie dann durch ein Dorf kam, wurde ihr die Kunde von dem Auftreten der Cholera im Bezirke ihres Sohnes bestätigt; für zehn Minuten beflügelte diese Kunde ihre Füße, dann aber überwältigte sie die körperliche Schwäche. Sie mußte sich an eine Hecke lehnen, um nicht umzusinken. Es war beinahe Mittag. Ein vorübergehender Bettler gab ihr ein Stück Brot. Glücklicherweise war keine Butter darauf, so konnte sie es essen, ohne ihre Seele mit der Sünde zu beflecken, etwas Verbotenes über die Lippen gebracht zu haben. Sie nahm ihre Reise wieder auf, aber ihre müden, wunden Füße wollten sie kaum mehr tragen; nur sehr langsam kam sie weiter. Sie hätte gern die Füße im Bache gebadet, aber auch das war verboten. Sie zog ihren Brief aus dem Busen, las ihn wieder und wieder

und suchte ihre schwindende Kraft dadurch neu zu beleben. „Mut, Mut, mein Lamm, dein Mütterchen ist auf dem Wege.“ Dann fing es plötzlich an stark zu regnen; die schweren Tropfen, die ihr in das Gesicht schlugen, erfrischten sie in den ersten Augenblicken; bald aber war sie bis auf die Haut durchnäßt. Ihre triefenden Kleider schienen ihr unerträglich schwer zu sein, und der aufgeweichte Weg, der feuchte Schmutz, der sich an ihren Füßen festhing, waren ebenso sehr Hindernisse, die ihr Vorankommen hemmten. Aber trotz Regen und Wind verfolgte sie tapfer ihren Weg. Dann aber bemächtigte sich ihrer plötzlich eine neue Angst: würde ihre Kraft ausreichen, das Ziel zu erreichen? Jeden Augenblick wurde ihr Schritt langsamer, sie kam wie eine Schnecke voran. Je langsamer sie ging, um so mehr sehnte sie sich nach ihrem Sohne, und um so deutlicher sah sie in bangem Vorgefühle das, was ihrer am Ende ihrer Reise harrte. Würde sie noch zur rechten Zeit kommen, seine letzten Worte zu hören? Vielleicht — schrecklicher Gedanke — war es schon zu spät, sie würde ihn nicht mehr lebend finden! Vielleicht wollte Gott sie dafür strafen, daß sie es gewagt habe, den Sabbath zu schänden! „Mut, Mut, mein Lamm,“ klagte sie leise, „stirb noch nicht. Dein Mütterchen kommt.“

Der Regen hörte auf. Leuchtend brach die Sonne hinter den Wolken hervor. Ihre warmen Strahlen trockneten ihre Hände und Gesicht und bedeckten sie dann bald genug mit Schweißtropfen. Jeder Schritt war eine Qual, aber die tapferen Füße gingen unaufhaltsam vorwärts. Ermüdet, geschwollen und wund eilte sie dennoch weiter. Ihr war, als riefe in weiter, ach immer weiter werdender Ferne die sterbende Stimme ihres Sohnes nach ihr. Sich tapfer vorwärts schleppend, beantwortete sie den Ruf: „Ich komme, mein Lamm, ich komme. Mut, Mut! Dein Mütterchen

ist auf dem Wege. Mut! Ich werde dein Antlitz wiedersehen, ich werde dich noch lebend finden!“

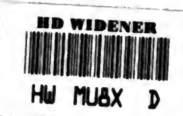
Ein mit seinem Wagen vorüberziehender Fuhrmann bemerkte ihre Hinfälligkeit und bot ihr einen Sitz in seinem Gefährt an, aber sie schüttelte hartnäckig den Kopf. Der endlose Nachmittag neigte sich dem Abend zu — sie wankte den Waldweg entlang, manchmal stolperte sie, fiel vor Schwäche und verletzte sich die Hände und das Gesicht an den Dornen der am Wege stehenden Brombeerranken. Endlich ging die Sonne unter, wieder stieg aus den Pfützen im Walde der Nebel auf. Immer noch lag ein meilenweiter Weg vor ihr, und immer noch lief sie weiter, überanstrengt, fast automatisch, kaum mehr ihrer Sinne mächtig, den nächsten Schritt nur nehmend, weil sie den vorhergehenden gemacht. Von Zeit zu Zeit murmelten ihre Lippen: „Mut, mein Lamm. Ich komme.“ Der Sabbath war gerade vorüber, als Großmütterchen endlich gebrochen, blutend und beinahe ohnmächtig an dem Wirtshause ihres Sohnes ankam, das am Rande des Waldes gelegen war. Ihr Herz stand beinahe still vor Angst. Am Samstagabend pflegte sich sonst die ganze polnische Bevölkerung in und um das Wirtshaus zu versammeln. Heute jedoch war alles still. Nur der Klang hebräisch gemurmelter Hymnen drang durch die Tür. Ein Mann in einem Kaftan öffnete ihr, er legte den Finger an die Lippen, um ihr zu bedeuten, daß sie leise eintreten möge. Großmütterchen blickte in das Zimmer. Ihre Schwiegertochter und ihre Enkel saßen auf dem Fußboden — dem Platze derer, die einen Toten betrauern. „Gesegnet sei der gerechte Richter,“ sagte sie und zerriß den Rock ihres Kleides von oben bis unten. „Wann starb er?“

„Gestern. Wir mußten ihn schnell begraben, ehe der Sabbath anbrach.“

Die kleine Großmutter erhob ihre zitternde Stimme und stimmte mit ein in die Hymne: „Ich will dir ein neues Loblied singen, o Gott, auf einer Harfe mit zehn Saiten will ich dein Lob singen.“ — — — — — — — — —

Die Pflegerinnen konnten nicht begreifen, woher die mumienhafte, sterbende, kleine Frau plötzlich die Kraft nahm, eine sitzende Stellung einzunehmen. Die kleine Großmutter zog mit ihrer runzligen Hand einen zerdrückten Brief, der eben so gelb und unansehnlich wie sie selbst war, aus ihrem verschrumpften Busen. Der Brief war mit seltsamen Hieroglyphen bedeckt, die längst verblichen waren. Sie hielt ihn dicht vor die fast gebrochenen Augen — es war, als verkläre sich plötzlich das von tausend Runzeln durchfurchte, welke Gesicht. Ihre Lippen bewegten sich leise: „Ich komme, mein Lamm,“ flüsterte sie, „Mut, dein Mütterchen ist auf dem Wege! Ich werde dein Antlitz wiedersehen. Ich werde dich lebend finden!“




HD WIDENER
HW MU8X D

